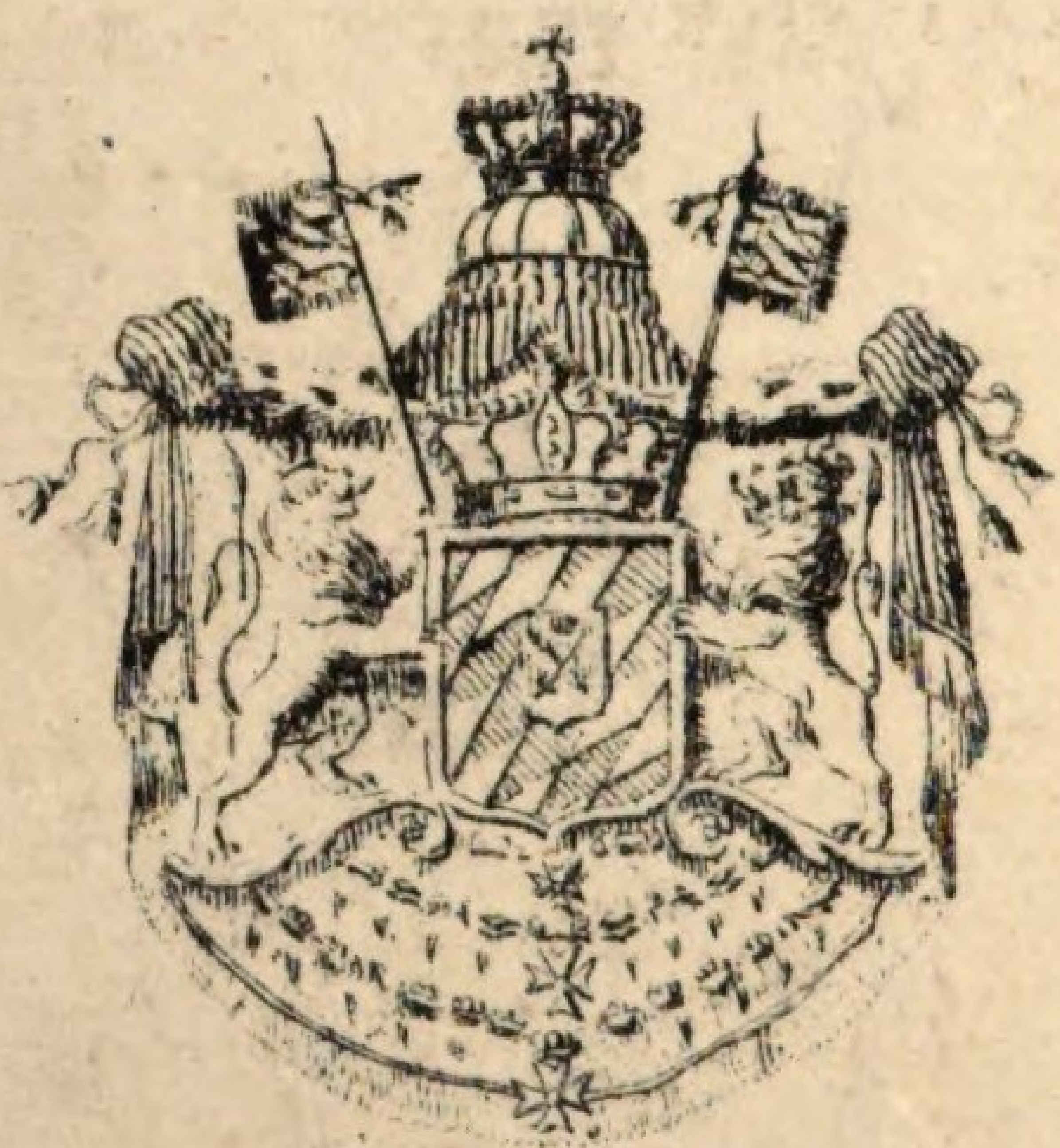
ogr. 1242 (1



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36611660890019

<36611660890019

Bayer. Staatsbibliothek

Christoph Martin Wieland

geschildert

von

J. G. Gruber.

Erster Theil.

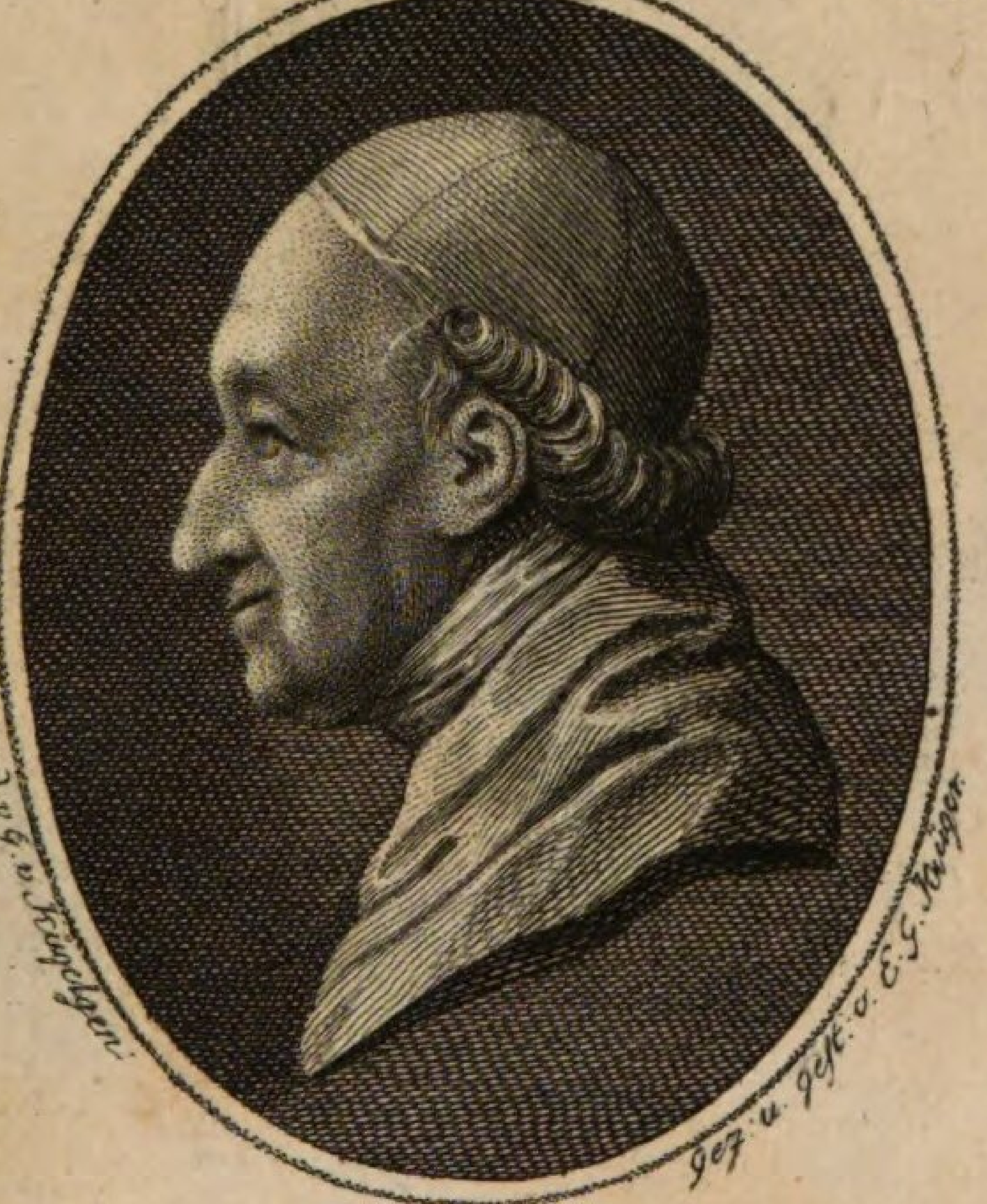
62 DG

Biogr. 1242/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Christ.ph Martin Wieland.



Geschildert
von
J. G. Gruber.

Erster-Theil.

Leipzig und Altenburg:
F. A. Brockhaus.
1815.

42.D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sr. Königlichen Hoheit

Karl Friedrich,

Erbgroßherzog

von Sachsen-Weimar und Eisenach

unterthänigst

gewidmet.

Vorrede.

Ich habe hier versucht, das Leben Wielands zu schildern, d. i. das Leben eines Dichters, das nicht reich an äußern Begebenheiten, desto reicher aber an innerem Gehalt ist. Die Wirkungen dieses Lebens haben sich bedeutend über ein halbes Jahrhundert verbreitet, und es ist wol beides gleich der Mühe werth, diese Wirkungen selbst und deren Ursachen in Wielands Geist und Gemüt genauer kennen zu lernen. Wenigstens etwas dazu beigetragen zu haben, hoffe ich, und einer der glücklichsten Zufälle meines Lebens hat mich dazu in den Stand gesezt. Eine Recension, die ich über Wielands Krates und Hipparchia für

die Hallische Literatur-Zeitung im Jahr 1805 geschrieben hatte, und die den Versuch einer Charakteristik des Dichters enthielt, fand Wielands Beifall so sehr, daß er deren Verfasser kennen zu lernen wünschte. Fernow führte mich, als ich kurz darauf Weimar zu meinem Aufenthalte gewählt hatte, dem ehrwürdigen Greise in Tiefurt zu, und dieser lud mich ein, recht bald wieder zu kommen und meine Recension ihm mitzubringen. Es geschah, und Wieland fand mich nicht unwürdig, dereinst eine genauere Schilderung von ihm zu liefern, wozu er mir selbst beförderlich zu seyn versprach. Nie werde ich der schönen Stunden vergessen, wo er so mild und freundlich, in der Nähe des auserlesensten Hofes, unter einem wölbenden Ahorn dies Versprechen zu erfüllen anhub. Jede neue Unterhaltung gewann ihm

mein Herz mehr, und auch Er beglückte mich mehr und mehr mit seiner Gewogenheit. So kam es denn, daß er vertrauend sein Leben und sein Gemüt mir aufschloß, auf jede Frage gern Antwort, für jeden Zweifel Gewißheit gab. Lächelnd sagte er einst, als er meine Recension dabei zur Hand nahm: Hätten Sie wol geglaubt, daß diese zum Kompendium würde, worüber Wieland Ihnen Vorlesungen hielte?

Was Wieland mir mitgetheilt hatte, schrieb ich in kurzen Säzen nieder, um dereinst davon in einer Charakteristik desselben in meinem ästhetischen Wörterbuche Gebrauch zu machen; denn daß ich als sein Biograph auftreten würde, kam mir nicht in den Sinn. Selbst als ich die schmerzliche Nachricht seines Verlustes erhalten hatte, faßte ich einen solchen Entschluß nicht, den erst mein Freund Brockhaus

in einer Unterredung über Wieland beför-derte. Meine Liebe zu dem Verewigten, das Studium, das ich aus seinen Schriften gemacht, die Mitteilungen, die er mir selbst gegeben, schienen mir ein Beruf dazu; genug, ich gab das Versprechen. Ach, mir ahnete damals nicht, welch ein Schicksal bevorstand! Auf meine verheißene Schrift hatte es doppelt nachtheiligen Einfluß, denn als das Bombardement Wittenbergs mir die schleunigste Räumung meiner Effekten in einen Keller notwendig machte, gingen mir unter andern Papieren auch mehrere über Wieland verloren, und nachher kam bald eine Schlacht, bald eine Reise, bald Krankheit und eine ganze Ilias häuslicher Leiden zwischen meinen Willen und die Ausführung. Unmöglich konte ich darum leisten, was ich gerade hier so vorzüglich gewünscht hätte. Indeß wäre

doch das Schlimmste, wenn durch Schuld dieser Umstände und meines Gedächtnisses die Wahrheit sollte gelitten haben. Daß wenigstens dieses Schlimmste nicht eingetreten sey, glaube ich versichern zu können, und ein überzeugender Beweis davon ist wol unstreitig die Beglaubigung, welche meine Schilderung durch Wielands eigene Briefe erhalten hat. Eben da ich meine Arbeit beendigt hatte, erschienen davon zwei Samlungen, eine von dem selbst als Dichter rühmlich bekannten Sohne (Wien bei Gerold 1815. 2 Bde. gr. 8.), die andere von dem nun auch abgeschiedenen Schwiegersohn des Verewigten (Zürich bei Geßner, 2 Bde. 8. noch nicht geschlossen) veranstaltet. Da mehrere Personen, die ich in zweifelhaften Fällen um Auskunft bat, mich eines Dankes dafür überhoben haben; so würde eine frühere Erscheinung jener

Samlungen mir sehr erwünscht gewesen seyn. Je weniger es aber in meiner Gewalt lag, sie abzuwarten, desto erfreulicher ist mir die Bestätigung, welche sie meiner Schilderung geben. Um meine Leser für den Verlust eines hie und da vielleicht gewünschten Details nach Möglichkeit zu entschädigen, werde ich tun, was mir noch übrig ist; am Ende meines Werkes nämlich einen gedrängten Auszug aus jenen Briefsamlungen in Bezug auf meine Darstellung geben. Deshalb bemerke ich zum Voraus, daß G. S. Geßners, W. S. Wielands Samlung anzeigt. Bei diesem ersten Bändchen konte ich nur an dem lezten noch ungedruckten Bogen Gebrauch von ihnen machen; und nur damit es bei dem zweiten Bändchen geschehen möchte, erscheint dieses nicht sogleich mit dem ersten.

Einleitung.

Hat irgend eine Nazion Ursache auf ihre Literatoren, besonders aber ihre Dichter, einen vorzüglichen Wert zu legen, so ist es die teutsche, die, nachdem sie gegen alle Nazionen gerecht gewesen ist, auch gegen sich selbst gerecht zu seyn anfängt, denn die nächste Vergangenheit hat ihr ihre wahresten Bedürfnisse allzufühlbar gemacht. Das morsche Statsgebäude des heiligen Römischen Reiches ist zusammengestürzt, eben weil es das heilige Römische, und nicht das einige Teutsche Reich war, das uns fest und immer fester verbunden hätte. — Als aber Teutschlands

Verfassung unterging, lebte doch Teutschlands Geist fort in seiner Poesie, und eine gemeinsame Sprache erhielt uns noch Liebe zum Vaterlande. So lange unsere Fürsten unsre Sprache reden, ist nicht alles verloren. Nur der fremde Herscher, der von außen komt,

Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Er kann nicht Vater seyn zu unsern Söhnen.

Sprache und Poesie sind ein heiliges Gemeingut jeder Nazion, sind ihr Palladium; verachtet ein Volk seine Sprache, so wird es bald auch seinen Nazionalcharakter verachten, denn nur in der Muttersprache — ein schöner Name, der die reinsten Freuden unsers Werdens, und alle die geliebten Wesen, unter und mit denen wir aufwuchsen, zurückruft! — kann sich der bestimte Geist eines Volkes treu abspiegeln. Wer sich gewöhnt, in einer fremden Zunge zu sprechen, der wird auch bald denken wie ein Fremder. Wo aber hatte dieses Unheil mehr um sich gegriffen, als in Teutschland? Schienen nicht all unsre Höfe und fast

der ganze Adel Deutschlands von unsrer Muttersprache zu denken wie Karl der Fünfte, der sie nur mit seinen Pferden und Pferdeknechten zu sprechen gut genug fand? Schienen nicht alle mit dem Ausdruck Allemand Begriffe zu verbinden wie der windige Bouhours, der die Frage aufwarf: Si les Allemands pouvaient avoir de l'esprit? War nicht der größte teutsche Fürst der größte Verächter unserer Sprache und Literatur? War nicht seine Akademie der Wissenschaften in Teutschland eine französische? — Man entschuldigt diesen größten Mann seines Jahrhunderts, man entschuldigt alle Höfe, man entschuldigt den ganzen Adel Teutschlands mit der höchst kläglichen Beschaffenheit, worin sich die Sprache und Literatur der Teutschen vom Anfang bis fast in die Mitte des vorigen Jahrhunderts befunden. Wie kam es denn aber, daß solch ein halbes Jahrhundert erschien, während dessen alle Lieblichkeit der Minnesänger, als Treuherzigkeit der Meistersänger, die gewaltige Kraft

Luthers und die Kernhaftigkeit der Opiz-Flemmingschen Schule so rein für Teutschland verloren waren, als wären sie nie vorhanden gewesen? — Für uns gab es keinen Ludwig, keinen Richelieu, und wer weiß, wohin es mit uns noch gekommen wäre, hätte nicht noch einmal der teutsche Genius seine Schwingen mächtiger geregt, und eine neue Periode für unsre Poesie herbeigeführt, deren wir uns zu rühmen vielfache Ursache haben. Zu einer Zeit, wo man mit vornehm eklem Air auf Teutschlands Sprache und Kunst herab höhnte, wo teutsche Fürstenhöfe mit gallischer Zunge redeten, teutsche Frauen nur mit gallischem Wiz plaisantiren, entbrante unter mehreren vorzüglichen Geistern ein edler Wetteifer für die Ehre des teutschen Namens. Keine Fürstengnade hat dem edlen Wetteifer gelohnt, laßt uns also wenigstens nicht undankbar gegen ihn seyn, und raubt ihm nicht die Anerkennung der Nachwelt! Nicht achtend des Hohns der französirten Menge, nicht lüstend nach Beifall, welchem

Gold folgt, gingen die redlichen teutschen Männer, glühend von Vaterlandsliebe, nur vom Geiste des wahrhaft Schönen, Großen und Guten geleitet, mutig und unverrückt ihren hohen Gang zum schönen Ziele. Durch sie wurde von neuem unsere Sprache ausgebildet, unserm innern Leben Gehalt und Form gegeben, unsre Denkart und Empfindungsweise veredelt, unser — Selbstbewußtseyn wieder aufgerichtet. Die Wirkungen hievon waren groß und bedeutend, und erstreckten sich so weit, als die teutsche Sprache geredet ward. Alle Teutsche nahmen hieran Anteil, wie sehr sie sonst auch durch Religion, Statsverfassung und verschiedene Interessen getrent seyn mochten. An der Elbe und an der Donau, am Riesengebirg und unter den Alpen fühlte der Teutsche sich hiedurch einen Teutschen, und der Oesterreicher und Baier, der Preuße und Sachse, der Schwabe und Rheinländer fühlte und dachte sich als Teutschen vielleicht allein bey der Stimme der Poesie, die

demnach die Einerin Teutschlands mit Recht genant werden mag.

In der Reihe der vorzüglichsten Geister, die jene schöne Wirkung hervorgebracht haben, steht Wieland unter den Ersten. Wie er, zum Dichter geboren, und zum Weisen sich selbst bildend, mit den schönsten Eigenschaften des Geistes und Gemütes von der Natur reich ausgestattet, doch durch den beharrlichsten Fleiß noch reicher geworden, fast berufen schien, mit all seinem erhaltenen und erworbenen Reichtum, auf einem eigenen Wege, für jenen Zweck zu wirken, das kann keinem entgehen, der die Geschichte seines literarischen Lebens achtsam betrachtet. Der innere Trieb zur Poesie verkündet schon in dem Knaben den Willen der Natur, der er sich hingibt mit ganzer Seele. Ungeleitet tritt er in die Bahn, unverstanden von seiner Umgebung, zur ungünstigen Zeit. Aber ihn treibt sein Eifer fort und fort; und sind gleich Ziel und Richtung ihm unbekant, so vertraut er doch dem

Gott in seiner Brust. Sein Vertrauen wird nicht getäuscht, denn alle Schicksale seines Lebens scheinen so angeordnet, seine Liebe selbst und sein Irrtum darauf berechnet, daß er auf einen Punkt gestellt würde, wo die Ehre des teutschen Nahmens am meisten bedroht, von ihm oder von Keinem gerettet werden konte. Indem seine Begeisterung aushält gegen alle Hindernisse, seine Beharrlichkeit größer ist als alle Schwierigkeiten, gelingt ihm, was dem Einzelnen, und vollends in seiner Lage, unmöglich schien. Sein stilles Dichterleben wird dadurch ein höchst merkwürdiges Leben; nicht blos anziehend, weil von dem Manne die Rede ist, dem jeder von uns so manche schöne Stunde verdankt, sondern wichtig, weil das, über ein halben Jahrhundert umfassende, Wirken dieses Mannes von dem entschiedensten Einfluß auf die Bildung unserer Nazion war. Daß er auf eine glänzende Weise die geschmähte Ehre des teutschen Geistes gegen das Ausland gerettet habe, dies hat man oft schon ihm zuge-

standen; daß er den Teutschen Teutschland eroberte, und daß dies nur gerade der Mann, wie Er war, vermochte, hat noch Keiner gefunden, und gleichwol ist es nicht weniger wahr. — Sein Leben wird jenes zeigen, dieses beweisen. Es will sein eigentümliches Verdienst darstellen, ohne dem eines Andern zu nahe zu treten. Jedem Verdienste seine Krone!

1733 — 1750.

Christoph Martin Wieland wurde geboren am 5. September 1733, in der damals schwäbischen Reichsstadt Biberach, die, unfern der Grenze der Schweiz, am Bache Rieß in einem lustigen Thale liegt. Sein Vater, Senior daselbst, war ein würdiger, vielfach gebildeter Mann, ein gründlicher Kenner der alten Sprachen, der erst in Tübingen die Rechte, und nachher in Halle Theologie studirt hatte. Man weiß, daß auf dieser letztern Universität, sogleich nach ihrer Errichtung, durch Thomasius und Wolf der Geist der Philosophie in Teutschland neu aufblühte, daß durch Christoph Cellarius Geschichte und alte Literatur einen neuen Schwung erhielten, daß aber in der Theologie ein schwärmerischer Pietismus herrschte, der durch des würdigen August Herrmann Franke doppelte Stiftungen nicht

wenig begünstigt wurde. War der Vater unsers Wieland von den Einwirkungen desselben auch nicht völlig frei geblieben, so verhinderten doch die Einflüsse der Philosophie, daß seine Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit nie in fanatischen Eifer, Verkezerungs- und Verfolgungssucht ausarteten, von welchen sonst jener Hallesche Pietismus sich nicht ganz frei erhalten hat; ein Glück für seinen Sohn, der schon in frühesten Jahren alles mit einer besondern Lebhaftigkeit ergriff, und bei einer ungemein regen Phantasie, wie sich künftig zeigen wird, nur zu sehr in Gefahr stand, in der religiösen Schwärmerei das Maas zu überschreiten. Der Einfluß des Vaters auf den Sohn war hier um so größer, da der Vater zugleich des Sohnes Lehrer wurde, und also mit zwiefacher Gewalt, des Vaters Beispiel und des Lehrers Ansehn, auf die empfängliche Seele des zarten Knaben wirkte. Die Gefahr, eine so schöne Natur, als in diesem Knaben sich offenbarte, wo nicht gar im Keime zu ersticken, so doch bedenklich miszuleiten, wuchs

in eben dem Grade, als der Vater die geistige Bildung des Sohnes übereilte, und den Unterricht etwas treibhausartig betrieb. Noch hatte der Knabe nicht das dritte Jahr vollendet, als der Vater schon seinen Unterricht begann. Seinem Eifer, diesen zu beschleunigen, glich nur die Leichtigkeit, mit welcher der Knabe alles auffaßte und behielt. Die Fortschritte, die er machte, waren deshalb auch ungewöhnlich, denn im siebenten Jahre las er des Nepos Biographieen nicht bloß nothdürftig, sondern mit Vergnügen, und verstand im dreizehnten Virgil und Horaz in gewissem Sinne besser als seine Lehrer. Es lag also etwas in ihm, was kein Unterricht geben, und kein noch so verkehrter Unterricht gänzlich unterdrücken, nur misleiten oder aufhalten kann. Hier scheint er es nicht gethan zu haben, weder im väterlichen Hause, noch nachher, als der junge Wieland Antheil an dem öffentlichen Unterricht der gelehrten Schule seiner Vaterstadt nahm, wo er die ersten Kenntnisse auch der griechischen und hebräischen Sprache erhielt.

Von seinem zwölften Jahr an zeigte sich seine vorherrschende Neigung zur Poesie immer mehr. Nicht nur gewährte Lesung der Dichter ihm ein vorzügliches Vergnügen, sondern er versuchte auch selbst, Poetisches hervorzubringen. Unaufhörlich übte er sich in lateinischen und teutschen Versen, deren er bereits eine große Menge verfertigt hatte, als er den kühnen Entschluß faßte, die Zerstörung Jerusalems in einer Epopöie darzustellen. Er begann sie; ich weiß aber nicht, wie weit er damit gekommen ist. Schade, daß es Wielanden nicht gefiel, uns ein eben so genaues Gemälde seiner Kindheit, eine eben so ausführliche Geschichte seines frühesten geistigen Werdens zu liefern, als Göthe uns von sich geliefert hat. Wie gern würden wir, nicht bloß bei der Art und dem Gange seines Unterrichts seinen Geist, sondern auch in der häuslichen Stille, unter der mütterlichen Obhut, sein Herz sich entfalten sehen, wie gern ihn zu seinen Spielen und unter seine Gefährten, in den Lärm der Menschen und die Einsamkeit der Natur be-

gleiten, und vernehmen, welche Ansichten er faßte, welche Gefühle sich in ihm regten, welche Neigungen in ihm erwachten, und wie aus diesem allen seine Einbildungskraft sich eine eigne Welt schuf. Gewiß, ein treues Seelengemälde dieses physisch und geistig zarten, sinnigen, zu schöner Schwärmerei leicht hingeriessenen, seinen Altersgenossen vorausfliegenden, Knaben würde nicht bloß zur Befriedigung einer müßigen Neugier dienen, sonderu uns über manches Aufschluß geben, wodurch späterhin der Mann auf sein Zeitalter so bedeutenden Einfluß gewann. Wieland aber mistraute hierin dem eignen Gedächtniß, und fürchtete, bei solcher Erzählung aus der Geschichte zur Unzeit in die Poesie zu verfallen. Als ich einst unternahm, diese bei seiner Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit so ungegründete Furcht ihm auszureden, versprach er, auf die Gefahr des Selbstbetruges hin, einen Versuch zu machen. Ich weiß nicht, ob er es gethan hat, will aber nicht unternehmen, was er selbst zu thun Bedenken trug.

In seinem vierzehnten Jahre kam Wieland auf die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, welches Institut damals unter der Direction seines berühmten Abtes Steinmetz einen ausgezeichneten Ruf und den ausgebreitetsten Beifall hatte und verdiente. Von allen Seiten strömten Jünglinge aus den angesehensten Familien des In- und Auslandes herbei, so daß die Schulgebäude ansehnlich erweitert werden mußten; denn man bildete hier die Jünglinge nicht allein für den gelehrten, sondern auch für jede Art des Civilstandes und den Militairstand. Es gab daher noch vor zwanzig Jahren fast keinen angesehenen Stand und Geschäft, besonders in den preußischen Staaten, worin nicht mehrere verdienstvolle und hochgeschätzte Männer ihre Bildung in Klosterbergen erhalten haben. Von berühmten Gelehrten, die unter Steinmetzens Leitung um jene Zeit daselbst ihre Bildung empfingen, braucht man nur die Namen eines Adelung, Steinbart, Silberschlag, Hermes und — Wieland zu nennen. Gut und zweckmäßig für

für jene Zeit war der Unterricht in den mehresten Wissenschaften, und die Anweisungen, welche in alter und neuer Sprachkunde, Mathematik, Physik, Philosophie und den sogenannten schönen Wissenschaften ertheilt wurden, von solcher Beschaffenheit, daß der Geschmack am Studiren dadurch befördert wurde. Wieland, dessen Geist um vieles seinen Jahren vorausgeeilt, und der schon mit Vorkenntnissen reich ausgestattet hieher gekommen war, blieb hinter den besten seiner Mitschüler nicht zurück; sein Eifer nach Erkenntniß, sein beharrlicher Fleiß in Erlangung derselben, waren außerordentlich. In einem Punkte leitete das ihm angeborne zarte Gefühl des Wahren und Schönen den nach Weisheit dürstenden Jüngling richtiger, als seine Lehrer vielleicht gethan hätten. Abhold jenem kunstmäßigen Spalten und Zergliedern der Begriffe, wie es, vornehmlich in den theologischen Lehrstunden, nach Baumgartens Dogmatik und Polemik getrieben wurde, hielt sich unser Wieland lieber an den schönen Vortrag der Alten, die auch in

der Philosophie die Grazien und Musen nicht verscheuchten, und der damals so wenigen Neueren, die hierin mit den Alten zu wetteifern begannen. Unter den Griechen wurde besonders Xenophon sein Liebling, dessen Denkwürdigkeiten des Sokrates sein Handbuch der Philosophie waren. Die Kyropädie zog ihn durch Inhalt und Vortrag gleich mächtig an, beschäftigte aber seine dichterische Einbildungskraft doch vorzüglich mit der schönen Episode: Araspes und Panthea, von denen er auch zehn Jahre später noch so voll war, daß er dem Drange, diesen eben so lehrreichen als unterhaltenden Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens auf seine eigne Weise darzustellen nicht widerstehen konnte. Nicht minder fühlte er sich durch Cicero's kleinere philosophische Schriften angezogen, und bewunderte die Einleitungen zu den größeren, die er auch in seinen letzten Jahren noch für schöne Portale zu herrlichen Gebäuden erklärte. Steele's und Addisons Zuschauer und Schwätzer (the Spectator und

the Tattler) lernte er zwar nur in Gottscheds Uebersetzung kennen, erkante aber auch so noch die Geistesverwandten jener Alten, und nahm sie unter seine Lieblinge auf. So wurde es hell in seinem Geist und heiter in seinem Gemüth; die Weisheit erschien ihm in einer ehrwürdigen, nicht aber in einer abschreckenden Gestalt.

Sehr wahrscheinlich würde demnach schon sein früheſtes Streben eine weit andere Richtung genommen haben, wenn nicht das Institut, worin er seine Bildung erhielt, noch andere Eindrücke in seine junge Seele geprägt hätte, welche die Zeit nicht so bald vertilgen konte. Ich meine die religiösen Eindrücke. Wie überhaupt um jene Zeit in vielen Gegenden des protestantischen Teutschlands Pietismus herrschender Ton war, so war er es vorzüglich in Klosterbergen unter Steinmetz, und weder seine noch des Instituts Freunde haben die natürlichen Folgen und zufälligen Wirkungen desselben auf die hier zu bildenden Jünglinge ableugnen können. Die vielen Andachtsübungen würden noch

weit mehr eine mystische Schwärmerei auf der einen, oder Kopfhängerei und Heuchelei auf der andern Seite hervorgebracht haben, hätten nicht manche der damaligen Lehrer, die nichts minder als Freunde des übertriebenen Pietismus waren, durch Gegenwirkung so nachtheiligen Einflüssen vorgebeugt. Dennoch waren sie bei einzelnen Jünglingen groß genug, und unter diese gehörte Wieland, der bei seiner lebhaften Phantasie und einer großen Reizbarkeit des Gefühls zu religiöser Schwärmerei schon an sich geneigt war. Zum Glück oder Unglück fielen ihm aber auch, nebst Bayle's Dictionaire, Schriften von d'Argens, Voltaire u. a. in die Hände, die nicht ohne Wirkung auf ihn blieben, und ihn in den Verdacht eines Freidenkers brachten, wodurch er nicht wenig zu leiden hatte. Am meisten litt er jedoch durch den Zwiespalt, worein er mit sich selbst geriet, indem er, bei aller Freidenkerei, sich doch auch gern zum Heiligen gebildet hätte, und vielleicht jeder Excentricität der thebaischen Anachoreten um so mehr fähig

geworden seyn würde, je weniger er, aus Unkunde der menschlichen Natur, den Grund mancher Erscheinungen gekannt. „Wie oft, sagte er, habe ich mich in Thränen des Schmerzes fast gebadet, fast die Hände mir wund gerieben, und die Nächte schlaflos hingebracht!" Unstreitig war bei ihm eine krankhafte Reizbarkeit mit im Spiele, die bei seinem anhaltenden und angestrengten Studiren sich nothwendig erzeugen mußte. Seine Einbildungskraft würde gewiß das Uebel noch vergrößert haben, wenn er nicht durch Lesung jener Schriften auch seinen Verstand gleichmäßig ausgebildet, und unbewußt der Einbildungskraft selbst eine andere wohlthätigere Richtung angewiesen hätte. Und troz dem kam doch dem guten Jüngling, wie wir bald sehen werden, mancher bedenkliche Paroxysmus.

Als ein sechszehnjähriger Jüngling verließ er Klosterbergen, mit Kenntnissen und Einsichten weit über sein Alter, zart und fast schwächlich von Körper, aber gesund und kräftig an Geist

und Herz. Ich bin sehr geneigt, ihm als ein besonderes Glück anzurechnen, daß er nicht unmittelbar von da eine Universität bezog, sondern vorher anderthalb Jahre lang bei Baumer in Erfurt, einem Verwandten, lebte. Der Umgang mit diesem denkenden Kopfe wurde für Wieland sehr wohlthätig, und ist nicht ohne dauernde Wirkung geblieben. Die Logik, die er bei Baumer studirte, das Privatissimum über die Wolfische Philosophie, das er bei ihm hörte, hätte er anderwärts wohl auch eben so gut studiren können, allein im Ganzen doch nicht eben so viel gelernt. Die ganze allgemeine Naturgeschichte der menschlichen Thorheit und Narrheit lernt' er kennen, denn er las mit Baumer den Don Qvixote; Baumer aber lehrte ihm zugleich aus Narrheit Weisheit ziehen, indem er bei der Anwendung den Don Qvixote in der eigenen Brust nachwies. Welcher Cursus der Psychologie hätte größern Vortheil gewährt! Der junge Dichter legte hier den ersten Grund zur Kenntniß des Menschen und seiner selbst.

Im Jahre 1750 ging Wieland zurück in seine Vaterstadt, wo er sich eine Zeitlang verweilte. Dieser Aufenthalt ist in mehr denn einer Rücksicht merkwürdig geworden, denn in ihn fällt Wielands erste Liebe und sein erstes, dem Druck übergebenes, Gedicht, welches, obschon ein philosophisches Lehrgedicht, eine Frucht jener Liebe war. Von einem siebzehnjährigen Dichter, der so eben ganz warm aus dem philosophischen Hörsale kommt, und der, wie sich versteht, ein sehr platonischer Liebhaber ist, läßt eine solche Erscheinung sich allerdings erklären, allein man wird dennoch gestehen, daß sie zu den psychologischen und poetischen Seltenheiten gehöre.

Du Götterstand der ersten Liebe!
Was hat dies Leben das dir gleicht,
Du schöner Irrthum schöner Seelen?
Wo ist die Lust, die nicht der hohen Wonne weicht,
Wenn von den göttlichen Klarissen und Pamelen,
Von jedem Ideal, womit die Phantasie
Geschäftig war in Träumen uns zu laben,
Wir nun das Urbild sehn, sie nun gefunden
haben,

Die Hälfte unsrer selbst, zu der die Sympathie
Geheimnißvoll uns hinzog — Sie
Im süßen Wahnsinn unsrer Augen
Das Schönste der Natur! Aus deren Anblick wir,
Wie Kinder an der Brust, nun unser Leben
saugen,
Von allem um uns her nichts sehen außer Ihr,
Selbst in Elysiens goldnen Auen
Nichts sehen würden außer Ihr,
Nichts wünschen würden, als sie ewig anzu-
schauen!

Von diesem Augenblicke nimmt sie als Siegerin
Besitz von unserm ganzen Wesen.
Wir sehn und hören nun mit einem andern Sinn;
Die Dinge sind nicht mehr, was sie zuvor gewesen.
Die ganze Schöpfung ist die Blende nur, worin
Die Göttin glänzt, die Wolk', auf der sie schwebet,
Der Schattengrund, der ihren Reiz erhebet.
Ihr huldigt jeder Kreis der lebenden Natur:
Ihr schmücken sich die Hecken und die Bäume
Mit jungem Laub, mit Blumen Thal und Flur;
Ihr singt die Nachtigall, und Bäche murmeln
nur
Damit sie desto sanfter träume;
Indeß der West, der ihren Schlummer kühlt,
Für sie allein der Blüthen Balsam stiehlt,

Und, taumelnd vor Vergnügen,
Verliebte Rosen sich auf ihrem Busen wiegen.

Was Wieland hier im ein und vierzigsten Jahre schilderte, dessen war im siebzehnten sein Herz voll. Fräulein Sophia von Guttermann weckte diese Gefühle in ihm, und war in jeder Hinsicht würdig, die erste Liebe eines Wieland zu seyn, den nicht etwa bloß jugendliche Reize und eine blühende Schönheit täuschten, etwas Außerordentliches im Alltäglichen zu sehen. Sophie war in der That ein auch an Geist und Herzen ausgezeichnetes Mädchen, fähig, Wielands Schwunge des Geistes, den Flügen seiner Einbildungskraft zu folgen, und seinen zartesten Gefühlen zn begegnen. Wozu aber von ihr eine Schilderung, da es, um sie zu kennen, nichts weiter braucht, als zu hören, sie sey dieselbe, welche Wieland 1771 mit der Geschichte des Fräuleins von Sternheim als Schriftstellerin im Publicum einführte, und deren letzte Schrift: Melusinens Sommerabende, er 1806 wieder mit freundlicher Rede begleitete, kurz, Sophie von

la Roche. Damals unserm Wieland um zwei Jahre am Alter voraus, übte sie eine Art von Hoheitsrecht über den jungen Schwärmer, dessen Liebe dadurch nur einen um so höheren Schwung und noch mehr platonischen Charakter erhielt. Ob sie nicht seine Gefühle theilte? — Nach 49 Jahren gedachte sie noch mit inniger Rührung und sanftem Entzücken der Stunde, wo sie Wielanden das erstemal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach belauschte: wer fragt nun noch, ob sie damals seine Neigung erwiederte, sich für ihn, wie er sich für sie geschaffen fühlte? Vielleicht war sie in Biberach das einzige weibliche Wesen, dem er seine Entwürfe für den Anbau in dem Gebiet der Wissenschaften vor Augen legen*), so wie Wieland der einzige Jüngling, der ihren ganzen Werth fassen konnte. Genug, sie fanden sich,

*) S. Schattenrisse abgeschiedener Stunden von S. v. la Roche S. 47.

und die Wunderwerke der ersten Liebe blieben auch bei ihm nicht aus.

Mit ihrem ersten süßen Beben
Begint für uns ein neues beſſ'res Leben.
So sehen wir im Lenz der Sommervögel Heer
Auf jungen Flügeln sich erheben;
Gleich ihnen, sind wir nun nicht mehr
Die Erdenkinder von vorher;
Wir athmen Himmelslüfte, schweben
Wie Geister, ohne Leib, einher
In einem Ocean von Wonne.
Bestrahlt von einer schönern Sonne
Blüht eine schönere Natur
Rings um uns auf; der Wald, die Flur,
So däucht uns, theilen unsre Triebe,
Und alles haucht den Geist der Liebe.

In solcher Stimmung hörte Wieland an einem Sontag eine Predigt seines Vaters über den Text: Gott ist die Liebe. Der gute Vater mochte sagen was er wollte, für den Sohn war alles zu kalt, und ihm schien, er würde ganz anders, beredter, feuriger, durchdringender, von der Liebe und von Gott, dem Vater der Liebe, gepredigt haben. Wirklich war auch die Kirche kaum

beendigt, als er es mit der feurigsten Beredsamkeit und dem glücklichsten Erfolg that. Der Sommertag war sehr schön, und Wieland wandelte mit seiner Geliebten ins Freie. Welche Unterhaltung konnte ihm willkommener seyn, als über den heutigen Text? Voll von seinen Ideen strömte er sie im höchsten Enthusiasmus aus, und je mehr Sophiens Bewunderung stieg, desto höher nahm seine Einbildungskraft ihren Flug. Sie können denken, sagte er einst zu mir, ob ich kalt sprach, wenn ich ihr ins Auge sah, und ob die gute Sophie überzeugt wurde, wenn sie mir ins Auge sah. Genug, wir zweifelten beide keineswegs an der vollkommensten Richtigkeit meines Systems, und Sophie wünschte nur, vermuthlich weil auch die Ordnung meines Vortrags zu lyrisch gewesen war, daß ich das alles zu Papier bringen möchte. Wie ein Bliz fuhr mir die Idee durch den Kopf, alles dieß in einem Gedicht zu verarbeiten. Gedacht, gethan. Die Frucht dieses enthusiastischen Spazierganges war mein Lehrgedicht: die Natur

der Dinge oder die vollkommenste Welt.

Die Sonderbarkeit der Entstehung dieses Gedichts gleicht nur die Sonderbarkeit der Ausführung, und die Schnelligkeit, womit es verfertigt wurde. In Tübingen, wo er kurz darauf sehr einsiedlerisch lebte, schrieb es Wieland nieder; fing an im Februar 1751, und hatte schon im April die Handschrift nach Halle gesendet. Man sehe nun, wie diesen Jüngling die Liebe begeisterte.

Gott als des Weltalls Mittelpunkt, aller Vollkommenheiten Inbegrif, die Welt aber als nach seinem Muster gebildet, darzustellen, ist sein Zweck. Beim Erweis der ersteren hat er es mit Widerlegung der Pantheisten, Naturalisten und mancher philosophischen Meinungen zu thun, die er zum Teil mit vieler Präcision und Schärfe vorträgt. Jenen Hypothesen sezt er die seinigen entgegen, und wenn einige dem Erfinder nicht viel begreiflicher

gewesen seyn dürften, als dem Leser, so kann man doch auch nicht leugnen, daß er andern Scheinbarkeit genug gegeben habe. Für Stellen, wo er ermüdet, weil er sich zu tief in die Metaphysik verirrte, halten andere durch ihre Begeisterung schadlos, und es bedarf wol keiner Erinnerung, daß die, wo von der Liebe gehandelt wird, nicht die schwächsten sind. Beim Erweis des zweiten Sazes benutzt der Dichter, und bisweilen sehr glücklich, die Lehren der Astronomie und die Entdeckungen der Physik und Naturgeschichte auf die Weise der Physikotheologen, hilft aber ebenfalls mit Hypothesen aus, wo die Erfahrung ihn verläßt, thut also, wie man von jeher that, und wahrscheinlich immer thun wird. Unter diesen Hypothesen ist manche, die alle mögliche Erfahrung überfliegt, — wie denn die siebzehnjährigen Neuplatoniker dergleichen lieben, — eine aber, welche den Dichter auf einem kleinen Umwege zu seiner Geliebten führt. Die Hypothese nämlich, daß der Unterschied der Geschlech-

ter auch bei den Selen und Geistern statt habe, und auf eine innere Verschiedenheit der Natur sich gründe, gibt ihm Veranlassung, die Charaktere beider Geschlechter in ihren bedeutendsten Zügen zu entwerfen, und hiebei ist eine Stelle, (Gesang 4. V. 681. fgg.), die man als ein indirectes Lob seiner Sophia anerkennen muß. Sie stehe hier, weil sie das Verhältniß des Dichters zu seiner Geliebten genau ausdrückt, und für diese nicht ohne Folgen geblieben ist.

Des Geistes Zärtlichkeit, gebild't, uns zu erfreun,
Drückt auch dem schönen Leib sein holdes Wesen ein.
Wie reizend ist er nicht? Wen muß er nicht entzücken?
Wie lad't der Mund zum Kuß! wie strahlt aus ihren Blicken
Die sanfte Liebe aus, und legt uns Ketten an,
Die ohne Schande selbst der Weise tragen kann!
O Thoren! die ihr uns die Liebe fliehen lehret,
Wißt, daß ihr der Natur, nicht ohne Strafe, wehret!
Sie schaft die Lieb' in uns, sie läßt die Schönen blühn,
Und rächt den frechen Stolz an allen, die sie fliehn.
Doch nicht nur Pafia gesellt sich unsern Schönen,
Der lorberreiche Pind schallt selbst von ihren Tönen.

Hier irrt noch Sappho's Lied; so süß stimmt nicht der Schwan
An Strymons grünem Rand sein frohes Sterblied an:
Sie sieht Germanien und unsrer Zeit zu Ehren,
Geistreiche Karschin, dich, der Musen Zahl vermehren;
Durch eine Schöne füllt Kolumbo's Ruhm die Welt,
Und Rowens englisch Lied ertönt im Sternenfeld.
Ihr Schönen, ehrt den Werth, den die Natur euch schenkte,
Erkent den Reiz, den sie in eure Selen senkte!
Zürnt, daß des Vorurtheils und der Gewohnheit Macht
Euch um den schönsten Theil von euerm Schmuck gebracht!
Im zarten Keim erstickt, noch eh sie aufgegangen,
Der Sele Fruchtbarkeit; die Sorge für die Wangen
Verdrängt den edlern Wunsch auch sittlich schön zu seyn,
Und ach! so flößet ihr nichts als Begierden ein!
Ein Toutou, ein Amant, ein Stuzerchen, zum Scherzen
Kaum gut genug, wie klein denkt ihr von euern Herzen,
Wenn solch ein Tand sie füllt! Der bleibe stets entehrt,

Der euch, ihr Schönen, einst des Fächers Kunst gelehrt;
Der euch dem jungen Herrn, der ohne Sele lachet,
Dem stolzen Federhut und Westen hold gemachet,
Der einem schönen Kopf, voll Puder, leer am Geist,
Mit Blicken voll Gefühl die Augen folgen heißt,
Worin der Himmel uns sich scheinet aufzuklären,
Wenn sie Zayrens Kampf mit edlen Thränen ehren.
Wie sehr bedauern wir Lucindens schönen Mund,
Durch den sie Suada schien, eh er uns selbst gestund,
Wie sehr wir uns geirrt; der sie Kytheren gleichte,
Bis er, so bald er sprach, die Grazien verscheuchte;
Den Mund, der, wenn ihn Geist und feiner Scherz bewegt,
Entzückte Weisen selbst zu euern Füßen legt.

Das Gedicht endigt sich übrigens als eine wahre Theodicee, indem der Dichter, zufolge seines Grundsazes, daß alle empfindende Wesen zur Glückseligkeit bestimmt seyen, nicht umhin konnte, auf die Idee von dem Uebel und dem Ursprung des sittlichen Uebels zu kommen, und die hieraus gegen jenen Grundsaz entstehenden Zweifel zu beseitigen. Die Anrede an die Men-

schen, die durch Irrthum und Leidenschaft betrogen werden, so wie die Gemälde der drei Hauptleidenschaften, welchen ein Gemälde der Tugend entgegen gestellt wird, gehören zu den gelungensten Stellen.

Wie sehr dieser erste Versuch unter dem war, was er seyn sollte, hat schwerlich jemand stärker gefühlt als — Wieland selbst. „Wenn — sagt er bei der dritten Ausgabe von 1770 — die Musen die poetische Darstellung so gewiß eingegeben hätten, als die Liebe das System, so würde es die Nachsicht, womit es im Jahre 1751 aufgenommen wurde, wenigstens von einer Seite gerechtfertigt haben. Doch die Musen hätten thun mögen, was ihnen beliebte, wenn das Werk nur unter den Augen derjenigen geschrieben worden wäre, für die es anfänglich zunächst bestimt war. Vermuthlich würde es dann eine ganz andre und gefälligere Gestalt gewonnen haben. Der Verfasser würde von denjenigen Theilen desselben, welche eigentlich in das Gebiet der Einbildungskraft gehören, mehr Vortheil gezogen

haben; die unverständliche und einschläfernde Metaphysik des zweiten und dritten Buchs würde weggeblieben, der Vortrag nicht so platt und trocken, und das Ganze überhaupt interessanter und mit sich selbst übereinstimmiger geworden seyn. Da es aber in einer sehr schwermüthigen Einsamkeit aufgesezt wurde, und der Verfasser überdies, zur bösen Stunde, den Gedanken gefaßt hatte, zu einem so antilukrezischen Gedichte den Lukrez zum Muster zu nehmen, so blieb die Ausführung, schon aus diesen beiden Ursachen, weit unter der ursprünglichen Idee, zumal da der Dichter in einem Alter war, wo man impatiens limae zu seyn pflegt, und der lezte Vers des sechsten Buchs kaum auf dem Papier stand, da, vermöge einer andern Untugend dieses Alters, schon der Plan zu einer neuen Unternehmung sich aller seiner Aufmerksamkeit und Zuneigung bemächtigte. Es ist wohl kaum nöthig hinzuzusezen, daß man — ungeachtet des zuversichtlichen dogmatischen Tons, der im Ganzen herrscht, und einem Jünglinge von 17 Jahren

eben so billig zu gut gehalten wird, als es billig ist, ihn (zumal bei hyperphysischen Spekulationen) an Männern lächerlich zu finden — das System dieses Gedichts und die Hypothesen, die darin behauptet werden, für nichts besseres als wachende Träume eines philosophirenden Dichters, oder Visionen eines poetisirenden Platonikers, ausgibt. Genug, daß seine Hauptabsicht löblich, die Mittel wenigstens unschuldig, und seine Hypothesen, eine in die andere gerechnet, immer so gut als andere ehrliche Hypothesen sind. Was die Poesie dieses Lehrgedichts, zumal in der ersten Ausgabe, betrift, so dürften wohl wenig andere Dichterwerke geschickter seyn, einen Lehrer der poetischen Aesthetik mit Beispielen aller möglichen Fehler, die dem schönen Stil und Vortrag entgegen sind, reichlicher zu versehen."

Es steht Wielanden wohl an, ein so strenges Urtheil über sich selbst zu fällen, allein er war allzubescheiden, wenn er sich darüber verwunderte, wie dieses Gedicht bei seiner Erscheinung von ei-

nem Bodmer, Breitinger, Hagedorn, Sulzer und andern principibus viris jener Zeit, — der durch die Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften (1748) und seine Beurtheilung des Heldengedichts Messias (1749) damals als Aristarch geltende Hallesche Professor Meier gab es heraus und begleitete es mit einer Vorrede, — mit Beifall sey aufgenommen worden. Durfte man an Voltaire bewundern, daß er als siebzehnjähriger Jüngling den Oedipe, keines seiner schlechteren Stücke, schrieb, so haben wir nicht weniger Ursache, die frühzeitige Entwickelung unsers Wieland und sein im siebzehnten Jahre verfertigtes philosophisches Lehrgedicht zu bewundern. Ein Jüngling von siebzehn Jahren, wenn er die alten Sprachen gründlich erlernt, von der französischen, italienischen und englischen sich eine hinreichende Kentniß verschaft hat, und damit eine so ausgebreitete Belesenheit verbindet als unser Wieland in diesem Alter, wird uns immer zu Erwartungen berechtigen: wenn er aber zugleich mit einer lebhaften dichterischen

Einbildungskraft philosophischen Scharfsinn vereinigt, das Studium der Philosophie mit Interesse betrieben, eine ziemlich vertraute Bekantschaft der verschiedenen philosophischen Systeme sich erworben hat, ohne sich unbedingt an eins hingegeben zu haben, vielmehr überall die Fähigkeit eigner Ansichten und feiner Beurtheilung, die Freiheit über diesen Stoff zu schalten, und die Kraft, auch abstrakte Gegenstände poetisch zu behandeln, beurkundet; so ist dies gewiß eine höchst seltene Erscheinung, und wir würden uns zu den größten Hofnungen berechtigt halten, wenn wir auch an das Werk dieses Jünglings den höchsten Maasstab noch nicht legen dürfen. Allein die Jugend des Verfassers soll den Fehlern seines Gedichts nicht zur Entschuldigung dienen, denn ich glaube kaum, daß selbst jene Männer es mit bloßer Nachsicht aufgenommen haben. Noch hatte das vorige Jahrhundert, in welchem für die teutsche Poesie ein neuer Frühling anbrach, kein eigentliches Lehrgedicht aufzuweisen, welches um ein merkliches höher gestan-

den hätte als Wielands Jugendversuch. Wenn man die moralischen Lehrdichter, denen es nur darum zu thun ist, irgend einem praktischen Satz oder sonst einer auf die Veredlung der menschlichen Natur abzweckenden Wahrheit durch poetische Behandlung mehr Anschaulichkeit und eindringendere Wirksamkeit zu verschaffen, von jenen didaktischen Dichtern absondert, welche in Gedichten von längerem Athem wichtige, für Menschheit, Menschenleben und Menschenglück allgemein interessante Gegenstände nach ihrem ganzen Umfange philosophisch behandeln, (wir nehmen die Sache nämlich wie sie ist, nicht wie sie seyn sollte); so hatte Wieland eigentlich nur vier Vorgänger, Haller, Zernitz, Sucro und Kästner, zu denen, wenn man jenen Unterschied, wie doch billig ist, nicht zugeben wollte, nur der einzige Hagedorn hinzukommen würde, indem die didaktischen Gedichte eines Gellert, Cramer Schlegel, Cronegk, Leßing, Withof, Dusch, Creutz und Uz zum Theil gleichzeitig, meist aber später erschienen. Wollte man nun Vergleichun-

gen anstellen, so dürfte Wieland wohl allein Hallern nachstehn, dessen Gedrängtheit der Gedanken, nachdrucksvolle Kürze des Ausdrucks und seltne Kunst, philosophische Wahrheiten in kurze Bilder einzuhüllen, Wieland freilich noch nicht erreichen konnte. Mit Zerniz und Sucro, däucht mich, hält er noch immer die Vergleichnug aus, und Kästners philosophisches Gedicht von den Kometen, das er 1744 in den Belustigungen des Verstandes und des Wizes mittheilte, wird wohl niemand, unter das Wielandische zu sezen, bedenklich seyn. Will man billig handeln, so kann man Wielanden selbst in Vergleichung mit Haller zu Gute rechnen, daß diesem der theils beschränktere, theils minder abstrakte Stoff günstiger war, und vielleicht ließe sich gar darthun, daß Wieland, was er an Tiefe und Gedankenschwere gegen Hallern nachstand, wenigstens stellenweise an poetischem Colorit vor ihm voraus hatte. Genug aber, um zu zeigen, daß Wielands Gedicht, auch wenn es Mannes-Arbeit gewesen wäre, zu jener Zeit

eine Erscheinung war, die man nicht mit gleichgiltigen Augen betrachten konnte. Man konnte in der That nicht umhin, ihm in der damaligen poetischen Literatur eine rühmliche Stelle einzuräumen, und der Beifall, mit welchem es die principes viri aufnahmen, ist nichts weniger als befremdlich. Wenn sie indeß so weit gingen, den Dichter für den teutschen Lucrez zu erklären, so konten sie leicht die für ihn furchtbarste aller Vergleichungen veranlassen. Zwar mit Trockenheit des Stoffes, mit einer noch nicht ausgebildeten Sprache, und mit Neuheit der Behandlung solcher Gegenstände, hatte der teutsche Dichter wie der römische zu ringen: allein der Sieg bei beiden ist ungleich, und sowohl da, wo der römische Dichter wirklich Dichter ist, als da, wo er den unpoetischen Stoff durch Ausdruck, Diction und Bilder zu poetischer Anschaulichkeit zu bringen ringt, reicht der teutsche nicht an ihn. Vielleicht aber hat man hiebei mehr an die Gleichheit des Stoffes als der Darstellung gedacht.

1751 — 1752.

Wieland in Tübingen.

Glückselig, wessen Herz schon in der ersten Jugend
Der Weisheit Reiz gefühlt, und die Gewalt der Tugend!
Eh noch ein Vorurtheil das neue Auge trügt,
Und Alcibiades den Aristid besiegt.
O Kindheit! schönste Zier von der Gelehrten Leben,
Da vorm erstaunten Blick noch jene Helden schweben,
Die man, weil uns die Kraft sie zu erreichen fehlt,
Zur Schande unsrer Zeit, jezt kaum für möglich hält;
Da sich ins weiche Herz die schönen Bilder drücken,
Die im Polybius, im Nepos uns entzücken!
O Lehrer jener Zeit, die, aller Sorgen bloß,
Mir wie ein sanfter Bach, voll stiller Freuden, floß,
Wie? soll ich euch vielleicht, um einen Duns zu fassen,
Den Afterweisen gleich, den Schulen überlassen?

Soll ich, taub für Horaz und blind für Tacitus
Im hochgelehrten Staub, den Star verschlucken muß,
Aus allen Pansophis und Encyclopädien,
Wie aus dem tiefsten Schacht, die Wahrheit mühsam ziehen?
Lauft immer, wenn ihr wollt, versteckten Pfützen nach,
Durch Blumen fließt mir hier der Wahrheit lautrer Bach;
Und bin ich nicht gelehrt, und mess' ich nicht die Selen,
Bei Sokrates wird mir kein Glück des Weisen fehlen.
Der träume Kirchern gleich, der steig' auf Newtons Bahn,
Dir, o Cassini, nach, den reize Conring an;
Mir schimmert dort Athen von alter Tugend Bildern;
Den ich nachahmen will, soll Xenophon mir schildern.

Wielands moral. Br. 9.

Unter solchen Betrachtungen und solcher Entschlüsse voll ging Wieland im Herbste des Jahres 1750 nach Tübingen auf die Universität, gelehrter schon, als mancher sie verläßt. Natürlich, daß er bei seinem Studiren einen andern als den alltäglichen Weg einschlug, den er im Scherz den Kühweg zu nennen pflegte. Eigentlich war sein Zweck, in Tübingen die Rechtswissenschaft zu studiren, weil eine schwache

Brust ihm das Predigen verwehrte; allein auch die Rechtswissenschaft verlor er ziemlich bald aus den Augen. Wenigstens beschäftigte er sich mit dem Studium der Rechte nicht mehr, als ihm unumgänglich nötig schien, um Jurist zu heißen; seine ganze übrige Zeit war den humanistischen Studien gewidmet. Nicht blos was zur Poesie gehört, auch Philologie, Philosophie und Geschichte studirte er mit angestrengtem Eifer, und gewann dabei doch immer noch Zeit, mit dem Neuesten, was die Literatur des In- und Auslandes bereicherte, sich bekant zu machen. Unermüdlich wie er war, die Schätze des Wissens in sich aufzuhäufen, erwarb er sich bald eine fast unglaubliche Menge gründlicher Kentnisse, unter deren Last ein minder energischer Geist vielleicht erdrückt worden wäre. Wielands Geist verlor dadurch von seiner Schnellkraft nicht, und hiezu trug nicht wenig bei, daß sein ganzes Studiren wirklich humanistisch war, d. h. daß er die Veredlung der Menschheit in sich zum Zwecke alles seines Studirens

machte. Nicht Wissen, sondern Weisheit war sein Ziel, und da er dieses immer unverrückt im Auge behielt, so konnte er nie die Mittel für den Zweck selbst halten, mußte das Unzweckmäßige bald vom Zweckmäßigen aussondern, und jedes nur nach seinem absoluten Werthe schätzen. Dadurch sah er schon als Jüngling alles in einem so andern Lichte als die gelehrten Buchstabenmenschen, die nie daran dachten, die Wissenschaft aus dem Gesichtspunkte des Lebens zu fassen, und an ein unfruchtbares Wissen ihr Selbst verloren. Wie anders Wieland, der, weit entfernt, eine todte Gelehrsamkeit in seinem Kopfe aufzuspeichern, an dem Lichte der Wissenschaften seinen Geist erhellte, und sein Herz erwärmte! Nur ein Jüngling solcher Art konte im ersten Jahre seines akademischen Lebens in die Schilderung eines Weisen folgende charakteristische Züge einweben:

Sein Büchersaal stellt zwar
Kein Chaos ohne Form von allen Schriften dar,
Die, zu der Motten Lust, Pansoph in Schränke schließet:

Doch wird hier kein Homer, kein Sophokles vermisset.
Er braucht, was er besitzt. Ihn lehret Tullius,
Roms Karnead, wie man vernünftig zweifeln muß.
Des besten Weisen Bild entwirft mit Meisterzügen
Ihm Xenophon, gleich groß im Schreiben und im Siegen.
Er sieht im Theophrast die Thoren seiner Zeit,
Hält sie an Neuere, und lacht der Aehnlichkeit.
Er steigt an Platons Hand zum Urbild der Ideen;
Und wenn sein blödes Aug sich müd und stumpf gesehen,
Lockt ihn ein Theokrit zur Hirtenlust zurück.
Bald macht ihn Seneca zum Meister vom Geschick;
Er sieht im Livius den Wuchs geringer Staten,
Als sie die Väter noch vom Land aufs Rathhaus baten.
Will er in seiner Brust der Jugend Reiz erhöhn,
So läßt ihm sein Plutarch der Helden Bilder sehn,
Wovon die Züge noch an edlen Selen haften.
Dann führt ein Bakon ihn durchs Feld der Wissenschaften,
Und stürzt die Götzen um, wovor die halbe Welt,
Zur Schande der Vernunft, abgöttisch niederfällt.

Moral. Br. 7.

Der schönste Enthusiasmus, welcher das menschliche Gemüth beleben kan, der Enthu-

siasmus für das Wahre, Große, Gute und Schöne, war es demnach, was Wielanden zu den Wissenschaften führte und ihn für sie begeisterte. Entzündet von diesem heiligen Feuer genügte seiner Sele nicht an der bloßen Erkentniß, sondern sie strebte, jenes Wahre, Große, Gute und Schöne sich innigst anzueignen, und an Weisheit und Tugend mit den Edelsten zu wetteifern, welche die Geschichte als Muster ihres oft so thörichten und entarteten Geschlechts aufstellt. In welchem reinen, schönen Lichte dies Wielanden als Menschen zeigt, sieht jeder von selbst; auf sein Studiren hatte es die merkwürdige Rückwirkung, daß der Geist, welchem unaufhörlich das schöne Ideal eines tugendhaften Weisen vorschwebte, keine andere als praktische Richtung nehmen konte. Dies war vornehmlich in der Philosophie der Fall. Gewöhnlich gefallen Jünglinge, deren Phantasie so leicht in das Grenzenlose, Unendliche fliegt, und um den ewigen Abgrund des Entstehens und Seyns mit

behaglichem Schauer webt, sich vorzüglich in den unabsehlichen Höhen der Metaphysik, und beachten erst, je näher dem Manne, um so mehr das näher liegende Wirkliche, dessen Kentniß beim Handeln nicht entbehrt werden kann. Daß auch Wieland diesen Weg gegangen, beurkundet sein erstes Lehrgedicht; allein er kam sehr zeitig auf den Punkt, die Philosophie von dem Himmel auf die Erde herabzuholen, und zeigt auch hierin, daß sein Geist seinem Alter vorauseilte. Unstreitig dankte er dies seinem Sokrates, in welchem seine jugendliche Einbildungskraft das vollendetste Ideal des tugendhaften Weisen sah. Mit der innigsten Liebe, der höchsten Bewunderung hing er an ihm, und sein Enthusiasmus ging in eine Art moralischer Schwärmerei über. Sicherlich würde er in dieser, nach Art der Jugend, welche die großen Aussichten von den Gipfeln liebt, den Aufschwung zum Stoicismus genommen haben, hätte nicht wiederum Sokrates und der sokratische Horaz uud — das Gefühl der Liebe, von

welchem verhindert er sich scheute, die Empfindungen für nichts zu erklären oder zu verurtheilen, ihn auf der ebenen Bahn zurückgehalten und hier seinen Blick geschärft. Zu redlich, um sein Handeln mit seinem Wissen in Widerspruch zu sezen, — denn es war ihm ja Ernst um praktische Weisheit, — bewahrte er sich vor Selbsttäuschung; zu gewissenhaft, um seinen Neigungen zu schmeicheln, gute Eigenschaften des Temperaments sich für Tugend anzurechnen, und im Besitz einer Tugend sich gegen die mangelnden noch etwas gut zu schreiben, bewahrte er sich vor ungerechter Nachgiebigkeit: durch beides aber sezte er sich in den Stand, moralische Widersprüche, übertriebene Ansprüche, schwache Nachgiebigkeit, und alle jene Eigenschaften, welche hieraus zu folgen pflegen, Wankelmuth, Heuchelei, Gleißnerei, Leichtsinn an sich und andern richtiger zu beurtheilen. Bei näherer Beobachtung des eignen und des menschlichen Lebens überhaupt nahm er bald wahr, daß bei Ausgleichung des

Streites zwischen Vergnügen und Pflicht jene Selbsttäuschungen und Widersprüche, jenes Nachgeben und Gegenrechnen von einem vorzüglich bedeutenden Einflusse seyen, und bediente sich dagegen der Waffen, die Sokrates und Horaz ihm in die Hände gaben, bald bloß des gesunden Menschenverstandes, bald der Ironie und des Spottes. Auf solche Weise legte er schon in dieser Zeit den Grund zu dem, worin er späterhin sich so glänzend auszeichnete.

Sein Geist, zu groß dem Tand, womit Sophisten prahlen,
Belustigt, Kindern gleich, sich nicht an leeren Schalen,
Er suchet in sich selbst den Kern der Wissenschaft,
Schleicht seinen Trieben nach, wiegt seines Willens Kraft,
Bahnt uns den Weg, worauf so mancher sich verlieret,
Der zur Vollkommenheit, dem Quell der Wonne, führet,
Und gibt, bei stillem Oel, der Wahrheit, die er fand,
Gefälliger zu seyn, ein angenehm Gewand:
Wie die Natur, die er zu seinem Vorbild wählet,
Mit einem schönern Geist den schönsten Leib beselet.

Moral. Br. 4.

Auch an diesem letzteren ließ es unser Wieland nicht fehlen, denn er schrieb in den letzten zwei Monaten des Jahres 1751 und den drei ersten des folgenden seine zehn moralischen Briefe, aus denen, weil sie die Beschäftigung seines Geistes, die Stimmung seines Gemüths und den Grad seiner poetischen Vollkommenheit aus jener Zeit beurkunden, hier mehrere Stellen als Selbstbekentnisse des Dichters sind mitgetheilt worden. Zu ihrer Verfertigung hatte Wieland noch einen besondern Anreiz. Ein teutscher Baron, der im Jahre 1767 verstorbene Erblanddrost des Stifts Osnabrück, Georg Ludwig von Bar, welcher die Literatur und Sprache seines Vaterlands verachtend, seinen Geist in französischen Versen glänzen ließ, erregte eben damals durch seine épitres diverses, großes Aufsehn, und Wieland konnte sich an diesen Briefen, welche — nach seinem eignen, späteren Urtheil — die Briefe Boileau's an innerlichem Werth eben so weit übertreffen, als sie von diesen an

Reinigkeit der Sprache und Schönheit der Versification übertroffen werden, nicht satt lesen. „Lieblingslectüren pflegten damals (und noch ziemlich lange hernach) allezeit so stark auf ihn zu wirken, daß er unvermerkt, ja meistens gegen seinen eignen Wunsch und Willen, etwas von der Manier des Autors annahm, der gerade zur Zeit, wenn er etwas komponirte, am meisten bei ihm galt." (S. die Vorrede zu diesen mor. Brief.) Diesmal nahm er nicht bloß etwas von der Manier des Fremden an, sondern dieser weckte selbst die Idee zu ähnlichen Compositionen und die Lust zur Ausführung. Allerdings mangelte es Wielanden, der die Menschen fast nur aus Büchern kante, noch an Erfahrung und Weltkentniß, Reife der Urtheilskraft, Tiefe der Einsicht in die moralischen Verhältnisse, Reichthum des Wizes und Feinheit des Umgangstones, wie sie zu dem Musterhaften in dieser Gattung erfodert werden: wer aber wird auch von dem achtzehnjährigen Dichter das Musterhafte und Vollendete

erwarten! Teutschland war damals auch an Werken dieser Gattung arm, denn will man nicht, wie man allerdings kann, einige Gedichte Hallers hieher rechnen, welche freilich das Gepräg der Unsterblichkeit an sich tragen, so bleiben nur die Versuche von Günther, Canitz, Besser und Elias Schlegel übrig, und diese kann man eben auch nicht höher als Versuche anschlagen, welche nur zum Theil vor den Wielandischen den Preis davon tragen würden. Bei Lesung dieser zieht uns vor allem das schöne Gemüth des Dichters an, die Wärme, welche sein Enthusiasmus über das Ganze verbreitet hat, theilt sich unsern Herzen mit, das Lebendige der Darstellung regt unsere Einbildungskraft an, und mancher treffende Charakterzug, mancher so richtige Blick in das menschliche Herz überrascht und beschäftigt unsern Verstand. Wodurch aber diese Briefe sich doch am meisten, wenn auch nur stellenweise, auszeichnen, das sind jener Ton von sokratischer Ironie, jene dem Horaz abgelernten Feinhei-

ten in Wendungen und Gegensäzen, jener Anklang von sokratisch-horazischer Laune, worin Wieland in der Folge sich bis zur Meisterschaft vollendete. Die Jugend des Verfassers erkennt man daran, daß er sich zu sehr ans Allgemeine hält, und daß öfters Wärme die Tiefe, Malerei den innern Gehalt ersezen muß; die Unvollkommenheit des Plans in mehreren Briefen ist vielleicht eine Folge der Eile, womit der junge Dichter sein Gefühl auszudrücken strebte. Diction und Versbau sind ungefähr dieselben, wie in seinem Lehrgedicht, jedoch bemerkt man, daß sein Vers immer leichter und geschmeidiger wird, und das Spruchreiche und Epigrammatische, welches Wieland dem Herrn von Bar nachzubilden strebte, hatte auf seinen, je früher um so weniger gedrängten, Stil sehr günstigen Einfluß. Die gute Aufnahme, welche diese, zuerst ohne Namen des Verfassers erscheinenden, Briefe fanden, ist also sehr begreiflich. Der Dichter hat sie sämmtlich an seine geliebte Sophie gerichtet, die er hier und

anderwärts mit poetischer Licenz in eine Doris verwandelt hat. Die Entfernung hatte seine Liebe um so weniger vermindet, je mehr die Einbildungskraft ihre magische Kraft ausübte, den geliebten Gegenstand verschönert in ein überirdisches Licht zu stellen. Unter alle Entbehrungen, welche die Weisheit ihm leicht erträglich machen wird, gehört nur sie nicht.

Die Güter miss' ich leicht, die Thoren angehören,
O Freundin, nur dein Herz, dies kann ich nicht entbehren.

Seine Liebe begeisterte ihn noch zu einem Gedicht über die Liebe, und zwar wieder zu einem Lehrgedicht, dessen bloßer Titel: Anti-Ovid (2 Gesänge 1752 Amsterdam und Heilbronn) Inhalt und Zweck hinlänglich verräth. War aber der Jüngling einem Gegenstande wenig gewachsen, so war es dieser, weshalb auch in der That bloß einige gute Stellen und Geist und Zweck des Gedichtes (man muß es nämlich nach der ersten Ausgabe nehmen)

Lob verdienen. Sehr richtig urtheilte der Dichter: „dieses Gedicht würde in mehr als einem Betracht sehr wenig dabei gewinnen, wenn es neben den reizenden Verführer, dem es durch seinen Namen Trotz bietet, gestellt werden sollte. Die damalige Jugend des Verfassers, die Eilfertigkeit, womit dieses Gedicht in wenig Tagen ejaculirt wurde, zeigt sich in der schlechten Anlage des Plans, in einer noch sehr mangelhaften Kentniß des Herzens, in der Ungleichheit der Schreibart, in dem seichten Urtheil über die Briefe der Ninon Lenclos an den Marquis von Sevigné, und in zwanzig andern Dingen von minderer Bedeutung." Ohne uns bei diesem allem zu verweilen, sey es, um der Folge willen, nur vergönnt, des Dichters Urtheil über Ninons Briefe hier mitzutheilen. Er sagt im zweiten Gesang:

Wie soll ich Crebillons leichtfert'gem Witz verzeihn,
Der uns, was Ninon ausgeübet,
Die Kunst, die Liebe zu entweihn,
In einem Lehrbegriff aus ihrer Feder giebet,

Ihm ist die Liebe nicht das himmlische Gefühl
Erhabner gleichgestimmter Selen;
Sie ist ein bloßes Puppenspiel,
Ein Zeitvertreib, wenn beſſ're fehlen.
Der schwärmt, nach ihm, der dich, du Gott in unsrer
Brust,
Der Tugend reinste Quelle nennt;
Der raset, der in dir, statt bloßer Sinnenlust,
Der Weisen höchstes Glück erkennet.
Doch sprich uns immer Hohn, dogmatischer Properz,
Laß uns die Schwärmerei, und liebe du zum Scherz.
Was du gelehrt, das mag dein Marquis üben;
Nicht einzuschlafen, mag er lieben!
Doch er, und wer sein Schüler ist,
Empfinde nie was wir empfinden,
Wenn uns ein himmlisch Mädchen küßt;
Und finde nichts als schlaue Hinterlist,
Da, wo er Liebe hofft zu finden.
Und wenn einst, Herz an Herz zu binden,
Ihm zum Bedürfniß wird, so sey
Sein Herz ein Puppenspiel der kältesten Kokette!
Stets seufz' er unerhört, und fluche seiner Kette,
Und mache doch sich nimmer von ihr frei!
Stets bleib' er, wie durch Zauberei,
Voll Ingrim auf sich selbst, der Quälerin getreu,
Und scheint sie seiner Noth sich endlich zu erbarmen,
So überrasch' er sie — in seines Feindes Armen!

Eine Bemerkung über das Aeußere dieses Gedichts drängt sich von selbst auf. Man sieht, daß es, statt des gemessenen Schrittes der Alexandriner, worin damals die Poesie fast durchgängig wie eine ehrbare Matrone einherging, sich in einer freieren Versart bewegt, worin die Reimzeilen von verschiedener Länge sind, und der Reim, an keine regelmäßige Wiederkehr gebunden, bald mehrmals auf einander folgt, bald verschieden sich verschränkt. Dergleichen Versart hatten die Franzosen in ihren poesies fugitives vorlängst, so wie Chaulieu in seinen Episteln sich bedient, unter den teutschen Dichtern aber hatte keiner so viel Gebrauch von ihnen gemacht als Brockes. Und diesen nahm sich hierin Wieland zum Muster. Er selbst erzählte mir, daß Brockes irdisches Vergnügen in Gott in früheren Jahren eine Lieblingslektüre von ihm gewesen, der er gar manches verdanke, unter andern auch den Gebrauch jener freieren Versart, die ihm weit weniger Zwang auferlegt, und in der verstat-

teten größeren Freiheit seiner Laune mehr Spielraum, seinen Ideen eine bessere Entfaltung und überall die Wahl eines anpassenden Colorits vergönnt habe. Vielleicht, fügte er lächelnd hinzu, hat er mich bisweilen auch schwatzhaft gemacht, denn seine Leichtigkeit ist gar zu verführerisch.

Ein weit anderer Genius aber fing jezt an auf Wieland einzuwirken. — Mit solcher Gewalt, sagte er mir, hat kein anderer Dichter auf mich gewirkt, keiner so mein ganzes Gefühl in Anspruch genommen, mein ganzes Wesen gestimmt, und selbst — was Sie vielleicht kaum glauben — auf meine Sprachdarstellung Einfluß gehabt, als Klopstock. Als ich den Messias las, — ich meine die fünf ersten Gesänge, — glaubte ich erst mich selbst zu verstehen, und mir war immer als fände ich hier erst ausgesprochen, was ich selbst hätte aussprechen wollen. Ob ich seine Elegien, die künftige Geliebte und Selmar und Selma, die in der Zeit meines Aufkeimens erschienen, und

die ich noch jezt für das Lieblichste und Zarteste halte, was vielleicht unsre Sprache aufzuweisen hat, ob ich die so oft las, bis ich sie auswendig wußte, das werden Sie mich nun gar nicht fragen." In der That braucht man auch nur sein Gedicht: der Frühling, das er im Mai des Jahres 1752 auffsezte, zu lesen, um sich hievon zu überzeugen. Man höre z. B. folgende Stelle:

Auch du hörest mich, Doris, o du, der jeder Gedanke
Meines Herzens geweiht ist! Du hörst mich, göttliche
Doris,
Meine Muse! — Doch, fern von dir, was kann mir
gelingen?
Wird nicht den Bildern des Frühlings mein Schmerz
ihr reizendes Lächeln
Rauben, und seine traurige Farb' an allem erblicken?
Ach! wenn komst du, o Mai, mit schönern Rosen geschmücket,
Als die heilige Laube des ersten Paares bekränzten,
Ach! wenn komst du? Wenn werd' ich mit Ihr zum
ersten Male
Deinen Triumphzug feiern? Wie wird, wo ihr liebliches Auge

Hingelächelt, die Flur verschönert entgegen ihr glänzen!
Süßer wird ihr der Apfelbaum duften, mit sanfteren Schwingen
Schwebet der West an ihr hin; ihr wird, wenn die Büsche sie grüßen,
Ihre gefühlvollsten Lieder die zärtliche Nachtigall singen.

So lebte Wieland zwei Jahre in Tübingen, eigentlich nur um auf einer Universität gewesen zu seyn, denn im Grunde hatte er keinen Lehrer und Bildner als sich selbst, ja er hatte nicht einmal Umgang. Nur in der Welt seiner Phantasie lebte er, aber auch in dieser nicht als ein Träumer, es wäre denn, daß man ihn darum so nennen wollte, weil er dem Wahren, Guten und Schönen mit solchem Eifer nachstrebte, daß er darüber der irdischen Zukunft vergaß.

1752 — 1760.

Wieland in der Schweiz.

Von Tübingen kehrte er im Juni 1752 in seine Vaterstadt zurück, mehr aus Sehnsucht nach der Geliebten, als um in das bürgerliche Leben einzutreten, denn zu einer Anstellung hatte er schon seiner Jugend wegen keine nahe Aussicht. Auch war in Biberach keine Stelle, wozu er Neigung gefühlt hätte. Am liebsten wäre er Professor an irgend einem Gymnasium gewesen, und dachte vorzüglich an das Karolinum zu Braunschweig. Da ihm indeß kein Weg dahin offen stand, so ward vorläufig beschlossen, daß er zum nächsten Herbst nach Göttingen gehen, und dort als Magister legens sein ferneres Schicksal abwarten solte. Sein Genius aber bot ihm das Wünschenswerthere dar, und führte ihn in die längst geliebte Schweiz, wo nur ein Jahr früher — welch

neuer Reiz für ihn! — sein Klopstock bei seinem Bodmer sich aufhielt. Wieland hatte bereits am 4. August 1751 von Tübingen aus anonym an Bodmer geschrieben und ihm ein, nachmals vernichtetes Heldengedicht: Herrmann, zugesendet, dadurch einen nicht wieder unterbrochenen Briefwechsel eingeleitet, und nicht blos mit Bodmer, sondern auch mit Breitinger und Schinz ein vertrauteres Verhältniß angeknüpft. Darum ging nach den Ufern der Siel und Limmat seine ganze Sehnsucht; und da er dort nicht geringere Sehnsucht nach sich, als einem seltnen Phänomen an Teutschlands poetischem Himmel, erweckt hatte, so ward sein Aufenthalt in Zürich eben so dringend vorgeschlagen, als freudig von ihm angenommen. Im Oktober 1752 zog er in Bodmers friedlichem Hause ein, wo er, bei seinem unwiderstehlichen Triebe für Poesie, sich heimatlich fühlte.

Bodmers Haus war in der That ganz zu einem kleinen Musentempel geeignet. Am Fuß eines Berges zwischen der Stadt und dem Lande

gelegen, hatte es hinter sich einen mit Reben bepflanzten Berg, dessen Gipfel mit Fichten gekrönt war, und vor sich den Uto, vor benachbarten Bergen ansehnlich erhöht. Zur Seite breiteten sich fruchtbare Ebenen aus, durch freundliche Windungen der Limmat und Siel bewässert, während am südlichen Horizont Alpen sich in die Wolken thürmten, deren ewiger Schnee eine liebliche Kühlung von den Gipfeln in das Thal herab ergoß. So mangelte diesem friedlichen Aufenthalte nichts, was die Sinne und das Herz erfreuen, den Geist beleben, die Phantasie beflügeln und mit schönen und erhabenen Bildern bereichern konte. Hätte es für einen jungen aufstrebenden Dichter der Beispiele zur Anregung bedurft, so fehlte es auch an diesen nicht, denn ringsum bot die Gegend Erinnerungen an eine schönere poetische Vergangenheit dar, welche Bodmer so gern auffrischte. Hier an der Siel, der Limmat und der Thur hatten Hadloub, die von Kilchberg, von Warte, von Owe, von Husen und Trosberg ihre gefühl- und anmuth-

vollen Lieder gesungen, an der Siter blühte noch Singebergs Aue, und in Zürich hatte Ruedger Maneß die Gesänge der Vorzeit für die Nachwelt aufbewahrt. Für unsern Wieland aber bedurfte es solcher Erinnerungen nicht, da er täglich Bodmern vor sich sah, dessen Leben in der That den Musen ganz geweiht war. Wie als Jüngling, wo er der Kaufmannschaft sich widmen sollte, weil er für die Theologie sich nicht geeignet zeigte, dem Comtoir, so entzog er sich als Mann, wo man ihn zum Mitgliede des großen Raths erwählt hatte, der Kanzlei und dem Gerichtshof, um nur ganz ungestört seinen Lieblingsstudien zu leben. Unbekümmert um Würden, und mehr noch um Reichthum, entsagte er fast den Freuden des Lebens, denn er kante keinen höheren Genuß, als den ihm die Wissenschaften, vornehmlich die Poesie, gewährten. Deshalb tröstete er sich auch über den schmerzlichsten Verlust seines Lebens, einer geliebten Gattin und geliebter Kinder, damit, daß eine zahlreiche Familie

ihn leicht in häusliche und bürgerliche Angelegenheiten so hätte verflechten können, daß er den Musen entfremdet worden wäre. Was er an Vaterfreuden verlor, ersezten ihm seine jüngeren Freunde, die mit ihm dachten und mit ihm fühlten, und die er auch aus diesem Grunde so gern bei sich aufnahm. Mit ihnen wetteiferte er, denn obschon im vier und funfzigsten Jahre seines Alters, war er doch ein nicht viel älterer Dichter als Wieland. Weil der Reim und der Zwang des Alexandriners ihm zuwider waren, so hatte er früherhin nur wenig gedichtet, und fing erst dann Gedichte von größerem Umfang an, als Klopstock durch Einführung des Hexameters der Rede ein [illegible]neres Feld bereitet hatte. Indeß war er Wielanden nicht nur an kritischer Einsicht und ausgebreiteten literarischen Kenntnissen weit voraus, sondern hatte sich auch durch sein Heldengedicht Noah, wie Sulzer nnd Andere behaupteten, dem Sänger des Messias an die Seite gestellt. Wieland selber zweifelte daran nicht im minde-

sten, und fühlte sich überaus glücklich, dem Patriarchen der teutschen Dichter so nahe zu seyn, und mit ihm zu wetteifern.

Auch muß man gestehen, daß Wieland nicht leicht in eine glücklichere Situazion kommen konte. Abgerechnet, was er von Bodmer im unmittelbaren Umgange lernte, fand er hier die schönste Gelegenheit, mit den vorzüglichsten Dichtern, Kritikern und Weisen der Alten und Neuen bekant zu werden, und sah sich gleichsam in den Mittelpunkt der damaligen teutschen Dichterwelt versezt, indem ein Briefwechsel mit Hagedorn, Gleim, Haller, Rost, Schlegel, Gellert, Klopstock, Sulzer und Andern diese Geister und ihr Streben für die Ehre unserer schön aufblühenden Literatur immer vergegenwärtigte. Er selbst wurde dadurch früher in diesen schönen Bund aufgenommen, als sonst geschehen seyn würde. Allein nicht bloß die Ferne wirkte belebend und ermunternd, auch der nähere Umgang, den Wieland hier fand, war zu seiner Bildung wie erlesen. Bod-

mer, ungeachtet seines einsamen, zurückgezogenen Lebens und fast menschenscheuen, in sich vertieften Wesens, war doch kein Feind der freundschaftlichen Geselligkeit, und sein Haus ein Sammelplaz der Freunde des Guten und Schönen vom verschiedensten Alter. Unvergeßlich sind diesen die Stunden geblieben, wo der poetische Patriarch im großväterlichen Stuhle beim warmen Kamin saß, bald ernst lehrend, bald in Einfällen und ironischer Laune sich ergießend, jezt heiter gesprächig, jezt im Zorn aufspringend, wenn einer beim Namen des Vaterlands, der Freiheit und Menschenrechte, der Wahrheit und Schönheit nicht begeistert war, wie Er. Den engeren Zirkel bildeten Breitinger, Hirzel, Heinrich Meister, Salomo Geßner, Füeßli, Heß und Andere, unter denen Wieland sich nicht befinden konte, ohne in die schönen Zeiten der platonischen Symposien sich entrückt zu fühlen. Auch Kleist, der eben damals in der Schweiz auf Werbung stand, gesellte sich zu ihnen, und erhöhte die Freuden der

Abende. Wo hätte Wieland also wol damals höheren, schöneren Geistes- und Herzensgenuß finden können? Dieser Umgang war ihm aber zugleich um so lehrreicher, da er auch Gelegenheit fand, seinen Schönheitssinn noch von einer andern Seite auszubilden, indem einige jener Freunde tiefere Einsichten in die bildenden Künste besaßen, und ihm den Zutritt zu etlichen, in Zürich befindlichen, schäzenswerthen Samlungen von Gemälden und Kupferstichen gern verschaften.

Wirklich fühlte sich auch Wieland ganz in seinem Element, zumal da Bodmer ihm eine vorzügliche Neigung zuwendete, denn er fügte sich mehr in ihn, als Klopstock, in dessen Persönlichkeit sich Bodmer einigermaßen geirrt hatte. Bodmer, der vom Körper und körperlichen Bedürfnissen nur so viel empfand, um zu wissen, daß er nicht ganz entkleideter Geist sey, hatte sich von Klopstock beinahe die Idee wie von einem überirdischen Wesen gemacht, und dachte sich ihn kaum anders als eine Sele,

die in einem ätherischen Körper Gedanken des Messias denke. Da er nun sehen mußte, wie der junge Seraph sich, seiner Meinung nach, mit den Söhnen und Töchtern der Erde allzugemein machte, und die Vergnügungen des Lebens weniger verschmähte, als mit dem Beruf des himlischen Sängers sich ihm zu vertragen schien, ward er ganz irr in ihm und zitterte für ihn. Wieland hergegen übertraf seine Erwartungen, wahrscheinlich nur darum, weil er in dieser Hinsicht weniger von ihm erwartet hatte, und weil er unstreitig weniger Selbstständigkeit besaß als der entschiedene, feste Klopstock, welcher überdies auch neun Jahre älter war als Wieland, was in jüngeren Jahren einen gewaltigen Unterschied macht. Wie wenig Sicherheit und Festigkeit des ästhetischen Urtheils Wieland aber damals hatte, bezeugt folgende Anekdote, aus welcher man zugleich sein Verhältniß zu Bodmer erkennen mag. Bodmer wußte sehr gut, welch ein Bewunderer seiner Werke Wieland war. Da er nun

über seine Zilla gern ein ganz unbefangenes Urtheil von ihm gehört hätte, so bediente er sich der List, die Handschrift dieses Gedichts durch einen seiner jüngeren Freunde Wielanden als das Werk eines ganz fremden Verfassers zustellen zu lassen. Wieland las sie in Bodmers Zimmer, und dieser beobachtete ganz still den Eindruck, welchen das Werk auf ihn machte. Zu seiner nicht geringen Freude sah er den Lesenden mehr und mehr entzückt, und hörte, wie er bei verschiedenen Stellen in laute Bewunderung ausbrach. Bodmer verrieth sich nicht, und Wieland konte sich nicht enthalten, am Abend einigen seiner Freunde mitzutheilen, was ihn so entzückt hatte. Diese fangen an zu kritisiren, einer Stelle nach der andern wird unbarmherzig mitgespielt, und Wielanden eingestritten, daß er mit seiner Bewunderung sehr freigebig gewesen. Voll Unwillen packt Wieland die Handschrift zusammen, eilt nach Hause, und wirft sie in Bodmers Zimmer, in dessen Gegenwart, hinter die Thür. Bodmer

lächelte im Stillen, wie er sich vorher im Stillen gefreut hatte, und das alte gute Verhältniß wurde dadurch nicht gestört.

Man kann leicht schließen, daß ein junger Mensch von zwar feinem Gefühl und nicht gemeiner dichterischer Einbildungskraft, aber noch so wenig Bestimtheit und Sicherheit des Urtheils auch viel poetische Gefügigkeit gehabt haben müsse. Bei Wieland kam in Ansehung Bodmers mehreres zusammen, ihm diese zu geben. Nicht umsonst hatte Bodmer ihm die Gelegenheit verschafft, mit literarischen Arbeiten seinen Unterhalt zu erwerben; nicht umsonst arbeitete er mit Bodmer, dem Vater der Kritik, dem Verfasser des Noah, dem Uebersezer Miltons, in Einem Zimmer und an Einem Tische; nicht umsonst aß er mit ihm aus Einer Schüssel und trank mit ihm den selbstgekelterten Wein; Wieland lohnte ihm die freundschaftliche und beinahe väterliche Behandlung durch eine ans Schwärmerische grenzende Anhänglichkeit an seine Person nicht nur, sondern

auch an seine Meinungen und Ansichten. Bestochen von Dankbarkeit, verblendet von Verehrung, angesteckt vom Beispiel, nahm er von Bodmers Tugenden und Fehlern so viel an, daß es sehr das Ansehn gewann, Bodmer habe sich in ihm einen Sohn seines Geistes erzogen. Wenn mancher ihn darum tadeln möchte, so schreibe er wenigstens Wielanden dem Menschen zu gut, was er dem Dichter abzieht. Ich habe nicht leicht einen Menschen gekant, der in solchen Schwächen so liebenswürdig gewesen wäre. „Sie kennen — schreibt er in einem Brief aus jener Zeit — Bodmer aus dem Noah. Sie dürfen der liebenswürdigen Idee, welche dieses vortrefliche Werk von dem Genie und dem moralischen Charakter des Herrn Bodmer Ihnen darstellen wird, kühnlich trauen, und sich versichern, daß man, so ungewöhnlich es auch ist, doch bei ihm einen sichern Schluß von seinen Schriften auf ihn selbst machen kann. Sie können hieraus selbst muthmaßen, wie glücklich die Zeit, die ich bisher bei diesem weisen,

und in unserm Weltalter in der That seltnen Mann zugebracht, für mich gewesen, und daß mich der Umgang mit meinen hiesigen klugen und edelmüthigen Freunden in gewisser Absicht edel gemacht."

Als Zeichen der Dankbarkeit und der Verehrung, die er gegen Bodmer hegte, hat man zwei literarische Arbeiten zu betrachten, welche Wieland bald nach seiner Ankunft in Zürich unternahm. Er besorgte die neue Auflage der Samlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedische Schule von 1741—1744, und begleitete sie mit einer Vorrede. Zwölf Stücke solcher Streitschriften waren erschienen, und Wieland gab sie in 3 Bänden heraus (Zürich 1753. 8.). Da die Aufsätze keineswegs, wie der von Wieland gewählte Titel zu glauben verführen könte, alle gegen die Gottschedische Schule gerichtet, oder polemischer Art, sondern zum Theil historisch und rein untersuchend,

und diese selbst für unsere Zeit noch nicht ohne Interesse sind, — wie denn Bodmer hierin in seinem Aufsatz von den günstigen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause, die erste Empfehlung der Minnesinger, und eine Probe von 21 Fabeln derselben gab; — so war dieses Unternehmen für Wielands eigene Bildung in der That ersprießlich. Als eignes Werk erschien von ihm in demselben Jahr eine Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichts: der Noah, von dem Verf. des Lehrgedichts über den Ursprung der Dinge. Schon der Titel kündigt weniger eine kritische Untersuchung als einen Panegyrikus an; und was hätte Wieland auch in seiner Lage anders schreiben können? Sehr Unrecht würde man ihm aber thun, wenn man ihn deshalb der Schmeichelei beschuldigen, oder glauben wollte, sein Lob sey bestochen gewesen. Nein; was er sagte, war seine innigste Ueberzeugung, und wenn Verehrung und Dankbar-

keit ihn bestachen, so geschah es nur ohne sein ausdrückliches Bewußtseyn. Als ich hierüber mit ihm sprach, sagte er lächelnd: „Ja ja, da sehen Sie am meinem Beispiele, was die junge Kritik bisweilen für Böcke schießt. — Im Ernst aber, haben Sie den Noah gelesen?" Ich bejahte, und er fuhr fort: „Nun, so werden Sie auch gestehen, daß er so weit nicht herabzusezen ist, als manche ihn haben herabsezen wollen. Freilich ist er kein Meisterwerk vom ersten Range, allein er bleibt doch immer ein gutes Werk, welches stellenweise wirklich schön, ja sogar vortreflich ist. Natürlich ergriffen mich diese Stellen, und da ich damals fest daran glaubte, sie seyen Bodmers Eigenthum, so mußte meine Verehrung für den Dichter mit der Vortreflichkeit solcher Stellen im Verhältniß stehen, weshalb ich vielleicht bei andern mein Gefühl unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nahm. Nach der Zeit habe ich freilich entdeckt, daß von dem Schönen und Vortreflichen in Bodmers Werken vielleicht das

Wenigste ihm eigenthümlich gehörte, und daß ihm also bloß das Verdienst der Verpflanzung auf unsern Boden blieb, was zur damaligen Zeit doch auch etwas werth war. Sonst kann man aber unmöglich vom schriftstellerischen Eigenthumsrechte laxere Begriffe haben, als Bodmer hatte, der den Grundsatz: wo ich etwas Schönes finde, ist es mein; im allerweitesten Umfang in Ausübung brachte, und die Sünde des Plagiats sein Gewissen wenig anfechten ließ. Soll ich recht aufrichtig und ehrlich reden, so muß ich sagen, daß der gute Alte als Dichter wie ein Nachtrabe stahl. Mein eignes Talent zum Stehlen entwickelte sich denn auch bei ihm, und wenn ichs ihm nicht zuvor that, hab' ichs ihm wenigstens gleich gethan. Aus dem, was ich in Bodmers Hause schrieb, mag darum mancher ein Recht haben, dies und jenes als sein Eigenthum zu reclamiren."

Es konte wohl kaum anders kommen. Nie vielleicht hat es eine größere literarische Thä-

tigkeit gegeben, als Bodmers; denn rechnet man die wenigen Stunden ab, wo freundschaftliche Besuche ihn unterbrachen, so war seine ganze Zeit in Lesen und Schreiben getheilt. Nun las aber Bodmer bei seiner großen Empfänglichkeit nichts von besonderer Anziehungskraft, ohne daß in ihm der Trieb erwacht wäre, etwas Aehnliches hervorzubringen, und dem Vorsaz folgte gemeiniglich sogleich die Ausführung. Von fremdem Feuer entzündet, hielt seine Begeisterung nicht an, seine Bildungskraft bedurfte einer Stüze, woran sie sich hielt, der Geschmack bot ihm Schönheiten dar, die nicht erst neu geschaffen zu werden brauchten, und die Erinnerung that denn auch das Ihrige. Wie wäre es auch ohnedies, selbst bei aller Sorglosigkeit, Unbeholfenheit und Ungelenkheit seines Versbaues, möglich gewesen, daß Bodmer so viel und so vielerlei in einem Alter hätte liefern können, wo sonst die poetische Produktionskraft zu versiegen pflegt. Bei Wieland war sie freilich erst im Aufblühen, und

das erkent man gar bald an seiner größeren Fülle, Frischheit und Regsamkeit; allein er stürzte sich eben so in die Arbeit wie Bodmer, las nicht weniger wie dieser, war eben so empfänglich, eben so geneigt, dem, was ihn entzückt hatte, etwas Aehnliches hervorzubringen, schrieb eben so viel und eben so eilfertig als Bodmer, und mußte daher wol, wozu ihn zum Ueberfluß das Beispiel verführte, zu ähnlichen Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Bedenke man nur, wie vieles und wie vielerlei auch er, gleich in den ersten Jahren seines Aufenthalts bei Bodmer, in einem Zeitraum also, wo er zugleich mit dem Studium der Werke Platons eifrig beschäftigt war, geschrieben, und man wird unbedenklich gestehen, daß es dem zwanzigjährigen Jüngling nur mit solchen Hilfsmitteln möglich war. Auch so noch bleibt immer erstaunlich, was er geleistet hat, und man kann nicht leugnen, daß auch jene Werke, bei aller Einwirkung von außen, bei gegebenem Stoff, und mancher Nachahmung oder gar

Uebertragung im Einzelnen, doch immer mit einem eigenthümlichen Gepräge seines Genius bezeichnet sind.

Unter seinen damaligen Poesien verdienen seine acht, in Herametern geschriebenen, Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde (1753) eine besondere Berücksichtigung. Man hat dieselben, um sie unter die gangbaren Klassentitel ihrer Poetik zu bringen, zu den Heroiden gezählt, und müßte sie dann als eine wahre Bereicherung unserer poetischen Literatur ansehen, indem seit Hofmannswaldau, dem Ersten, welcher Heroiden in teutscher Sprache schrieb, bis auf Wieland nichts von Belang in dieser Gattung erschienen war. Wieland aber, der sich überhaupt an die Vorschriften einer Schulpoetik nie sonderlich kehrte, dachte so wenig daran, mit diesen Briefen ein leeres Fach bei uns auszufüllen, als an die Ovidische oder Popesche Musterform der Heroide. Ein ähnliches Werk der brittischen Dichterin Elisabeth Singer = Rowe: Friend-

ship in death (London 1726.), von dessen Lesung er damals ganz bezaubert war, gab ihm die Veranlassung zu diesen Briefen, und sein Studium der platonischen Schriften vertrug sich nur allzuwol mit der schwärmerischen Stimmung, ohne welche Briefe dieser Art, in denen man neben lyrischem und elegischem Ausdrucke des Gefühls auch Gemälde himlischer Welten, Grundrisse eines poetischen Systems über die Natur, den Weltbau und die Geisterwelt, die Geschichte der Schöpfung und der einer andern Welt als der unsrigen, Schilderungen des unsterblichen Lebens u. dergl. findet, ungeschrieben bleiben. Je entzückter der Jüngling von seinem Platon war, je mehr er sich in die Ideen desselben hineinstudirte, desto mehr fand er, durch eine sehr natürliche Selbsttäuschung, nur seine eigensten Ideen in Platons Werken entwickelt, und trug diese, in denen er so ganz lebte und webte, als seine eigenen vor, wodurch seine Briefe nur gewinnen konten. Die Personen, welche sie schrieben,

die Situazionen, in denen sie sich befanden, die Scenen, die sie zu schildern hatten, alles dies vereinigte sich, diesen Briefen einen von allen ähnlichen sie unterscheidenden Charakter zu ertheilen, in welchem sich der damalige Genius des Dichters treu abspiegelt, denn wir erblicken ihn von der Glut einer schönen Schwärmerei sanft angehaucht, im Geiste einer erhabenen Philosophie die irdischen Zustände aus einem höheren Standpunkte betrachtend. Nothwendig mußte der Ton dieser Briefe dadurch anders gestimt werden, als er sonst in den Heroiden zu seyn pflegt; er ist weniger leidenschaftlich, gemäßigter, und spielt mehr oder weniger ins Didaktische über. Deshalb haben sie auch eigentlich von der Heroide nichts als die äußere Form, sind aber keineswegs, wie diese, eine Art lyrischer Monologen in entscheidenden Situazionen, so daß ich, wenn denn ja klassificirt seyn muß, sie lieber zu den moralischen oder didaktischen Briefen rechnen möchte. Gewiß werden sie dann auch in der Beurthei-

lung gewinnen, da sie als Heroide nur verlieren können. Ich widerspreche damit meinem obigen Urtheil nicht, denn daß diese Heroiden im Teutschen, wo aus dieser Gattung nichts von Erheblichkeit aufzuweisen ist, das Vorzüglichste sind, beweißt noch gar nicht, daß sie auch, neben das Musterhafte in dieser Art gestellt, die Probe aushalten würden. Als didaktische Briefe hergegen von einer besondern Einkleidung gewinnen sie nicht nur gar sehr, wenn man sie gegen des Dichters frühere moralische Briefe hält, sondern dürfen sich auch vor einer Vergleichung mit dem Guten in dieser Art nicht scheuen. Diejenigen von ihnen, welche wegen der Situazion des Schreibenden oder Empfängers, oder wegen des Stoffes, der Einbildungskraft einen freieren Spielraum gestatteten und das Gefühl mehr als die bloße Betrachtung in Anspruch nehmen, die also auf mehr lyrischen Ton gestimt sind, werden wol nie aufhören, auf das Gemüth empfänglicher Leser erfreulich zu wirken. Andere, in denen

die Betrachtung überwiegt, gewähren zwar bei weitem kein eben so großes poetisches Interesse, allein man könte vielleicht auf sie anwendbar machen, was in einem solchen gesagt wird:

Wie wenn die Nacht den Himmel in einen Schleier von Wolken
Eingehüllt hat, und der Weise, der izt betrachtend und einsam
Unter den Bäumen einhergeht, nur selten einzelne Sterne
Zwischen dem Silbergewölk mit stillem Ergözen entdecket;
So ergözt uns die Sele, die aus der nächtlichen Erde,
Wie ein umwölkter Stern, mit bleichem, doch himlischem Glanze,
Durch den Aether hin scheint, und uns sie näher zu schauen
Winket: So hast du, o Phädon, zu dir mich herunter gezogen.
In der Blüthe der Jugend schon nach der reinen Ergözung
In der Umarmung der Wahrheit sich sehnen; gemeinere Freuden,
Die sich selber erbieten, mit ihren Reizen verachten,

Und die Kräfte der feurigen Sele der Sele nur widmen:
Dieses verdient dir die Liebe Theanors.

Obschon in diesen wie in andern Dichtungen Wielands ein sehr religiöser Geist athmet, so suchte doch Bodmer seine Muse noch mehr für die Religion zn gewinnen, und Wieland, der nichts glorreicheres kante, als Klopstock nachzueifern, entschloß sich leicht theils zu christlichen Gedichten, theils zu poetischer Bearbeitung biblischer Stoffe. Indeß konte, bei seiner natürlichen Empfänglichkeit, auch das nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben, mit dessen Studium er eben ernstlich beschäftigt war, und dies waren damals, neben Platons Schriften, die vom Geist der sokratischen Schule durchdrungenen Werke des geistreichen Britten Ashley Cooper Grafen von Shaftesbury, welcher Schriftsteller um so mächtiger auf Wieland wirken mußte, da er mit Gedankenreichthum ein zartes Gefühl für das Edle und Schöne verband, welches sich auch über seine, den gebildeten

Weltmann verrathende, Darstellung ausbreitete. Alles demnach, was Wieland auch in den Jahren 1753 bis 1755 schrieb, ist aus einer von diesen beiden Quellen abzuleiten, und zwar hatte Bodmer auf das erste dieser Werke wieder einen besondern Einfluß. Dieser hatte nämlich eben damals mehrere kleinere epische Gedichte entworfen, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, und bewog seinen jungen Freund, sich auch einen Stoff aus diesem Kreise zu wählen. In eben dem Zimmer nun und an eben dem Tische, wo Bodmer seinen Jakob, seine Rahel, den Joseph, die Zulika, Jakobs Wiederkunft und Dina schrieb, arbeitete Wieland seinen geprüften Abraham, ein episches Gedicht in drei Gesängen, worin im ersten Gesange die Verse 163—187 von Bodmer eingeschaltet sind, was schon die rauheren Hexameter bezeugen können. Sowohl in der Anlage des Plans als in der Ausführung dieses Gedichts erkent man leicht den Jünger Bodmers. Eine glückliche epische Ent-

faltung, die manche Schönheit des Details herbeiführt, bei welcher man mit Vergnügen verweilt, kann doch für einen unverkenbaren Mangel an Tiefe und Interesse im Ganzen nicht schadlos halten. Man sieht indeß, daß der Dichter, dem die Charakteristik seiner Personen und die Anlegung mancher Situazion so gut gelückt sind, seinem eigenen Genius bedächtiger folgend, wol noch etwas Anders würde geleistet haben. Bei dem Vorbilde aber, das er sich genommen, und bei den praktischen Maximen, die er befolgte, konnte es nicht fehlen, es mußte so manches unbeachtet bleiben, wofür wir die in die Hauptsache wenig eingreifende Maschinerie der Engel gern hingegeben hätten. Dahin gehört vornehmlich, daß der Dichter das, was auf das Gemüth wirkt, so wenig herausgehoben hat, wie nah auch dieses ihm oft lag, wenn er nur die angelegten Situazionen und die herbeigeführten Scenen gehörig benuzt hätte. Dazu ließ ihn aber die Eilfertigkeit in der Ausführung nicht kommen, der wohl auch mancher Mißgrif im

Einzelnen zuzuschreiben ist, z. B. wenn Isaak (Ges. 2. B. 204 fg.) von Abiasaf erzählt:

Als er geboren ward, kam die Muse, die Freundin Elihu's,
Legte den Knaben an die Brust, und weiht' ihn zum Sänger.

Die Olympier und manches Andere noch gehören ebenfalls in diese Reihe, und es ist zu verwundern, daß diese und ähnliche Flecken auch bei der neuen Bearbeitung nicht verwischt worden sind, da doch der Verfasser dem Urteil der Kunstrichter und seinem eignen das anstößige Märchen vom Riesen und dem bezauberten Vogel und den ganzen vierten Gesang aufgeopfert hatte, weil er glaubte, daß er des dritten nicht würdig, und geschickter sey, die Wirkungen desselben zu schwächen, als zu erhöhen.

Gegen die Autorschaft andrer biblischer Gedichte, die man ihm damals zuschrieb*), hat Wieland in der Folge protestirt.

---

*) Man hatte ihm mehrere zugeschrieben, die sich in (Bodmers) Fragmenten in der erzählenden Dichtart von verschiedenem Inhalt (Zürich 1754) befinden.

Als eigentlich christliche Gedichte Wielands aus jener Periode hat man drei Hymnen, und seine Psalmen zu betrachten; eine Frucht seines Studiums des Platon und Shaftesbury sind seine Platonischen Betrachtungen über den Menschen, und seine Timoklea, die Mitte aber zwischen jenen und diesen behaupten seine Sympathien, das Gesicht des Mirza, und sein Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen, welche sämtlich in den Jahren 1754 und 1755 erschienen.

Von jenen drei Hymnen hat er zwei, auf die Geburt und Auferstehung des Erlösers, worin er, ich weiß nicht ob Pindar oder Klopstock nacheifern wollte, aber nicht eben glücklich nacheiferte, selbst verworfen, und nur den einen an Gott in die Supplemente seiner Werke aufgenommen, nach seinem eignen Geständniß nicht sowohl seines poetischen Werthes halber, als wegen des größern Antheils, den wahres Gefühl des Herzens an seiner Entste-

hung hatte. Dieses, was man freilich vom Anfang bis zum Ende nicht verkennen kann, dürfte aber wol auch alles seyn, was sich zu seinem besondern Ruhme sagen ließe.

Die in Prosa abgefaßten Psalmen, welche zuerst unter dem Titel Empfindungen eines Christen erschienen, sind eine Art mystisch=ascetischer Schriften, die weder nach Inhalt noch Darstellung ihrem Verfasser große Mühe können gekostet haben. Es würde deshalb ganz nutzlos seyn, sie mit den Psalmen eines Assaph, David u. A., an deren Kraft und Schwung sie auf keine Weise reichen, zu vergleichen. Will man sie als christliche Psalmen betrachten, so muß man bekennen, daß die in ihnen athmende religiöse Begeisterung nicht immer die reinste ist. Abgesehen aber davon, wie orthodox oder heterodox die Vorstellungsart sey, will ich mich bloß auf die Bemerkung einschränken, daß diese Empfindungen eines Christen etwas an sich hatten, was einem Christen nicht ziemte. Leider die=

nen eben sie zum Beweise, wie weit auch durch die religiöse Schwärmerei selbst ein sonst edles Herz sich verirren konte. Das Werkchen war in der ersten Auflage dem Ober-Consistorialrath Sack in Berlin gewidmet. In der Zuschrift an diesen ehrwürdigen Geistlichen redete nun Wieland „von schwärmenden Anbetern des Bakchus und der Venus, die man an der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Gözen anbeten und lobpreisen, für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles was heilig und feierlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig austilgen." Nachdem er nun den O. C. R. Sack ermuntern wollen, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches diese leichtsinnigen Wizlinge anrichten," fuhr er fort: „Weil dieses Ungeziefer, welches so tief unter Ihrem Gesichtskreise kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekant ist; so will ich einige der

neuesten, die mir aufgestoßen sind, anzeigen: Lyrische Gedichte, neueste Ausgabe; die Nachtigall, eine Erzählung; Meine Lieder; Vermischte Poesien." Von diesen hier genanten lyrischen Gedichten ist aber niemand anders Verfasser als — Uz. Wol mit Recht fragte also damals ein Kritiker: „Ist es einem Kenner der schönen Wissenschaften, wie Herr Wieland in gewisser Absicht wirklich ist, wol zu vergeben, daß er einen Dichter der ersten Größe, wie Uz ist, zu drei unbekannten und mittelmäßigen heruntersetzet? Stehet es einem Christen, ja nur einem ehrlichen Manne, wol an, daß er bei einem Dichter die vortreflichsten ernsthaften Gedichte nicht sehen will, deren Zahl fast so groß ist als der scherzhaften, und darunter so viele, sowol in Absicht auf die Sittenlehre als auf die Dichtkunst Meisterstücke sind, z. B. Tempe, die Glückseligkeit, Theodicee u. a.? Stehet es ihm wol an, eine Menge unschuldiger Scherze mit einem hämischen Gifte zu besprizen, an welchen auch der

strengste Sittenlehrer nichts tadeln kan, als daß sie Scherze sind? Wir schämen uns wirklich für H. W., daß er sich von einer blinden Leidenschaft zu so unwürdigen Ausschweifungen verleiten läßt, — — und bedauern, daß er seine wahren Verdienste durch eine so unwürdige Aufführung verdunkelt."

Im Grunde war Wieland mehr zu bedauern als zu verdammen, denn seine natürliche Ansicht war durch Bodmer völlig getrübt worden. Uz hatte dessen Anglomanie bespottet, und bei Gelegenheit sich merken lassen, die Bodmerischen Epopöien reizten zum Gähnen. Statt der Langweiligkeit warfen nun die Zürcher freimüthigen Nachrichten der Uzischen Poesie Unsittlichkeit vor, und der bodmerisirte Wieland, der es für unwidersprechlich annahm, der Hauptzweck der Poesie sey moralischer und religiöser Nuzen, stimte zuerst in seinen Sympathien in eben diesen Ton ein. Lächelnd antwortete Uz darauf: „Wieland hat mich schon, dem Vernehmen nach, in seinen Sympathien

von den frommen Dichtern ausgeschlossen. Weil ich ihn in meinem Briefe (s. Uzens vierten poet. Br.) vom Tempel des guten Geschmacks ausgeschlossen, so will er mich aus Rache vom Himmel ausschließen, aber vermuthlich nur vom Bodmerischen Himmel." Mit diesem lächelnden, und darum nicht weniger verwundenden, Spotte war freilich auf einmal alles angegriffen, was Wielanden das Theuerste war, und der ohnehin schwärmerische Eifer des reizbaren Jünglings wurde völlig fanatisch. Bodmers etwas finstrer und saurer ascetischer Geist kam über ihn, und er glaubte in dem Anfall eines religiös-poetischen Paroxysmus gewiß nicht Unrecht zu thun, wenn er solch einen Angrif mit Waffen bekämpfte, deren sich sonst nur die Verläumdung und Verkezerungssucht bedienen. Uz selbst sah die ihm gemachten Anschuldigungen in diesem Lichte, und erklärt deshalb: „Wenn ein Dichter an seinem poetischen Charakter angegriffen wird, so kann er schweigen, und der Welt das

Urtheil überlassen, ob seine Verse gut oder schlecht sind. Wenn hingegen sein moralischer Charakter angetastet wird, so muß er sich vertheidigen. Kann er gleichgiltig bleiben, wenn ein parteiischer Haß die entferntesten Gelegenheiten, seine Sitten verdächtig zu machen, herbeizieht, die verehrungswürdigsten Gottesgelehrten, wenn es möglich wäre, zu Werkzeugen seiner Rachbegierde zu machen, und sich unter die Decke der Religion zu verbergen sucht? Ein fanatischer Eifer ist ansteckend." — So war denn Wieland, der Jüngling von sonst so reinem Herzen, durch seine religiöse Schwärmerei dem schwärzesten Verdachte bloßgestellt. Diesen von ihm abzuwälzen, fällt indeß nicht schwer, wofern man nur den heuchlerischen Verläumder, der hinter die Maske der Religion seine gehässigen Leidenschaften verbirgt, von dem unterscheidet, welcher aus wohlgemeintem Eifer für eine gute Sache, für die er begeistert ist, zu verkehrten oder gar verwerflichen Maasregeln schreitet. Daß Wieland sich in diesem

Falle befand, beweisen seine andern ästhetischen Urtheile aus dieser Zeit, die ihn in der allergrößten bigotten Befangenheit zeigen. Von einem Jüngling, auf dessen Pult er Anakreon, Tibull, Chaulieu, Gay, Prior liegen sieht, sagt er: „Ein solches Gesicht, allzupoetischer Jüngling, breitete die Gegnerin der Tugend vor dem Herkules aus, da er gedankenvoll auf dem Scheideweg saß, und, was du noch nie gethan, mit Ernst darauf dachte, wie er leben wolle.“ Er tadelte Gleimen, daß er ein Anakreon sey, „und Gaben, welche ihn geschickt machen, mit den himlischen Chören harmonisch, die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu singen, im Lob einer erdichteten Phyllis verschwende:“ und urtheilt, „daß der Feind alles Guten, da er sah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des christlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derselben herrlicher zu machen, sich klüglich entschlossen habe, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu seinem Zweck zu kom-

men. Er verwandelt sich bald in den Bakchus, bald in den Kupido, bald in einen unflätigen Satyr, und begeistert die wizigen Jünglinge unserer Zeit, uns scherzend und singend um den Geschmack der Tugend zu bringen, die lüsternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeit zu schmücken, und einer Sittenlehre, die epikurische Theologie voraussezt, die Reizungen der Trägheit und Wollust zu leihen."*) Er ging noch weiter, und bedauerte Petrarcha, daß er von seiner Laura mit einem Entzücken spreche, worein uns keine menschliche Vortreflichkeit sezen solte, ja selbst Pindarn, daß er seinen erhabenen Geist zur Verschönerung der Göttergeschichte misbraucht habe. Um aber allem die Krone aufzusezen, erklärte er: „daß ein jeder, der sich die Gleichgiltigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz

*) Alles dies in den Sympathien.

unendlichmal vorziehen solte.“ Würde wol selbst der fromme Gellert, in einer hypochondrischen Stunde, sein ästhetisches Gefühl so gänzlich haben verleugnen können? Offenbar liegt hier eine überspante Vorstellung von der christlichen Tugend, eine fast mönchische Ansicht von Welt und Leben, eine allzufinstre Frömmigkeit, zum Grunde. Das eifrige Lesen von Klopstock und Young befeuerte Wielands Phantasie eben von dieser Seite immer mehr, und zum Ueberfluß füllte sich diese Phantasie noch mit all den Clementinen, Clarissen, Amalien, Grandisonen, und wie die Tugendideale in Richardsons und Fieldings damals eben erschienenen und allbewunderten Romanen weiter heißen: bedurfte es mehr, um einen enthusiastischen Jüngling, in welchem eine religiöse Schwärmerei früh erzeugt und stets genährt worden war, der mit Erzengeln mehr als mit Menschen umging, und im Moralischen sich bis zu einer schwindlichten Höhe hinaufgeschraubt hatte, mit einem Feuereifer gegen alles zu

entflammen, was von solchem Standpunkt aus ihm so niedrig und verächtlich als verderblich erscheinen mußte? Wenn irgend etwas im Stande war, seinen Eifer zu vermehren, so war es der Gedanke, den Mann zu vertheidigen, der ihm Vater und Freund und Muster war; ein Fall, in welchem noch kein Enthusiast von 22 Jahren zu wenig gethan hat, zumal wenn die Eigenliebe sich beiher auch ins Spiel mischte, und man in dem Freund und Muster — sich selbst vertheidigte, und hoffen durfte, zum Preise die Bewunderung eines Bewunderten davon zu tragen. Und in der That die Bewunderung Bodmers für Wieland wurde fast ungemessen. Er verglich ihn dem Ezechiel, der die Gesichte Gottes sah; sieht ihn auf den Purpurflügeln eines ätherischen Geistes zwischen Mond und Sonne schweben; „den Vertrauten des hohen Eloa die begeisternden Schwingen über ihn breiten, und ihm die Harfe reichen, die das Herz der Menschen mächtig erschüttert, und auf die selbst die Sphären horchen."

Dagegen war das, was Uz dem jungen Dichter zu sagen hatte, freilich sehr unangenehmer Art. In einem poetischen Brief an Gleim (dem sechsten in der Samlung) erzählt er von einem Traumgesicht, wo er Apollo und die Musen auf dem Parnasse sah, als eben ein junger Mensch mit wildem Ungestüm kam, und sich beklagte, daß das Dichtervolk mit liederlichem Scherz die Sitten und Herzen verderbe, während dicker Staub lehrreiche Epopöien schände.

Welch schwacher Geist — hört' ich die Musen sagen —
Will vom Parnaß die Grazien verjagen?
Ist niemand weis', als wer nur immer weint,
Ein finstrer Kopf, dem Schwermuth Tugend scheint?

Viel anderes sehr Beherzigenswerthes sagt die Muse, und wirft dem drohenden Jünglinge dann vor:

Ihr suchet Lob, und lobet die euch loben;
Auf andre wird die Geißel aufgehoben.
Man lies't euch nicht! Ihr werdet bös und sagt,
Daß niemand mehr nach guten Sitten fragt.

Doch Gellert wird gelesen und verehrt,
Obgleich sein Lied die reinste Tugend lehrt.
Die Tugend lernt sein reizend Lehrgedicht.
Ihr lehret auch, doch reizend lehrt ihr nicht.

Ihrem Tadel fügt die Muse Warnungen und Belehrungen bei.

Hier konte sich der Jüngling nicht mehr halten,
Die stolze Stirn umwölkte Grimm und Falten;
Er stund und schwur dem heidnischen Parnaß,
Den Musen selbst, auf ewig seinen Haß.
Er ging erzürnt, ich sah ihm nach und lachte,
So dreist und laut, daß ich vom Schlaf erwachte.

Das war freilich bittre, aber auch sehr heilsame Arznei. Die Welt weiß, daß dieses Traumgesicht sich nicht zum Range eines prophetischen erhoben hat, denn Wieland ist so wenig ein Feind des heidnischen Parnasses und seiner Musen geworden, daß er vielmehr nachher mit jenen Verdamten in wenigstens gleiche Verdamniß gerathen ist.

Bedürfte der junge, leidenschaftliche und verblendete Dichter noch einer Entschuldigung,

so würde diese in einem, durch nichts zu ersezenden Mangel, womit er zu jener Zeit noch behaftet war, leicht gefunden werden. Wieland hatte sich nämlich bis hieher zwar eine nicht alltägliche Kentniß des Menschen erworben, ihm gebrach aber eine ausgebreitete, umfassende Kentniß der Menschen, durch welche allein die wahre Toleranz befördert wird, und in einem noch höheren Grade Weltkentniß. Schon die Wahl der meisten Stoffe, die er damals zu bearbeiten unternahm, verbürgt diesen Mangel einem jeden, der sich auf dergleichen Anzeichen versteht; zum Ueberfluß aber hat uns die Zeit ein eigenhändiges Dokument von Wieland aufbewahrt, nach dessen Lesung wol niemand zweifeln wird, daß der junge Dichter die Welt nur noch wie ein Mönch aus seiner Zelle gesehen hatte. Dieses Dokument ist ein Brief, der aus mehreren Rücksichten hier seine rechte Stelle finden wird.

„Ich hatte ehedem im Sinn, einen akademischen Lehrer abzugeben. Ich habe mich aber

seit geraumer Zeit geändert, und auch damals, da ich mich auf eine solche Art aufopfern wolte, habe ich es bloß gethan, weil ich diese Lebensart unter den schlimmern für die erträglichste hielt. — Ehedem solte ich ein Politikus werden; ich hätte gute Anscheinungen gehabt, wie man sagt, mein Glück zu machen. Ich habe aber andre Begriffe von Glück und Unglück gehabt, und wäre jederzeit lieber ein Holzhacker als ein Hofmann oder Advokat gewesen. Aus diesem werden Sie sehen, mein werther Herr, daß mir alle gewöhnliche Wege zu dem Vergnügen, nach Ihrem freundschaftlichen Wunsch, in Ihrer Gegend zu leben, verschlossen sind. Ich kenne nur noch einen einzigen; ich weiß aber kaum, ob ich Ihnen davon sagen soll. Ich habe mit einigen Freunden ein Project einer Akademie gemacht, welche ein Antipode der teutschen Akademien und Gymnasien, Pädagogien, und wie sie heißen, seyn solte. Die Wissenschaften, die darin gelehrt werden sollten, wären Philosophie, Geschichte und Mathematik, vor allem

die Moral und Politik, und die nöthigste Kunst, die Kentniß der Menschen. Die Schulformen solten gänzlich in dieser Akademie abgethan seyn. Die Lehrer, wenigstens die ersten, solten alle Genies, alle von gleicher Wahrheit und Tugend beselt seyn. Freiheit und bon sens solten hier ihren Siz haben. Die Hauptbemühung der Lehrer solte seyn, die Irrthümer, Vorurtheile, Phantome der Erziehung und Gewohnheit aus den Köpfen der Schüler zu räumen, und ihre Herzen zu bilden. Die Schüler solten ausgewält werden; ihre Anzahl solte nicht über dreißig seyn. Dieses sind einige der stärksten Züge meines Plans. Er ist vernünftig und menschenfreundlich, aber er ist Beides zu sehr, als daß er ausgeführt werden könte. Es müßte einen großen Herrn geben, der 20,000 Thaler anwenden wolte, der Welt einen merklichen Nuzen zu schaffen; denn ich kann zeigen, daß keine größere Summe zu meinem Plan nöthig ist. Aber unsre Auguste brauchen ihre Einkünfte zu Soldaten, Opern,

Tänzerinnen, Redouten und andern dergleichen Nothwendigkeiten, und die kleinern Seigneurs wollen nach Proportion keine kleinern Thoren seyn. Ich schreibe Ihnen hievon, weil ich hoffe, daß Sie diesen Artikel für sich behalten werden. Wenigstens möchte ich nicht, daß mein Plan irgend einem Minister bekant würde. Diese Art von Anthropomorphis, welchen man mehr Weihrauch streut, als die Heiden ehemals den Teufeln streuten, in deren Händen es steht, die Wissenschaften auszubreiten, die Verdienste zu erkennen, die guten Köpfe aufzumuntern, und alle Arten der guten Anstalten ins Werk zu sezen, — werden Alles dieses so lange bleiben lassen, als man sie um Tugenden willen, die sie nie gehabt haben, um Thaten, die sie nie gethan haben, um Gnaden, die sie nie, wenigstens wissentlich Keinem, der sie werth war, gegeben haben u. s. w. vergöttert und anbetet. Ehe ich einem solchen Sünder etwas zu danken haben wolte, will ich von der Vorsehung und mir selbst Freiheit, Zufrieden=

heit, selbstgewählte Uebungen und die Armuth eines Simon oder Sokrates annehmen."

So schrieb Wieland im J. 1753 an den Professor Müchler, welcher, als damaliger Hauslehrer eines Herrn v. Arnim auf Suckow, in dessen Namen an ihn geschrieben, und ihn zur Theilnahme an einer Akademie aufgefodert hatte, die jener Herr v. Arnim in der Uckermark, gemeinschaftlich mit dem dortigen Adel, zur Erziehung unbemittelter adliger Kinder beiderlei Geschlechts, zu stiften willens war. Wielands Eifer ist ein sehr wohlmeinender, aber auch sehr junger Eifer, und man weiß ja, wenn ein solcher losbricht, so nimmt er es mit dem Maas nicht eben allzugenau, und ficht mit Einbildungen als ob sie Wirklichkeiten wären. Eben so gefällt er sich am besten in Idealen, deren oft beinah unmögliche Verwirklichung erst spätere Erfahrung ihn lehren kann, bei welcher sich zugleich findet, daß gar manches weder so schlimm noch so gut war, als es dem jungen Enthusiasten anfänglich schien. Nun erstaunt

er, die Ungläubigen und die Minister keineswegs so abscheulich, und seine eignen Plane keineswegs so vollkommen mehr zu erblicken. Wielanden würde das, wenn er seinen Plan hätte ausführen sollen, gewiß begegnet seyn. In einer Samlung von Schriften, die er 1758 zu Zürich in drei Theilen herausgab, befindet sich auch sein Plan einer Akademie, zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, und man braucht nur die Prüfung zu lesen, welche Leßing davon in den Literaturbriefen (Br. 9. 10. 11.) mittheilte, um sich zu überzeugen, daß Wieland bei der Ausführung über manches gar bald würde den Kopf geschüttelt haben, denn er war Wahrheitsfreund genug, seine Plane nicht gegen die Wahrheit durchsetzen zu wollen, und besaß Verstand genug, um nicht bald zu entdecken, wo er die Wahrheit verfehlt habe.

Kante Wieland aber um jene Zeit die wirkliche Welt noch wenig, so lernte er die, worin er lebte, desto besser kennen, und das

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

war die Welt Xenophons und der Sokratiker überhaupt, zu welcher die früh gefaßte Neigung ihn immer wieder hinzog. Ein jugendliches Genie aber, welches einen vorzüglichen Geschmack an der einfachen Schönheit, der attischen Anmuth und reinen Lebensweisheit Xenophons findet, kann unmöglich auf die Dauer sich in Extremen gefallen, und eine Bahn verfolgen, auf die es, seiner eigenthümlichen Natur zuwieder, von falschen oder falsch verstandenen Mustern verlockt ward. Früher oder später mußte dies auf die Wahl seiner Stoffe und die Art seiner Darstellung entscheidenden Einfluß haben, und wirklich gab unser Wieland nur wenige Jahre darauf Leßingen dadurch Veranlassung zu dem Ausruf: „Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern." Wie gesagt aber, nicht bloß die Wahl der Stoffe, sondern auch die Art der Darstellung mußte gegen die ehemalige sehr abstechen; an der letzteren Verän-

derung indeß mochte eben dieser Leßing keinen geringen Antheil haben. Zwar hatte dieser in den Literaturbriefen erklärt: „wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses oder jenes an ihm auszusezen findet, welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen?"; allein er war deshalb um nichts nachsichtiger gegen seine Fehler, und rügte unter anderen auch mit gerechter Strenge seine Vernachläßigung der teutschen Sprache. „Alle Augenblicke läßt er seine Leser über ein französisches Wort stolpern. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert solche Wörter, die alle nicht das Geringste mehr sagen, als die teutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Purist ist. — Wenn uns Herr Wieland, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdient haben. Allein es scheint nicht, daß

er sich in diesem Felde mit kritischen Augen umgesehen. Das einzige Wort entsprechen habe ich ein oder zweimal mit Vergnügen bei ihm gebraucht gefunden."

Nicht vergebens konten solche Erinnerungen einem Wieland gemacht werden, den gerechter Tadel zu nichts anderem reizen konte, als gerechtes Lob zu verdienen. Er war keine von den genügsamen Selen, die, wenn sie einigen Beifall und einiges Ansehen erlangt haben, sich gehen lassen und kein höheres Ziel sich stecken, sondern jener ungenügsamen eine, denen, was sie auch erreicht haben mögen, immer noch ein Höheres vorschwebt, dem sie mit edler Ungeduld nachstreben. Träges Verharren bei dem einmal Gewonnenen würde ihm um so schimpflicher geschienen haben, je mehr er hinter der Zeit damit zurück geblieben seyn würde.

Im Jahre darauf, als er die lezten jener kleineren Schriften verfertigt hatte, brach der siebenjährige Krieg aus (1756), mit welchem in Teutschland nicht bloß eine mächtige Umän=

derung des politischen Systems, sondern auch ein höchst bedeutender Umschwung der Geister zusammenfällt. Ungefähr ein Jahrzehend früher hatte ein edler Wetteifer sich der in Teutschland aufblühenden Dichter und Denker bemächtigt, für die Ehre unserer vaterländischen Literatur so unablässig zu wirken, daß sie fortan die Vergleichung mit der des Alterthums und Auslands nicht zu scheuen habe. Zu Anfange dieser Zeit war die ganze teutsche Literatur in die zwei entgegengesetzten Parteien der Gottschedischen und Schweizerischen Schule getheilt, und wer nicht zu einer von beiden gehörte, galt nicht. Die Gottschedische Schule, an Geistesarmuth krankend, zerfloß in Breite und Wäßrigkeit, die Schweizerische, reicher an innerem Gehalt, strebte nach Kraft und hielt sich gedrungener zusammen, war aber rauh und hart und zuweilen kalt wie ihre Alpen. Hatten sich anfangs die besseren Köpfe an sie angeschlossen, so erkannten sie doch bald, daß sie nur zum entgegengesezten Irtum verleite, und verließen

sie früher oder später ebenfalls. Klopstocks Beispiel leuchtete allen voran, die eigener Kraft vertrauen konten, und so standen bald in allen Punkten von Teutschland Geister auf, deren jeder seine eigene Bahn verfolgte. Ihr Streben war um so eifriger, da es durch die Anerkennung, die ein achtungswürdiger Hof außerhalb der Grenzen Teutschlands den Verdiensten Klopstocks öffentlich wiederfahren ließ, gleichsam geadelt schien, und der Weihe des Dichters eine Würde gab, die man auch in den bürgerlichen Verhältnissen zu achten anfing. Kaum waren anderthalb Jahrzehende verflossen, so stellte Teutschland seinen Klopstock dem Homer, Cramer dem Pindar, Geßner dem Theokrit, und Andere Andern entgegen. Mag man immerhin im patriotischen Eifer hiebei ein wenig zu weit gegangen seyn, so hatte man doch wenigstens eben so viel Recht dazu als die Britten, wenn sie Milton, Cowley und Pope, und mehr als die Franzosen, wenn sie Voltaire, den älteren Rousseau und Segrais an eben die

Stelle sezten. Bewunderungswürdig bleibt es immer, daß wir in so kurzer Zeit so viel erreichten, denn was Gellert in der Fabel und Erzählung, Rabener in der horazischen Satyre, Uz in der Ode, Kleist für das beschreibende Gedicht, Hagedorn für das scherzhafte Lied, Schlegel und Weiße für das Drama geleistet hatten, war ebenfalls von der Art, daß es gegen das Ausland gar wol genant werden durfte. Auch waren Winkelmann und Leßing bereits aufgetreten, und hatten schöne Darstellung mit Gründlichkeit der Untersuchung in einem Gebiete der Literatur zu vereinigen angefangen, wie im Ausland noch Keiner sie erreicht, geschweige übertroffen hat. Es war mithin zu Anfange des siebenjährigen Krieges für den Schriftsteller schon so ganz leicht nicht mehr, auf eine bedeutende Weise sich geltend zu machen und seinem Namen Auszeichnung zu verschaffen. Dieser Krieg selbst aber, weit entfernt, das schöne Streben solcher Geister zu hemmen, ward ihm vielmehr auf mannichfal-

tige Weise beförderlich, wie wir denn durch ihn an Gleim einen Tyrtäos, an Ramler einen Horaz gewannen.

Hatte Wielanden jener Wetteifer der teutschen Dichter nicht ohne Nacheiferung lassen können, so blieben auch die Ereignisse der Zeit nicht ohne tiefere Wirkung auf sein Gemüth und seinen Geist. Jeder Krieg bewirkt, nicht bloß ein gewaltsameres Drängen und Treiben der Gefühle, Neigungen, Begierden und Leidenschaften, sondern auch einen rascheren Umtrieb der Gedanken, lebhafteren Umtausch der Meinungen, kühneren Schwung höherer Ideen, und zieht uns in die wichtigsten Betrachtungen über Schicksal, Welt und Menschenleben mit einem so mächtigen Interesse, wie es der Friede nicht bewirken kann. Der siebenjährige Krieg gewährte noch ein besonderes Interesse durch den Antheil, welchen Freund und Feind an dem seltenen Helden nahm, der ihn fast gegen das ganze verbundene Europa, zwar mit Mindermacht, aber gleich standhaft im Unglück als be-

sonnen im Glück, durch Ueberlegenheit seines Geistes, am Ende immer siegreich führte. Für welche Partei sich Wielands Neigung entschied, beweist das Gedicht, das er im Jahre 1758 auf Friedrichs Bildniß von Wille verfertigte. Ich will es mittheilen, da es kurz und unbekant ist.

Du Liebling der Natur und Kunst,
O Wille, dem mit seltner Gunst
Die Grazien den Griffel führen,
Wenn, von der Muse Schwung belebt,
Auf Flügeln des Genie bis zu den Urideen
Des Schönen sich dein Geist erhebt;
Ein glückliches Gestirn gab dich der goldnen Zeit,
Da Friederich die Welt mit seinen Wundern füllet,
Wie würdig der Unsterblichkeit!
Du gibst sie Ihm, Er dir! Wie königlich enthüllet
Sich dem entzückten Aug in seinem Bild durch dich
Der Held, der Menschenfreund, der ganze Friederich!

Beneidenswerth fand Philipps Sohn
Den göttlichen Achill, den ein Homer besungen.
Dem Sieger, der statt Ilion
In minder Zeit den Erdenkreis bezwungen,

Gab des Geschickes strenger Schluß
Sein Glück zu mäßigen nur einen Chörilus;
Doch zum Ersaz ward ihm Lysipp geboren.
Dir Friedrich, den die Vorsicht auserkohren
Der Schutzgeist dieser Welt, die jener einst verheert,
Zu seyn; weit mehr als er bist du Homere werth,
Doch fehlen die Lysippen und Homere.
Die kommen nicht zurück! Was that zu deiner Ehre,
Du Stolz der Menschheit und der Erden,
Die schöpfrische Natur, die deiner sich erfreut?
Sie reizt der künftgen Helden Neid,
Und heißt Dir einen Wille werden!

Ein solcher Antheil an dem Helden des Jahrhunderts brachte Wielanden täglich den Lieblingshelden seiner Ideenwelt und seines Xenophon in die lebhafteste Erinnerung; jedes Zeitungsblatt führte ihn in die Kyropädie zurück, und er konte die Kyropädie nicht lesen, ohne der Begebenheiten des Tages zu gedenken. In seinem Geist entwickelte sich das Ideal eines Helden, der so tugendhaft als weise, so menschenfreundlich als tapfer, den Krieg zwar nicht scheut, aber auch nicht liebt, und ihn nur

führt, um einen Sieg zu erringen, der die Menschheit zugleich veredle und beglücke. Je länger je mehr fühlte er alle seine Ideen nach dieser Seite hingerissen, auf welcher alle schönen Träume seiner Schuljahre, alle Neigungen seiner Gegenwart, und alle Wünsche seines menschenliebenden Herzens sich begegneten. In solchem Zustand entwarf er den Plan zu einem großen epischen Gedicht: Cyrus. Sein Vorhaben war, wie er selbst sagt, den größten seiner Vorgänger nachzueifern, und sie wenigstens in dem einzigen Stücke zu übertreffen, worin er es möglich fände, — in der Größe des Helden und der Handlung. Die einzelnen Tugenden mehrerer anderer Helden, Tapferkeit, Klugheit, Weisheit und Großmut wolte er in ihm vereinigen, und ihn alsdann in dem schönsten und mannichfaltigsten Licht als einen Menschenfreund, Helden, Gesezgeber, und als den besten der Menschen und Könige zeigen. Ich weiß nicht, ob die so große Vollkommenheit des Helden gerade zur größern Vollkom=

menheit des Werks würde beigetragen haben; gewiß ist aber auch, daß Wieland alle Kraft aufbot, ihm mehr als diese Vollkommenheit des Stoffes zu ertheilen. Daß auch jezt Klopstock ihm vornehmlich vorschwebte, zeigt, außer der Ankündigung und Anrufung, so manche Reminiscenz und offenbare Nachahmung in Ausdruck, Wendungen und Wortstellung: allein er trat seinem Vorbild so wenig sklavisch nach, daß man ihn nicht einen Nachahmer, sondern einen Nacheiferer Klopstocks nennen muß. Unter allen, welche sich auf dieselbe Bahn wagten, kommt er Klopstocken am nächsten, ja er übertrift ihn an reiner epischer Haltung und einem so sparsamen Gebrauch der Maschinerie, daß man fast sagen könte, er habe unter uns zuerst gewagt, das Epos von diesem unwesentlichen Gesez zu befreien. Seine Darstellung geht einen ruhigen, doch immer bewegten, Gang, und nichts liegt in seinem Stoffe, was er nicht mit weiser Einsicht benuzt hätte. Alle Empfindungen und Betrachtungen, welche die

verschiedenen Scenen des Krieges veranlassen, gehen aus den durchgehends anziehenden Situazionen natürlich hervor, sind mit kräftiger Wahrheit dargestellt und ins angemessenste Licht gesezt, ohne daß der Dichter sich je, hier in philosophische Abhandlungen, dort in empfindsame Ausrufungen, ergossen hätte. Keine Dehnung, keine Zerflossenheit, keine Ueberspannung. Die Gedanken haben, wenn nicht Hoheit, doch Würde, die Empfindungen Adel. Die Sprache ist rein, der Ausdruck ziemlich gedrungen, ohne dunkel und rauh zu werden; die Gleichnisse sind treffend, der Hexameter bewegt sich leicht und fließend, und übertrift die meisten aus jener Zeit. Solte man nicht meinen, daß man ein Gedicht, mit so vielen Vorzügen begabt, womit der Dichter alles übertraf, was er bisher geleistet hatte, und seinen Beruf zum Epiker auf die unverkenbarste Weise beurkundete, zu jener Zeit mit Bewunderung empfangen hätte? Gleichwol war es nicht der Fall. Zwar wurde gleich im zweiten Jahre

nach seiner ersten Erscheinung (1759, verfertigt ward es in den Jahren 1756 und 1757) eine neue Auflage davon nöthig, aber das war auch alles; denn im Uebrigen beobachtete man von allen Seiten ein so tiefes Schweigen darüber, als wäre es gar nicht vorhanden gewesen. Ohne Zweifel wirkte dieses mit, daß Wieland die Lust zur weiteren Ausarbeitung verlor und es bei den fünf ersten Gesängen bewenden ließ, die allerdings ein Bedauern der Nichtvollendung des Ganzen erregen können. Indeß will ich nicht in Abrede seyn, daß hier doch einer der Fälle seyn könte, wo der Dichter durch das Bruchstück mehr gewint als durch das Ganze, und vielleicht daß Wieland davon eine dunkle Ahndung hatte oder erhielt. Nach einem Gedicht Bodmers zu schließen, worin er Wielanden zur Fortsezung des Cyrus auf alle Weise zu ermuntern sucht, waren zwar Hypochondrie und Migräne des Dichters die Ursache der Nichtfortsezung: allein was war die Ursache dieser Hypochondrie und Migräne? Folge

großer Anspannung? Mangel an gehoften größerem Beifall? Kann seyn! Leicht möglich aber auch und sehr wahrscheinlich, daß bei dem Dichter eine Besorgniß mitwirkte, welche Bodmer in folgenden Zeilen andeutet:

Lieber, so fürchte den Neid, daß nicht die Lästerer sagen:
Cyrus sey groß mit wenigen Kosten im Schooße des Glückes,
Unter der schlagenden Hand des Unglücks werd' er erliegen.

Bodmern freilich schien es ein Leichtes, die Lästerer aus dem Felde zu schlagen: allein was schien auch Bodmern nicht leicht! Wieland hergegen hatte bei den Fortschritten in ganz Teutschland ein bescheidneres Mistrauen in seine Kräfte gewonnen, und hörte auf, sobald er bemerkte, er möchte das Interesse vielleicht nicht bis ans Ende steigern, oder wenigstens gleich stark erhalten können.

Nicht weniger als diese Ursachen aber wirkte auch ein äußerer Umstand mit, welcher Wie-

lands Geiste für einige Zeit eine andere Richtung gab. Der Krieg, der in vieler Hinsicht auf die damaligen Bühnen in Teutschland nachtheilig wirkte, hatte den Schauspieldirector Ackermann eben um diese Zeit mit seiner Gesellschaft nach Zürich vertrieben, und diese neue Erscheinung machte auf Wieland einen so lebhaften Eindruck, daß sein ganzer poetischer Eifer dem Drama zugewendet wurde. Da nun eben von der Schweiz aus die erste Anregung kam, wir möchten uns, statt des Drama der Franzosen, lieber das vorzüglichere der uns näher verwandten Britten zum Muster nehmen, und da man zugleich mehrere dieser Muster in Uebersezungen lieferte; so richtete auch Wieland seinen Blick vornehmlich dorthin, als ihm jezt die Lust ankam für die Bühne zu arbeiten. Er verfertigte sein Trauerspiel Lady Johanna Gray, welches aus dem Manuscript 1758 zu Zürich aufgeführt und mit vielem Beifall aufgenommen wurde. Die meisten hielten es für ein Original, bis Leßing in den Literatur-

briefen, nicht ohne eine kleine Bosheit, zeigte, es sey eigentlich nichts anders als eine Nachahmung und stellenweis wörtliche Uebersezung eines Trauerspiels des Engländers Nicholas Rowe, den Wieland, ohne ihn nur zu nennen, größtentheils benuzt hatte. Die Uebersezung gehört zu den vorzüglichen jener Zeit, und ist auch darum merkwürdig, weil Wieland hier, wie Schlegel mit der in demselben Jahr erschienenen, Uebersezung von Thomsons Sophonisbe, den ersten Versuch machte, den fünffüßigen Jambus in der Tragödie einzuführen. Ohne Widerrede trägt Wieland den Preis davon. Sein Metrum ist leicht und frei, die Perioden sind harmonisch und für die Declamazion überaus bequem. Gleiche Vorzüge schmücken das Stück von Seiten des Stils, denn die Sprache ist rein und der Vortrag edel und blühend. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Gesinnungen und Charaktere der Personen erhaben und heroisch sind, daß es an rührenden Situazionen nicht mangelt, und daß der Ausdruck

der Natur und Wahrheit nicht verfehlt ist; wer solte da nicht glauben, daß das Stück auch einen vorzüglichen Eindruck auf das Gemüt machen müsse? Gleichwol würde man sich irren. Leßing zeigte gleich damals, daß der Grund davon teils in dem mangelhaften Plane, bei welchem Wieland den Euripides mit französischen Augen gesehen hatte, teils in einem gänzlichen Mangel des Contrasts der Charaktere, liege. Um das erste zu beweisen, vergleicht Leßing den Plan Wielands mit dem seines britischen Vorgängers; in Ansehung des Lezteren erklärt er sich gegen Wielands Ansicht der Tragödie, wie sie dieser in der Vorrede mitgeteilt hatte, welcher zufolge sie dem edeln Endzweck gewidmet ist, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, sie in Handlungen nach dem Leben zu malen, und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunötigen. „Von dieser Voraussezung," sagt Leßing, „können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und

die Handlung des Stücks machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ist ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemal; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nichts was. Sie sind alle in einer Form gegossen: in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Lassen Sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken, und alsdann, wenn er die innere Mischung des Guten und Bösen in dem Menschen wird erkant und studirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vor-

trefliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis jezt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgestelt, aber nicht auf die rührendste Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben." (Literaturbriefe Br. 63. 64.)

Bevor indeß Wieland diese Bemerkungen hätte nuzen können, scheiterte er zum zweitenmale, noch weit gefährlicher, an derselben Klippe der volkommen tugendhaften Personen. Will sich jemand überzeugen, wie wenig Heil diese dem tragischen Dichter bringen, und zugleich an einem warnenden Beispiel lernen, daß nicht jeder gute Roman sich auch in ein gutes Drama verwandeln lasse, so lese er nur die Klementine von Porretta (Zürich 1760), welche Wieland aus Richardsons Geschichte Sir Karl Grandisons gezogen hat. Mag meinetwegen dieses Drama ein Triumph der religiösen Schwärmerei seyn (die Johanna Gray nante

Wieland einen Triumph der Religion); mir bleibt es zugleich ein Triumph der Unnatur und Wielands größte poetische Verirrung. Wie begründet Leßings Tadel, wie genau angegeben Wielands damaliger falscher Stand- und Gesichtspunkt war, das beurkundet diese Clementine auf eine eben so auffallende Weise, als ein anderes Werk, welches Wieland um die selbige Zeit schrieb, beurkundet, daß er, um vortreflich zu werden, in der That nur Leßings Rath zu befolgen nöthig hatte. Das Werk, von welchem ich rede, ist Araspes und Panthea nach jener schönen Episode der Xenophontischen Kyropädie, die schon in früheren Jahren den Dichter so mächtig angezogen hatte, bearbeitet. Eigentlich hatte er jezt vorgehabt, diese Geschichte auch als Episode in sein großes episches Gedicht Cyrus zu verweben. Da er den Gedanken an die Vollendung desselben aufgegeben hatte, konte er doch Araspes und Panthea nicht aufgeben, und arbeitete deren Geschichte als ein eigenes Werk aus, welches

schon in Beziehung auf die Geschichte unserer poetischen Literatur, als der erste dramatisirte Roman, merkwürdig seyn würde, als das Werk aber, womit eine neue Epoche in Wielands poetischem Leben bezeichnet werden muß, noch ungleich merkwürdiger ist. Die Gewalt die Liebe und die Gefahr, womit sie bedroht, wofern sie den Grundsäzen der Ehre und Tugend nicht untergeordnet bleibt, ist hier auf eine Weise geschildert, die den künftigen Meister des Agathon ahnen läßt, zu welchem auch wirklich eben jezt die Idee in seiner Sele lebendig zu werden anfing. Von dem, was Wielanden in seinen früheren Versuchen zum unwahren Dichter machte, — indem seine Rede feuriger, sein Kolorit glühender war als seine Empfindung, — findet man hier kaum einzelne Spuren. Und warum? Offenbar nur darum, weil er hier — in seiner Sphäre war, und in dieser seinem eigenen Genius folgen konte.

Bodmers Haus verließ aber Wieland bereits in der Mitte des Jahres 1754. Zwei Familien übergaben ihm da ihre Söhne zum Unterricht, und er verlebte in dieser Lage, die nicht seine ganze Zeit in Anspruch nahm, vier sehr angenehme Jahre. Nachher kamen ihm mehrere Anträge zu Lehrerstellen, unter anderen einer nach Marseille: er würde aber nach Biberach zurückgekehrt seyn, um dort in Ruhe seinen Cyrus zu vollenden, wenn nicht ein Vorschlag, nach Bern zu gehen, ihm annehmlicher als die übrigen geschienen hätte. Jedoch gab er auch die Hauslehrerstelle bei dem Landvogt Sinner in Bern sehr bald auf, und hielt blos täglich einigen jungen Leuten Vorlesungen über die Philosophie. Die schönsten Stunden seines Aufenthalts in Bern verwendete er zur Ausarbeitung von Araspes und Panthea, und die Gemütsstimmung, in welcher ihn seine damaligen Verhältnisse unterhielten, war der Ausführung dieses Werks besonders günstig. Eine Umstimmung seines Wesens war bereits eingeleitet, seit er Bodmers

Haus verlassen, und der Umgang mit mehreren Personen auch des schönen Geschlechts, besonders einer Wittwe Gr. —,*) so wie seit 1756 ein vertrauter Briefwechsel mit Zimmermann, der schon damals, als Arzt zu Brugg, an seinem Werk über die Einsamkeit arbeitete, trugen bedeutend dazu bei. Die mehr als zärtlich freundschaftlichen Verhältnisse, worein er in Bern mit Rosseau's berühmter Freundin, Julie Bondeli, kam, wirkten ebenfalls auf eine Veränderung hin, die in einer neuen Lage durch besondere Umstände vollendet wurde. Und nun erst wird Wieland — Er selbst. Gewiß ist, daß Wieland von Bodmers Auctorität und Einwirkung frei werden mußte, wenn er seine Sphäre finden, und in dieser, seinem Genius folgend, Wieland werden solte. Zwar hatte der damals 26jährige Jüngling sehr viel, ja man darf in Betrachtung seines Alters und seiner Zeit sagen zum Erstaunen viel geleistet, indem er als Lehrdichter, als Epiker, als Dramatiker, als Romandichter, als philosophischer Schriftsteller, Werke geliefert hatte, die zum Teil hinter den besten

*) Frau von Grebel?

jener Zeit nicht zurückstanden und ihn selbst also unter die Ersten stelten: allein mit allem diesem würde er schwerlich mehr bewirkt haben, als ein Bedauern der Literatoren, daß die Blüte eines so frühen, schönen und seltenen Talents in eine so ungünstige Zeit gefallen sey. Wahrscheinlich würde er auch in unserer Zeit schon eben so wenig mehr gelesen werden, als viele der damals Ersten, mit denen er wetteiferte, zumal wenn er auf Bodmers Plane fortwährend eingegangen wäre. Für Wielands Ruhm war es daher eben so vortheilhaft, daß er von seinem sonst ehrwürdigen Pflegevater losgerissen wurde, als es ihm vortheilhaft war, mit ihm verbunden gewesen zu seyn, denn ohne beides wäre auch der spätere Wieland nicht geworden, was er geworden ist. Seine bisherigen Werke sind nicht blos als nüzliche Vorarbeiten, als Versuche, an denen der junge Dichter seine Kraft übte und stärkte, zu betrachten; nein, dieser Dichter mußte im Wesentlichen notwendig diesen Weg gegangen seyn, wenn er zu dem Ziele gelangen solte, das er erreicht hat.

1760—1769.

Wieland in Biberach.

Wielands Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will und, der alten Wittwe zu gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwol nicht kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige erfahrne Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte.

Briefe üb. d. jetz. Zustand d. sch. Wiss. in Deutschl. v. J. 1753.

Ohne sein Zuthun, ja selbst gegen seine Neigung, ward unser Wieland im Jahr 1760 zum Rath in seiner Vaterstadt erwählt, und

kehrte dahin im selbigen Jahre zurück. Aber ach! wie vieles hatte sich während der acht Jahre seiner Abwesenheit hier verändert! Einen Teil der Gefühle, die damals sein Herz ausfüllten, hat er 14 Jahre später in dem schon genanten Gedicht an Psyche*) geschildert.

Du bist beglückt, und Ich — vergessen!
Es sey! — die Freundschaft eifert nicht.
Noch tanzt das magische Gesicht
Um deine Stirne, noch ist alles Licht
Und Himmel um dich her, noch fließet ungemessen,
Gleich dem unendlichen Moment der Ewigkeit,
Die Zeit der süßen Trunkenheit.
O Psyche, auch für mich war einst so eine Zeit;
Was hätt' ich damals nicht vergessen,
Als ich in dem Bezaubrungsstand,
Worin du bist, mit Doris mich befand;
Und — wenn ich ihr, so früh es immer tagte,
Bis unbemerkt der lezte Stral verschwand,
Das ewge Einerlei, das ich für sie empfand,
Stets neu auf tausend Arten sagte, —
Den längsten Tag zu kurz, es ihr zu sagen, fand!

---

*) Frau Präsidentin Julie v. Bechtolsheim in Eisenach.

O Wonnetage, gleich den Stunden,
In ihrem Anschaun zugebracht!
O Wochen, gleich dem Traum in einer Sommernacht!
Geliebter Traum! der, längst verschwunden,
Noch durch Erinn'rung glücklich macht!
Wo seid ihr hin, ihr unbereuten Freuden,
Du Blüte der Empfindsamkeit,
Um die wir jene goldne Zeit
Schuldloser Unerfahrenheit
Und unbesorgter Sicherheit
Und wesenloser Lust und wesenloser Leiden
(Mit aller ihrer Eitelkeit)
In weisern Tagen oft beneiden:
Du erster Druck von ihrer sanften Hand,
Und du, mit dem ich mein entflohnes Leben
Auf ihren Lippen wieder fand,
Du erster Kuß! — Euch kann kein Gott mir wieder
geben!

Sie welkt dahin des Lebens Blumenzeit!
Ein ew'ger Frühling blüht allein im Feenlande;
Und Amors reinste Seligkeit
Bringt uns zu nah dem Götterstande,
Um dauerhaft zu seyn. Wie selten ist das Glück,
Das deine Liebe krönt, Psycharion! wie selten
Erhört das neidische Geschick
Der ersten Liebe Wunsch! Wir gäben Thronen, Welten,

In ihrem Rausch, um eine Hütte hin;
Ein Hüttchen nur, im Land der Geßnerischen
Hirten,
Just groß genug, um uns und unsre Schäferin,
Die Grazien und Amorn zu bewirten,
Sie wüchsen von sich selbst, im Schuz des guten Pans,
Die Bäume, die, indem wir sorglos küßten,
Uns Müßiggänger nähren müßten!
Wie selig! — Aber Zeus lacht des verliebten Wahns.
Sein Schicksal trent — aus guten Gründen —
Den Schäfer und die Schäferin.
Und o! wie spizt sich einst des Pastor fido's Kinn,
Wenn zu den väterlichen Linden
Die Zeit zurück ihn führt, die holde Schäferin,
Auf deren Schwur und treuen Sinn
Er seines Lebens Glück versichert war zu gründen,
In — eines Andern Arm zu finden!

Dies war der Fall Wielands. Als er seine geliebte Sophie kennen lernte, konte diese gewissermaßen als Verlobte des, aus Winkelmanns Geschichte bekanten, Leibarztes Bianconi betrachtet werden, und ihr Vater, Dekan der medizinischen Facultät zu Augsburg, hatte sie früher nur darum nach Biberach zu seinen

Eltern gebracht, weil er selbst mit Bianconi nach Italien gereist war. Nachdem er in der Folge, aus eifrigem Protestantismus, dieses Bündniß selbst wieder aufgelöst hatte, war allerdings von einer Verbindung Wielands mit Fräulein Guttermann die Rede gewesen, allein Misverständnisse aus den edelsten Beweggründen (über die ich jedoch lieber nichts als eine gar zu dunkel gewordene Erinnerung mitteilen will,) trenten auch diese Liebe. Als Wieland aus der Schweiz zurück kam, fand er das Ideal seiner platonisirenden Phantasie, als die Gattin von la Roche, dem sie nach Mainz gefolgt war, wo sie in glücklichen Verhältnissen lebte.

Je näher Biberach, desto näher kam also Wieland fehlgeschlagenen Erwartungen, und hätte ein viel kälterer Liebhaber seyn müssen, wenn er jezt schon mit den guten Gründen, welche Zeus gehabt haben könte, seine Wünsche nicht zu erhören, sich getröstet hätte. Die Aussicht auf die unpoetischen Geschäfte des Amtes, die seiner warteten, waren auch nicht die

reizendsten; besondere Teilname an dem, was seinen Geist und sein Herz vorzüglich anzog, konte er sich nicht versprechen; er fühlte sich also in der freundlichen Vaterstadt, worin bekantlich auch der Prophet am wenigsten gilt, wie nach Scythien verschlagen, und fühlte sich so je länger, je mehr. In einem Briefe an seinen Freund Salomo Geßner, spricht er von dem sklavenmäßigen Amte, das er unter den Kamtschadalen von Biberach schleppe, und schreibt in einem andern v. 29. Aug. 1766: „Ich gestehe Ihnen, daß ich mich zuweilen über die Bizarrerie meines Schicksals verwundern muß. Jezt, da ich zum geselligen Umgang und zum freundschaftlichen Leben am besten taugte, bin ich ohne Hofnung auf ewig von aller Gesellschaft sequestrirt, — denn die Gesellschaft, in der ich hier zuweilen Hombre spielen muß, taugt ungefähr so gut zu meiner Gesellschaft, als die Tiere im Paradies für den Miltonischen Adam. Himmel! was für eine Glückseligkeit das wäre, wenn wir an Einem Orte leben könten! Lassen

Sie mich nicht daran denken! Ich muß nun einmal, ich wolle oder wolle nicht, ein Aristipp seyn,

Quem omnis decuit color et status et res,

und da meine Umstände sich nicht nach mir richten wollen, so hab' ich keine andere Wahl, als mich nach ihnen zu richten. Indeß attachiren mich eben diese Umstände desto mehr an diejenige Art von Glückseligkeit, welche von dem angebornen und habituellen Enthusiasmus für die Musen unzertrenlich ist, und deren Macht ich in den wiedrigsten Umständen meines Lebens erfahren habe. Es ist im buchstäblichen Sinne wahr, was ich im Eingange des Idris zu meiner Muse sagte:

Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben.

Vielleicht werden Sie sich wundern, wo ich bei meinem Amte die Zeit zu so mühsamen Spielwerken hernehme als dieser Idris ist, wovon ich hier die drei ersten Gesänge übersende. Es geht aber ganz natürlich zu. Ich sehe wenig

Gesellschaft, und lasse mich das kleine, zerrüttete, unverbesserliche gemeine Wesen von Biberach eben so wenig anfechten als das von Santo Marino. In meinem Hause bin ich ruhig und glücklich, Ergözlichkeiten und Zerstreuungen habe ich wenig gehabt. Ich habe also doch Muße, und diese gehört den Musen."

Fast wäre ich deshalb geneigt, der Vaterstadt des Dichters eine Schuzrede zu halten, denn hundert andre Städte hätten vielleicht die gleichen Nachteile nicht mit eben so viel Vorteilen vergütet. Entzog sein trockenes Amt ihn seiner schöneren Ideenwelt, so eröfnete es ihm doch zugleich die Einsicht in die wirklichen Verhältnisse des Lebens, und er lernte mancherlei Zustände, das Wirken und Gegenwirken der Gesellschaft, und manche Seite des menschlichen Geistes und Herzens kennen, die dem bloßen Stubengelehrten Zeitlebens verborgen bleiben und ohne die der Dichter nur ein verschwebtes Wesen ist. Bot das gesellige Leben ihm wenig Mannigfaltigkeit und Reiz, so wurde

dagegen seine Freundschaft mit den größten und edelsten Geistern der Vorwelt desto inniger. Hinderte der Ort ihn an schneller Bekantschaft mit dem Neuen, was im Reiche der Literatur erschien, so hatte er auch hundert Gelegenheiten weniger, irr und scheu zu werden: und fand er keinen, der an Geist ihm gleich oder überlegen war, so kam er auch nicht in die Gefahr, von neuem seine Eigenthümlichkeit zu verlieren. Kurz, je zurückgeworfener auf sich selbst er war, desto tiefer wurzelte er in sich, und gewann in eben dem Grad an Selbständigkeit und Kraft, als er verlassen und einsam in diesen Rücksichten stand. War er doch vor Tausenden glücklich, daß er so manche unbefriedigte Leere des Geistes und Herzens durch eine Phantasie ausfüllen konte, die so reiche und frische Blüten trieb, und eine schönere Welt schuf, wenn ihm die wirkliche nicht gnügte. Aber doch ist's natürlich, daß er nichts desto weniger sich bisweilen in Klagen ergoß, weil er die Vorzüge der Dichternatur nicht ohne das

Zartgefühl und die leichte Reizbarkeit derselben besitzen konte, und von deren Anfällen gerade um so viel mehr leiden mußte, mit je größerem Ernst und Eifer er nach Meisterschaft strebte.

Verlangte jemand für dieses Streben in jener Zeit noch einen Beweis, so dürfen wir den nur an die Ankündigung erinnern, welche Wieland der zweiten Ausgabe seiner poetischen Schriften vom Jahre 1762 vorhergehen ließ, denn in dieser gesteht er ganz offen, daß es den meisten seiner Gedichte noch sehr an Korrektheit fehle, daß Anordnung, Ausbildung und Ausdruck noch sehr unvollkommen seyen, er sie aber mit hartnäckigem Fleiße wieder überarbeitet habe, um wenigstens viele Flecken wegzuwischen. Bei der Herausgabe selbst beklagte er, daß er nun seine poetische Laufbahn werde beschließen müssen, da er eben seine Lehrjahre überstanden habe.

Glücklicher Weise traf diese Befürchtung nicht ein; vielmehr schien der gute Genius unserer Literatur dafür gesorgt zu haben, daß der

junge Dichter nach überstandenen Lehrjahren eine Arbeit fände, die ihn in jeder Hinsicht auf die künftige Meisterschaft am zweckmäßigsten vorbereitete. Einseitigkeiten, mit denen er aus Schuld der damaligen Theorien noch behaftet war, mußten verdrängt, der Mangel an Welt- und Menschenkentniß, der ihn bisher zu so manchem Vorurteil und Misgrif verleitet hatte, gehoben, der Standpunkt zu einer ganz anderen poetischen Weltanschauung, der Maasstab zu ganz andern Beurteilungen der Darstellungskunst ihm gegeben werden, so wie Shakspeare's unendlich reiche poetische Wunderwelt vor seinem erstaunten Blicke sich auftat: denn wem Shakspeare nicht die Nebel von den Augen nimt, den hat die Natur zu ewiger Blindheit verurteilt. Besonders in Beziehung auf unsern Wieland möchte ich daher von Shakspeare mit Johnson sagen: „Dies ist also Shakspeare's Verdienst, daß sein Schauspiel ein Spiegel des Lebens ist; daß einer, dessen Einbildungskraft sich in das Labirinth von Phantomen verirrt

hat, in welches andere Schriftsteller ihn hinein führten, hier von seinen schwärmerischen Extasen geheilt werden kann, wenn er menschliche Gesinnungen in menschliche Sprache eingekleidet liest; in Scenen, nach welchen ein Einsiedler die Weltbegebenheiten schäzen, und aus welchen ein Beichtvater den Fortgang der Leidenschaften vorhersagen kann."

Wieland wagte es, die Werke dieses Riesengenies in unsere Sprache zu übersezen. Er wagte es, sage ich, denn wer nur einigermaßen die zum Teil fast unüberwindlichen Schwierigkeiten kent, in die ein solches Original den Uebersezer wol jezt noch verwickelt, der kann eine Uebersezung desselben zu einer Zeit, (wo nur drei Vorgänger an einzelnen Stücken, nicht eben zum glücklichsten, sich versucht hatten, wo unsere Sprache nach der Fülle, dem Reichtum, der Geschmeidigkeit, die sie jezt hat, nur erst rang, wo das Publikum für den Genuß dieser Werke noch nichts weniger als reif war, wo selbst die Kritiker darüber aus einer Verlegen-

heit in die andere gerieten, gewiß nicht anders als ein Wagstück nennen. Nur selbst ein Dichter voll Mut und Vertrauen auf seine Kraft konte es unternehmen, und nur wenn dieser Dichter, bei allen sonstigen Eigenschaften eines Uebersezers, genug poetische Regsamkeit und Allseitigkeit hatte, sich in die verschiedenartigsten Situazionen zu versezen, die verschiedensten Töne zu treffen, konte es gelingen. Welcher von allen damals lebenden Dichtern hätte dann aber mehr Beruf zu dem Unternehmen gehabt als eben Wieland? *) Gleich=

---

*) Wieland lieferte seine Uebersezung des Shakspeare in 8 Bänden gr. 8. (Zürich b. Geßner, Orell u. C.) in den Jahren 1762—1766. Diese 8 Bände enthalten 22 Schauspiele. I. Ein St. Johannis-Nachts = Traum. Leben und Tod des König Lear. II. Wie es euch gefällt, oder die Freundinnen. Maas für Maas, oder wie einer mißt, so wird ihm wieder gemessen. Der Sturm oder die bezauberte Insel. III. Der Kaufmann von Venedig. Timon von Athen. Leben und Tod des Königs Johann.

wol sind über das Gelingen seiner Arbeit die Stimmen zum Teil sehr misbilligend gewesen. Unter diesen sind freilich gar manche, die in dem Uebersezer nur das Original tadelten;

IV. Jul. Cäsar. Antonius und Kleopatra. Die Irrungen oder die doppelten Zwillinge. V. Leben und Tod König Richards II. Der erste Teil König Heinrichs IV. — VI. Viel Lärmen um Nichts. Makbeth. Die zween edle Veroneser. VII. Romeo und Juliette. Othello, der Mohr von Venedig. Was ihr wollt. VIII. Hamlet, Prinz von Dänemark. Das Wintermärchen. — Nachrichten von den Lebensumständen des Dichters. — Die Bearbeitung der N. A. lehnte Wieland von sich ab, und die Verleger übertrugen sie, auf Zollikofers Vorschlag, Eschenburgen. Sie erschien zuerst in den Jahren 1775—1777 in 12 Bänden 8. und enthielt die noch fehlenden 14 Schauspiele, nebst den von Wieland weggelassenen oder nur ausgezogenen Scenen. Ein gewisser Gabriel Eckert gab diese Uebersezung, als eine Art von Nachdruck, jedoch nicht ohne verschiedene Verbesserungen, zu Mannheim 1780 in 24 Bänden heraus, und verzögerte dadurch eine neue Bearbeitung Eschenburgs,

jene, die es erkanten, daß Shakspeare's Rüstung dem teutschen Nachbildner hier und dort zu schwer geworden, daß es ihm an Mut und Keckheit gemangelt habe, sich seinem Vorgänger humoristisch auch in der Posse gleichzustellen, die an seinen Auslassungen und an gewissen französirenden Geschmacksnoten ein Aergerniß nahmen, und deshalb behaupteten, Wieland sey doch nicht ganz in den Geist Shakspeare's eingedrungen, kamen eigentlich erst später. Alles dieses aber, und vielleicht noch manches andre unbedenklich zugestanden, meine ich doch, könne eigentlich kein Billiger anders darüber urteilen als Leßing in seiner Dramaturgie (Th. 1. N. XV. vom Jahr 1767) urteilte. „Aber," sagt er, „ist es denn immer Shak-

die jedoch endlich im J. 1798 u. f. w. zu Zürich erschien. Wie Eschenburg aber, so hat selbst der neueste und vorzüglichste Uebersezer Shakspeare's, A. W. Schlegel, Wielanden in Vielem nicht übertreffen können.

speare, der alles besser verstanden hat, als die Franzosen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht lesen. — Ich ergreife diese Gelegenheit, das Publikum an etwas zu erinnern, das es vorsäzlich vergessen zu wollen scheint. Wir haben eine Uebersezung von Shakspeare. Sie ist noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert sich schon mehr darum. Die Kunstrichter haben viel Böses davon gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen. Nicht, um diesen gelehrten Männern zu widersprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die sie darin bemerkt haben: sondern weil ich glaube, daß man von diesen Fehlern kein solches Aufheben hätte machen sollen. Das Unternehmen war schwer; ein jeder andrer, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öfter verstoßen, und aus Unwissenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird schwerlich jemand besser machen. So wie er uns den Shakspeare geliefert hat, ist es noch immer ein Buch, das

man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es sie liefert, so beleidigen, daß wir notwendig eine bessere Uebersezung haben müßten."

Bei der vorläufigen Ankündigung dieser besseren Uebersezung von Eschenburg, die eigentlich nur eine Umarbeitung der Wielandischen war, tat Wieland selbst das edle Geständniß: „Der Verbesserer wird nur zu manche Stellen, wo der Sinn des Originals verfehlt oder nicht gut genug ausgedrückt worden, und überhaupt vieles zu poliren und zu ergänzen finden. — — Mein Vorsaz, als ich (in den ersten sechs Jahren der sechsten Dekade unsers Jahrhunderts) in dieser mühsamen Uebersezung Erholung von noch mühsamern Geschäften und curarum dulce lenimen suchte, war, meinen Autor mit allen seinen Fehlern zu übersezen; und dies um so mehr, weil mir däuchte, daß sehr oft seine Fehler selbst eine

Art von Schönheiten sind. Verschönern ist keine so große Kunst als sich einige einbilden; und sehr oft würde mich eine Stelle, über welcher ich Stundenlang brütete, nur einen Augenblick gekostet haben, wenn ich den Shakspeare hätte reden lassen wollen, wie er selbst vielleicht sich ausgedrückt hätte, wenn er Garriks Zeitgenosse gewesen wäre. Aber ich glaube, wer in dem Falle ist, sich an der Kopie von dem Gemäld eines großen Meisters begnügen lassen zu müssen, wird eine getreue Kopie, die mit den Schönheiten des Originals auch seine Fehler darstellt, einer von fremder Hand vermeintlich, auch wol wirklich verschönerten Kopie, die eben dadurch keine Kopie mehr ist, vorziehen. Ein Homer, ein Lucrez, wo er Dichter ist, ein Shakspeare muß getreu kopirt werden, solte auch der Sprache dadurch einige Gewalt geschehen, oder gar nicht. Und wer könte dies Leztere bei Shakspeare's Werken wünschen?"

Wie sehr es ihm damit Ernst war, zeigt seine reine, unverstelte Freude an dem, was Eschenburgs Umarbeitung Gelungeneres hatte. Ich würde einen wesentlichen Punkt zur Charakteristik Wielands übergehen, wenn ich nicht auch hierüber seine eigenen Worte anführen wolte. „Mit wahrem Vergnügen," sagt er im teutschen Merkur v. J. 1775 (Bd. 2. S. 286.), „eile ich, die vier ersten Teile der neuen, verbesserten und vollständigen Ausgabe des größten, lehrreichsten und unterhaltendsten Schauspieldichters, der je gewesen ist und vermutlich je seyn wird, anzupreisen. Wer ihn nicht Englisch lesen kann, müßte sich selbst Feind seyn, wenn er säumen wollte, sich diesen teutschen Shakspeare anzuschaffen, — er müßte denn nur gar nicht lesen können. Herr Eschenburg hat, so viel ich bei der ersten Durchlesung sehe, alles geleistet, was er versprochen und was man nur immer erwarten konte. Seine Bemühung verdient einen der Größe und den Schwierigkeiten seiner Arbeit angemeßnen Dank;

einer Arbeit, die, besonders in den vorher gar nicht übersezten Stücken und in den hier und da von dem ersten Uebersezer entweder ganz weggelaßnen oder nicht so treffend übersezten Liedern, sehr groß war." Wie freimütig entdeckt hier Wieland sein Verfehltes! Wie neidlos sieht er sich übertroffen! Wie edel erkent er fremdes Verdienst auf seine eignen Kosten an! Wie so ganz ist es ihm nur um das Gelingen der Sache zu thun, wenn auch seine Person und sein Verdienst in den Schatten gestelt werden solte! Scheint er doch gar keine Ahndung davon zu haben, daß von seinen Nachfolgern ein großer Dank ihm selbst gebühre! *)

---

*) Belohnung ist dem guten Wieland sonst nicht viel dafür geworden, ungeachtet er mir einst in guter Laune mittheilte, sein Shakspeare habe ihm das erste erklekliche Honorar eingebracht, zwei Laubthaler für den Bogen. Und — sezte er lächelnd hinzu, — wie dünkte mich das so viel!

Gesezt aber auch, daß Wieland in der Uebersezung Shakspeare's noch ungleich weniger Verdienstliches geleistet hätte, als er doch wirklich geleistet hat; gesezt auch, daß er dadurch auf die im nächsten Jahrzehend darauf erfolgte Reform unsrer Bühne und — unserer ganzen Denkart einen minder großen Einfluß gehabt hätte; so würde die Wirkung von seiner Beschäftigung mit Shakspeare doch schon darum von einer hohen Merkwürdigkeit seyn, weil, wie gesagt, Shakspeare es war, dessen Genius dem seinigen den Mut einhauchte, frei einen eigenen Weg nach einem selbstgewählten Ziele zu wandeln, und sich sonst an kein ästhetisches Gesez zu binden, als welches es sich in der zweiten Stanze des Neuen Amadis selbst auferlegte.

Ergözt dein Lied, so wird kein Kluger fragen,
Ob Aristoteles ihm — mit allem Respekt vor dem Haupt
Der Kritiker sey es gesagt! — sich so zu ergözen erlaubt.
Die Grazie tanzt nach unstudirten Gesezen,

Mit ungelerntem Gesang entzückt Philomela die Flur;
Bleib du dem Wahren getreu und der ungeschminkten Natur,
So kanst du, auf meine Gefahr, die andern Regeln verlezen.

Wenn indeß Shakspeare für Wieland in der jezigen Periode nicht wurde, was Klopstock in der vorhergehenden für ihn gewesen war, und bei weitem nicht jene Wirkung auf ihn hervorbrachte, wie bald darauf auf Göthe und seine Strasburgischen Genossen, so liegt der Grund davon zum Teil in Wielands eigentümlicher Natur, in welcher selbst allzuwenig Shakspearisches war, zum Teil aber auch in einer andern Einwirkung, ohne die er wol selbst den Shakspeare öfters mit weniger französischen Augen betrachtet haben dürfte.

Sonderbar genug war es dieselbe Person, die in seiner ersten Dichterperiode nicht eben das Wenigste dazu beigetragen hatte, seine Phantasie zum Flug in die ätherischen Sphären zu beschwingen, seinen Geist mit Idealen

zu füllen, und sein schönes Gemüt auf den Ton sittlicher und religiöser Schwärmerei zu stimmen, durch deren mittelbaren Einfluß er jezt in die Welt der Wirklichkeit zurückgeführt, jene Lebensansichten gewinnen solte, die von hier an sein ganzes menschliches und dichterisches Wirken bestimten und auszeichneten. Das Schicksal führte den Gegenstand seiner ersten Liebe noch einmal bedeutend auf den Weg seines Lebens. Der Gatte Sophiens, la Roche, war Kurmainzischer Hofrath, aber ganz besonders dem Kaiserlichen wirklichen geheimen Rath und Kurmainzischen Großhofmeister und Statsminister, Grafen Friedrich von Stadion attachirt, der ihn als einen verwaisten Knaben (Frank war sein früherer Name) liebgewonnen, erzogen, zu seinem Freund und Gehilfen gebildet, und ihm, da er zum Mann in seinem Sinn und Geiste gereift war, neben den Kurmainzischen Kabinetsgeschäften, die Oberdirektion aller großen Besizungen der Stadionischen Familie in Schwaben, Würtemberg und Böhmen

übertragen hatte. Acht Jahre hatte Sophie seit ihrer Verheiratung im Jahr 1754 mit ihm zu Mainz gelebt, als der Graf, nunmehr ein Greis von 69 Jahren, sich entschloß, von dem Hofe, den Statsgeschäften und der großen Welt sich zurück zu ziehen, und die lezten Tage seines tatenreichen Lebens auf seinen Gütern, im Schooße der Natur sich selbst zu leben. Zu seinem Aufenthalt wählte er Warthausen, welches seiner Güter nur eine halbe Stunde von Biberach entfernt liegt, und hieher folgte ihm sein Zögling, Freund und Gehilfe mit seiner Gattin.

Nach einer zehnjährigen Trennung sah nun auch Wieland durch diese Umstände seine erste Geliebte wieder; aber er sah sie wieder als Gattin und Mutter, und sich zu ihr lediglich in das Verhältniß des Freundes und Verwandten (die Großmütter beider waren Schwestern gewesen) versezt. Wir kennen die schalkhaften Bemerkungen über ein solches Verhältniß, die Wieland im folgenden Jahrzehend machte:

was man aber vierzehn Jahre später sehr scherzhaft nehmen kann, erscheint anfangs oft sehr ernst. Nicht als ob Wieland sich nicht leicht genug in dieses Verhältniß gefunden hätte, aber gewisse Erinnerungen und gewisse Vergleichungen zwischen dem Jezt und Einst waren doch in seinem Fall unvermeidlich, und man könte hier wol im eigentlichen Sinne sagen, daß er aus allen seinen Himmeln herabfallen mußte, da er zum erstenmal seine Göttin als — Weib, und somit einen Zauber aufgelöst sah, der ihn bis daher über einen vermeintlichen Götterstand der Menschheit verblendet, aber auch beglückt hatte. Den Verlust eines solchen Glückes verschmerzen, ist nicht so leicht, und der Zuwachs von Erkentniß, den wir dadurch etwa gewinnen, tröstet nicht so bald. Zum erstenmale berührte ihn die Wirklichkeit roh und rauh; was Wunder, wenn ein so zartes Gemüt als Wielands, das man einer Sinnflanze vergleichen möchte, sich dadurch verlezt und verwundet fühlte. Wie ein Blindgeborner,

dem eine glückliche Operazion den Gebrauch des Gesichtes gab, anfänglich die Lichtstralen schmerzlich empfindet, und nur durch allmäligen Gebrauch derselben gewohnt wird, so mußte auch Wieland an die neue Welt der Wirklichkeit, die ihm jezt eröfnet werden solte, sich erst gewöhnen. Dazu aber hätte er kaum irgend wo eine bessere Gelegenheit finden können als zu Warthausen. Während er mit seiner würdigen Freundin, welche nie aufhörte einen zärtlicheren Anteil an ihm zu nehmen, in den edelsten Gefühlen sich begegnete, stimten ihn ihre Kinder, die er herzlich liebte, auf eine anmuthige Weise zu dem Leben in der Wirklichkeit, und machten ihm die Einwirkungen des Grafen und la Roche fast unmerklich. Als Männer von Geist mußten alle drei gar bald ein gegenseitiges Interesse an einander finden; sonst aber gab es nicht leicht entgegengeseztere Denkarten als jener beiden und des damaligen Wieland.

Graf Stadion war ein würdiger, edler Mann, den nicht blos sein Alter und sein

Rang, sondern auch sein Verdienst als Statsmann und seine Gesinnung als Mensch in Wielands Augen ehrwürdig machten, zumal da er die große Ueberlegenheit des Grafen in Kentniß der Statsverhältnisse, der Höfe und der Welt, über seine jugendliche Unerfahrenheit anerkennen mußte, und den großen praktischen Sinn und sichern Takt des Grafen nicht ohne Bewunderung betrachten konte. Daß so viele innere Verdienste sich mit äußerer Würde, zum Teil auch mit äußerem Glanze paarten, verstärkte den Eindruck bei Wieland noch mehr. Der Graf hatte den feinen Ton des Hofmanns und alle Abgeschliffenheit des Weltmanns, besaß gründliche Kentnisse, ohne Pedant zu seyn, und Moral und Geschmak eines Mannes von Welt. Wiewol nicht frivol, sah er doch auf den Lebensgenuß nicht mürrisch hin, und die Tugend erschien ihm nicht in der finstern Gestalt einer Selbstquälerin. Rechtschaffen, großmütig, wohltätig, ein guter Vater, ein treuer Freund, ein wohlwollender Herr, war er alles

mit Heiterkeit. Der Schwärmerei und Ueberspannung feind, weil sie das Leben verdüstre und zum Leben untauglich mache, liebte er Scherz, Wiz, fröhliche Laune und geistreiche Unterhaltung. Als ein Philosoph, den das Leben gebildet hatte, fand nur das praktisch Ausführbare, das in der Wirklichkeit Mögliche und Taugliche vor seinen Augen Gnade, und je mehr bei ihm der Verstand die Empfindungen bemeisterte, um so weniger paßte ein Ueberschwengliches in sein System; er sah darin nur Phantasterei, die zu nichts führt.

La Roche war der würdige Zögling seines Herrn. Ein schöner Mann von einnehmender Gestalt, des französischen Tones vollkommen mächtig, wirkte er erfreulich durch seine Gegenwart, und galt für einen so angenehmen, unterhaltenden Gesellschafter als gewandten Geschäftsmann. Ohne gerade gemütlos zu seyn, lebte er doch mit der Empfindsamkeit in beständigem Krieg, und bekämpfte sie durch Wiz und schalkhafte Bemerkungen, wenn sie in seiner

Nähe laut ward. Ein heiterer Weltsinn war sein Charakter, vermöge dessen er auch alles Excentrische, besonders aber Schwärmerei und Aberglauben mit feinem Spott und geistreichem Scherz verfolgte. Wie sehr ihm diese Gabe zu Gebote stand, zugleich aber auch wie besonnen er nie das Kind mit dem Bad ausschütten wolte, zeigen seine Briefe über das Mönchswesen (1r Th. 1771. 4r Th. 1780. 8. herausg. von Brechter, Prediger in Schwaigern bei Heilbronn), die zu ihrer Zeit von Katholiken und Protestanten gelesen und bewundert wurden, und nicht ohne heilsame Folgen geblieben sind. Nirgend greift er darin wahres Christenthum und Tugend an, obgleich er, wiewol Katholik und Diener zweier geistlichen Kurfürsten, denn er kam nach Stadions Tod in Kurtrierische Dienste, über Religion ziemlich frei dachte.

In diesem Kreise nun, der ihm eine ausgesuchte, geistreiche Unterhaltung bot, gewürzt mit dem feinen Anstand des Hofs und dem Ton

der großen Welt, die er zuerst hier kennen lernte, fand Wieland die ihm angemessenste Gesellschaft, Erholung von seinen Arbeiten und heitern Antrieb zum Weiterstreben. La Roche, der die Gewonheit hatte, jeden Morgen vor 7 Uhr, bevor er in das Kabinet der Geschäfte ging, seiner Gattin in französischen, teutschen und engländischen Büchern gewisse Stellen zu bemerken, mit deren Inhalt sie sich bekant machen und dafür eine leichte, schickliche Einkleidung suchen möchte, um das Gelesene bald beim Auf- und Abgehen mit dem Grafen in vielen in einander laufenden Zimmern, bald bei Tafel anzubringen, damit es nie an passender Unterhaltung fehle, sah in Wielanden bald das schönste Mittel, den Grafen auf die anmutigste Weise zu unterhalten, und unterließ nichts, seinen Freund dem Grafen, so viel es irgend möglich war, zuzubilden. Ohne Wielands bereits in der Schweiz begonnene Umstimmung würden beide unstreitig sich abgestoßen haben, jezt aber, da zwischen ihnen eine unmerkliche Annäherung statt gefunden, gelang

das Unternehmen über Erwartung. Was Wieland zu sehen nur vor wenigen Jahren nicht für möglich gthalten hätte, sah er jezt wirklich, Religion ohne Andächtelei und Aberglauben, Philosophie, welche Metaphysik als leere Träumerei verachtet, dafür aber die Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft desto richtiger zu bestimmen sucht, Moral ohne mürrische Quälerei, Tugend ohne Menschenverachtung, Lebensgenuß und Scherz und fröhliches Wesen, an denen nichts Verdammliches war, Sinnlichkeit, die ganz gut bei der Sittlichkeit bestand, Liebe, die, ohne nur den Schein platonischer Schwärmerei, doch das Leben beglückt. Kurz, er sah eben nichts mehr wie sonst, und konte doch nicht tadeln, was er sah; die Menschen, denen er zugeführt war, hatten keineswegs das völlige Ansehn seiner sonstigen Ideale, und doch konte er ihnen Liebe, Achtung, ja Verehrung nicht versagen. Unter solchen Umständen wurde ihm von Tag zu Tag einleuchtender, es möge mit seinen ehemaligen Ansichten doch wol nicht allerdings

richtig gewesen seyn, und sein Irtum mußte ihm um so bedeutender dünken, je mehr er den Grafen, der ihn mit vorzüglicher Gunst beehrte, in dem idealen Licht eines Xenophon und Shaftesbury erblickte.

Die Eindrücke aber, welche der Umgang mit dem Grafen und la Roche vielleicht bewußtlos in Wieland zurückließ, indem er nur eine unmerkliche und unbemerkte Veränderung in ihm bewirkte, solten verstärkt und vollendet werden durch die Bibliothek des Grafen, deren freier Gebrauch ihm verstattet war. In dieser Bibliothek fand Wieland die vorzüglichen Werke der französischen und engländischen Literatur (der Graf war als Gesandter am Hofe Georgs II., und la Roche sein Begleiter gewesen), und mit diesen konte er keine vertraute Bekantschaft eingehen, ohne von dem Zeitgeist angeweht zu werden. Stürzung der Vorurteile, als der Menschheit verderblich, und Erhebung der gesunden Vernunft auf den Thron, der ihr gebührt, dies war jenes Zeitgeistes Losungs-

wort. Welcher Edelgesinnte hätte sich weigern mögen, zu seiner Fahne sich zu versammeln? Wohin man, ihr folgend, am Ende geführt werden würde, konte niemand voraus berechnen, genug daß der Zweck unverwerflich, das Ziel höchst wünschenswerth war. Weit entfernt, mit dem was in der Religion ein Vorurteil war oder schien, eine schonende Ausnahme zu machen, erklärte man vielmehr gerade diesen den Krieg am eifrigsten, weil ja eben sie auf Leben und Lebensgenuß den entscheidendsten Einfluß hatten. Von England ging dieser Kampf aus, am wollüstigen Hofe Karls II. vielleicht nicht aus den reinsten Bewegungsgründen. Die Philosophie aber nahm schnell den Zeitpunkt wahr, der Theologie die Oberherrschaft zu entreissen; der Glaube, verlangte sie, solle der Vernunft weichen, und alles Uebernatürliche, Geheimniß-, Ahndungs- und Wundervolle der christlichen Religion entrissen werden, sie selbst nicht als Offenbarung, sondern allein als reinere Sittenlehre gelten.

Der Streit ward anfangs stürmisch und roh geführt, und hätte vielleicht nie so große und weitverbreitete Wirkungen hervorgebracht, wäre nicht auf den unanständigen Sturm von Chubb und Morgan, und die spizfindige Gelehrsamkeit eines Woolston, Collins, Tindal u. A. der spottende Scherz und schlagende Wiz eines Shaftesbury und Mandeville, die kalte Genauigkeit Hume's, und die glänzende Beredsamkeit Bolingbroke's und Chesterfields gefolgt. Waren die Verteidiger der historischen Wahrheit des Christenthums und der bestandenen Dogmatik schon jezt an einnehmendem Wiz und glänzender Beredsamkeit den Gegnern zu ungleich, was ihnen keinen geringen Schaden that; so mußten sie vollends am Siege verzweifeln, als Voltaire sich ihnen entgegenstelte. Und wirklich zog er, der, unerschöpflich an Einkleidung, immer neu in Wiederholungen, reizend durch Geist, blendend durch Wiz, Lachen erregend durch Spott, immer anziehend, nie langweilig, nie ermüdend, Schlag auf

Schlag gegen sie kämpfte, mehr als jene insgesamt den gebildeteren Teil der europäischen Welt auf seine Seite. Konte man sich doch wirklich nicht läugnen, daß gefährliche Vorurteile durch ihn gestürzt, barbarische Institute aufgehoben, nachteilige Einrichtungen beseitigt werden solten, daß des Aberglaubens weniger wurde, der Fanatismus seine Klauen einzog, und eine sanfte Duldung sich menschlich unter den Menschen zu verbreiten anfing. Grund genug für den unparteiischen Wahrheitsfreund, das Wohltätige seiner Wirkungen, so wie die der Encyklopädisten, die seinen Spuren folgten, anzuerkennen: freilich aber auch noch nicht Grund genug, sich ihm unbedingt hinzugeben. Viele, und zu diesen gehört auch Wieland, würden weit bedenklicher dabei geworden seyn, wenn sie hätten fürchten müssen, mit der Offenbarung die Religion, mit dem Glauben jede Beziehung auf ein Ueberirdisches zu verlieren. Dafür aber war gesorgt, indem man nicht blos zu zerstö-

ren, sondern auch neu aufzubauen beflissen war. Ein System von Vernunft-Religion entwickelte sich als Deismus oder Naturalismus, und die Religionstheorie des Christentums selber wurde, mit immer größerer Beseitigung des Dogmatischen, zu einer so reinen Moral umgebildet, daß sie, im Verein mit jenem Deismus, die religiösen Bedürfnisse einer nicht allzuängstlichen Sele wol befriedigen mochte, indem mit dem verlassenen Glauben nicht auch Gottheit und Tugend fielen. Daß der Begrif der Tugend anders gefaßt werden müsse, merkten Einige nicht, und Andere fanden es sehr bequem und eben recht. Wolte man nämlich die Notwendigkeit der Tugend nicht mehr aus einem unmittelbaren göttlichen Gebot ableiten, so mußte man sie aus der Philosophie erweisen. Als Haupt der teutschen Philosophie galt nun zwar damals Wolff, allein schon nahte die Zeit, wo auch die Philosophie der Teutschen von England und Frankreich hier eine bedeutende Umwandlung erfahren solte.

Locke's und Shaftesbury's philosophische und moralische Systeme, durch Condillac, Helvetius, Bonnet, Montesquieu u. A. weiter gebildet, kamen zu uns herüber, und empfahlen sich nicht blos durch ihre gefälligere Darstellung und angenehmen Vortrag, sondern auch durch den der Zeit angemeßneren Geist. Statt in abstruse Metaphysik zu führen, eröfneten sie einen reichen Schaz feiner und anziehender Beobachtungen, und sezten sich schon durch den gewählten Standpunkt, weit ab von allem Forschen nach dem Unerkennbaren lediglich die Erfahrung ins Auge zu fassen, in Vorteil, weil hiedurch der gesunde Menschenverstand (common sense) über die philosophirende Vernunft erhoben, und die ganze zahlreiche Klasse von Menschen, denen das Wahre ist, was ohne tiefe Erörterungen und Demonstrazionen einleuchtet, für sie gewonnen war. Vor allem jedoch empfal sich jene Philosophie dem Zeitgeiste dadurch, daß, so wie der Grundsaz, aller unserer Vorstellungen Grund sey in der Erfah-

rung, ausgesprochen und angenommen war, die Forschung des Philosophen, wo nicht ganz doch hauptsächlich, auf den Menschen, und zwar in der Beziehung, wie auf ihn als Sinnenwesen auch sein ganzes geistiges und moralisches Daseyn gegründet sey, gerichtet werden mußte, wodurch eigentlich die Anthropologie an die Stelle der Philosophie trat. Wer erinnert sich nicht, wie man nun den Wurzeln des Psychologischen in dem Physiologischen nachgrub! Das Moralische in dem Menschen war aber ebenfalls eine psychologische Erscheinung, und mußte natürlich auf dieselbe Weise behandelt werden. Man sah darin ein gewisses Abfinden mit den Trieben, Neigungen und Leidenschaften, ohne eigentlich bestimmen zu können, woher dieses Abfinden komme. Bei einem aufmerksamen Blick auf die moralphilosophischen Untersuchungen jener Zeit bemerkt man daher ein unaufhörliches Schwanken und eine gewisse Verlegenheit, den Grund der Moralität und die Notwendigkeit und das Wesen der Tugend anzuge-

ben. Einige suchten sie aus dem Zustande der Gesellschaft, Andere aus der Erziehung, diese aus einer berechnenden Selbstliebe, jene aus einem uneigennüzigen Wohlwollen oder einer zarten Sympathie abzuleiten, und Hutcheson nahm seine Zuflucht gar zu einem eigenen moralischen Gefühle. Daß man von der Tugend nicht, wie die Pyrrhonisten von der Wahrheit, sagte, sie sey wie der Sonnen-Aufgang verschieden, je nach dem Gesichtspunkt, aus dem man sie ansehe, das war eigentlich das Verdienst der drei lezteren Parteien, die doch wenigstens die Tugend nicht als ein Ding darstellten, was so oder anders seyn könne, und oft schon eine andere Gestalt annehme, wenn man nur über einen Strom gesezt habe. Ihr redliches Bemühen ging dahin, Grund und Boden der Tugend in der Menschennatur selbst nachzuweisen: und wenn gleich ihre Moral nur eine Glückseligkeitslehre werden konte; so bewirkte doch die Verbreitung ihrer Grundsäze jene merkwürdige Erscheinung des damaligen Zeitalters,

daß die Moralität nicht mehr so, wie in den vorhergehenden, einzig auf Christliche Religion begründet wurde. War das nun freilich einerseits mit Ursache der einreißenden geringeren Anhänglichkeit an die Christliche Religion selbst, oder vielmehr an das bestandene dogmatische System der christlichen Theologen, so verhinderte es doch auch von der andern Seite einen großen Teil des sonst aus jener Umgestaltung gewiß erwachsenen Schadens, und veranlaßte, daß das Moralische des Christenthums selbst mehr hervorgehoben und in ein reineres Licht gestellt, somit aber die Rückkehr zu demselben schon wieder eingeleitet wurde. Eine Moral aber als Glückseligkeitslehre, als eine Anweisung zum weisen Gebrauch und Genuß des Lebens, war gerade die, welche den Wünschen eines Zeitalters entsprach, in welchem eine verfeinerte Genußempfänglichkeit mit all ihren guten und schlimmen Folgen sich immer mehr ausbreitete. Man wolte menschlich Mensch seyn, den Körper mit der Sele sanft ausglei-

chen, das gegenwärtige Leben nicht an ein zukünftiges verlieren, zwar den Trieben, Neigungen und Leidenschaften nicht unbedingt die Zügel des Lebens anvertrauen, aber sie auch nicht selbstquälerisch unterdrücken und ausarten lassen um einer oft nur eingebildeten Tugend willen, zu deren Höhe sich hinaufzuschrauben so unnatürlich als fruchtlos sey. Von den Freuden des Lebens auch seinen Anteil hinwegzunehmen, ohne selbstsüchtig sie den Andern zu rauben, diesen vielmehr sie wohlwollend teilen oder verschaffen, und, um die Glückseligkeit der Welt zu befördern, die Mängel und Gebrechen der religiösen, politischen, bürgerlichen und häuslichen Verfassung mutig hinwegräumen, und darein seine Tugend sezen, — dies waren die Maximen, welche, von den moralischen Schriftstellern mehr und mehr verbreitet, bei allen Wohlgesinnten des Zeitalters Wurzel faßten. Man machte zugleich aufmerksam darauf, daß nichts unmoralischer sey, als jener christliche Moralstolz, welcher die Tugenden

der Heiden nur glänzende Laster genant hatte, daß wahre Tugend an keine Sekte, keine Nazion, kein Zeitalter gebunden, und daß mithin nichts verächtlicher sey als Unduldsamkeit und ein unvernünftiger Religionseifer. Gegen diese kämpfte man mit den stärksten Waffen; Andächtelei, Frömmelei und Aberglauben stelte man in das grellste Licht der Lächerlichkeit.

Wo Wieland in der Bibliothek des Grafen sich hinwendete, da fand er diese Ansichten und Ideen, und fast jedes ankommende neue Erzeugniß der Literatur brachte sie wieder und wieder, so, daß sie von sich abzuhalten, beinah unmöglich gewesen wäre. Er konte sich nicht leugnen, daß die Männer, die sie ihm mitteilten, doch wenigstens nicht in Allem Unrecht hatten; mehrere dieser Männer waren schon in andern Beziehungen seiner Lieblinge, und diese Lieblinge stelten ihn gerade auf denselben Punkt, wo er seinen Gönner den Grafen, und seinen Freund la Roche stehen sah. Zum Ueberfluß hatte auch Leßing schon öffent-

lich ihn auf einen andern Standpunkt hingewiesen, auf welchem er die Menschen, die Welt, das Leben weit anders und richtiger sehen würde, und wenn er gleich anfangs ziemlich unwillig war, von Leßingen sich so oft, und bisweilen etwas unsanft, die Wahrheit sagen zu hören, so war er doch auch nicht der Mann, Ohr und Auge absichtlich dagegen zu verschließen. Schmollte er gleich, so hörte er doch. Ueberdies war auch Shaftesbury sein vertrauter Freund, und dieser flüsterte ihm zu, doch ja seines neuen Mittels zur Selbstkentniß zu gedenken. „Es gibt," sagt er, „ein Gespräch mit sich selbst, wo man sein eigner Gegenstand ist und sich in zwei Personen vervielfältigt, auch bei solcher Veranlassung über sich lachen oder sich ernst betrachten kann. Dieses Geschäft der Selbstzerteilung, wo der Mensch Lehrling und Lehrer zugleich ist, kann man in jedem Selbstgespräch sehen. Dichter, Philosophen und Redner, ja selbst große Genies sezten sich sogar dem Anschein von Lächerlich-

keit ans, daß sie mit sich viel schwazten und in Gesellschaft stumm waren. Doch sieht man es diesen noch nach, indeß man von andern Schriftstellern mehr Lebensart erwartet, denen die heilsame Ausleerung in der Einsamkeit versagt ist. Ohne vorher einsam mit sich umzugehen, unterhalten die Verfasser der Memoires und Essays die Welt freigebig mit ihrer eignen werthen Person. Es ist aber unanständig, seine Unverdaulichkeiten in die Welt zu schicken. Noch ärger jedoch sind die Unverdaulichkeiten der Pseudo-Ascetiker. Das Schwerste ist es, ein guter Denker zu werden, ohne ein strenger Selbstuntersucher zu seyn. Teilten wir uns so in zwei Personen, so würden wir durch tieferes Eindringen in uns selbst dann wahre Aerzte unsrer selbst werden. Mittel zur Selbsterkentniß ist also: Teile dich selbst, oder mache zwei Personen aus dir. Die Alten hielten viel auf diesen Hausdialekt des Selbstgesprächs." (Characteristicks 1, 216.)

Wieland ließ sich dieses nicht umsonst gesagt seyn, und da er ehrlich genug war, sich nicht selbst belügen zu wollen, so konte es nicht fehlen, daß er nicht bald genug Gelegenheit gefunden hätte, sich selbst zu — belächeln. Immer mehr gewann er die Ueberzeugung, daß ohne seine zu große Befangenheit eigentlich schon lange die Griechen ihn auf denselben Standpunkt hätten stellen müssen, auf dem er sich jezt durch Einwirkung der Zeit und des Umgangs gestellt fand, denn der Abstand zwischen der Sokratischen Kalokagathie und Shaftesbury's Virtuosität, die er mit jener für einerlei hielt, und die ihn lange schon vorzüglich angesprochen hatten, war doch in der Tat höchst unbedeutend. In der Blüte seiner Jahre und seiner Kraft hätte er nun weit weniger Lebenslust haben müssen, wenn alle diese vereinigten Umstände ihn nicht zur heiteren Teilnahme an der wirklichen Welt und ihren unschuldigen Freuden hätten bewegen, und ihm selbst, so wie seiner Philosophie, eine frohere

Stimmung geben sollen. Die Grundlage der Philosophie, welche sich jezt in seinem Geiste zu gestalten anfing, war dieselbe, die er späterhin dem weisen Psammis in den Mund legte, und von der ich nicht umhin kann, das Wesentliche hier mitzuteilen.

„Das Wesen der Wesen, welches, unsichtbar unsern Augen und unbegreiflich unserm Verstande, uns sein Daseyn nur durch Wohltaten zu empfinden gibt, bedarf unser nicht, und fodert keine andre Erkentlichkeit von uns, als daß wir uns glücklich machen lassen. Die Natur, die zu unsrer allgemeinen Mutter und Pflegerin von Ihm bestelt ist, flößet uns mit den ersten Empfindungen auch die Triebe ein, von deren Mäßigung und Uebereinstimmung unsre Glückseligkeit abhängt. Sie will, daß ihr eures Daseyns froh werdet. Freude ist der lezte Wunsch aller empfindenden Wesen: sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süßes Lächeln kündigt sie die erste Entwicklung der Menschheit im Säugling an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsers Wesens. Liebe nnd gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reinsten und lautersten Quellen: Unschuld des Herzens und der

Sitten das sanfte Ufer, in welchem sie dahin fließen. — Die Natur hat alle eure Sinne, hat jedes Fäserchen des wundervollen Gewebes eures Wesens, hat euer Gehirn und euer Herz zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht. Konte sie auch vernehmlicher sagen, wozu sie euch geschaffen hat? Wär' es möglich gewesen, euch des Vergnügens fähig zu machen, ohne daß ihr auch des Schmerzens fähig seyn mußtet, so — würde es geschehen seyn. Aber so viel möglich war, hat sie dem Schmerz den Zugang zu euch verschlossen. So lang' ihr ihren Gesezen folget, wird er eure Wonne selten unterbrechen; noch mehr, er wird euer Gefühl für jedes Vergnügen schärfen, und dadurch zu einer Woltat werden. Alles Gute löset sich in Vergnügen auf, alles Böse in Schmerz. Aber der höchste Schmerz ist das Gefühl, sich selbst unglücklich gemacht zu haben, und die höchste Lust das heitre Zurücksehen in ein wohl gebrauchtes, von keiner Reue beflecktes Leben. — — Freuet euch eures Daseyns, eurer Menschheit; genießet, so viel möglich, jeden Augenblick eures Lebens: aber vergesset nie, daß ohne Mäßigung auch die natürlichsten Begierden zu Quellen des Schmerzens, durch Uebermaas die reinste Wollust zu einem Gifte wird, das den Keim eures künftigen Vergnügens

zernagt. Mäßigung und freiwillige Enthaltung ist das sicherste Verwahrungsmittel gegen Ueberdruß und Erschlaffung. Mäßigung ist Weisheit, und nur dem Weisen ist es gegönnt, den Becher der reinen Wollust, den die Natur jedem Sterblichen voll einschenkt, bis auf den lezten Tropfen auszuschürfen. Der Weise versagt sich zuweilen ein gegenwärtiges Vergnügen, nicht weil er ein Feind der Freude ist, oder aus alberner Furcht vor irgend einem gehässigen Dämon, der darüber zürnte, wenn sich die Menschen freuen; sondern, um durch seine Enthaltung sich auf die Zukunft zu einem desto vollkommnern Genusse des Vergnügens aufzusparen. (Vgl. d. Kyropädie I, 5, 7.) — Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Sele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich. Die Natur will, daß ihr die Mittel zur Erhaltung und Versüßung eures Daseyns als Früchte einer mäßigen Arbeit aus ihrem Schooße ziehen sollet. — — Gewöhnet euer Auge an die Schönheit der Natur; und aus ihren mannichfaltig schönen Formen, ihrer reizenden Farbengebung füllet eure Phantasie mit Ideen des Schönen an. Bemühet euch, allen Werken eurer Hände und eures Geistes den Stempel der Natur, Einfalt und ungezwungene Zierlichkeit, einzudrük-

ken. — Alle andere Werke der Natur scheinen nur spielende Versuche und Vorübungen, wodurch sie sich zur Bildung ihres Meisterstücks, des Menschen, vorbereitet. In ihm allein scheint sie alles, was sie diesseits des Himmels vermag, vereiniget, an ihm allein mit Wärme und verliebt in ihr eigenes Werk gearbeitet zu haben. Aber sie hat es in unserer Gewalt gelassen, es zu vollenden, oder zu verderben. Jede harmonische Bewegung unsers Körpers, jede sanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Sympathie verschönert uns; jede allzuheftige oder unordentliche Bewegung, jede ungestüme Leidenschaft, jene neidische und übeltätige Gesinnung verzerrt unsre Gesichtszüge, vergiftet unsern Blick, würdiget die schöne menschliche Gestalt zur sichtbaren Aehnlichkeit mit irgend einer Art von Vieh herab. So lange Güte des Herzens und Fröhlichkeit die Sele eurer Bewegungen bleiben, werdet ihr die schönsten unter den Menschenkindern seyn. — Das Ohr ist, nach dem Auge, der vollkommenste unsrer Sinne. Gewöhnt es an kunstlose, aber selenvolle Melodien, aus welchen schöne Gefühle athmen, die das Herz in sanfte Bebungen sezen, oder die einschlummernde Sele in süße Träume wiegen. Freude, Liebe und Unschuld stimmen den Menschen in

Harmonie mit sich selbst, mit allen guten Menschen, mit der ganzen Natur. So lang euch diese beselen, wird jede eurer Bewegungen, der gewöhnliche Ton eurer Stimme, eure Sprache selbst wird Musik seyn. — Welche Lust, welches angenehme Gefühl sollt' ich euch versagen? Keines, gewiß keines, das euch die Natur zugedacht hat! Ungleich den schwülstigen Afterweisen, welche den Menschen zerstören wollen, um — eitles lächerliches Bestreben! — einen Gott aus seinen Trümmern hervorzuziehen! Ich empfehle euch die Mäßigung; aber aus keinem andern Grunde, als weil sie unentbehrlich ist, euch vor Schmerzen zu bewahren, und immer zur Freude aufgelegt zu erhalten. Nicht aus Nachsicht gegen die Schwachheit der Natur erlaub' ich, — nein, aus Gehorsam gegen ihre Geseze befehl' ich euch, eure Sinne zu ergözen. Ich habe den betrüglichen Unterschied zwischen Nüzlich und Angenehm aufgehoben: ihr wisset, daß nichts den Namen eines Vergnügens verdient, was mit dem Schmerz eines Andern, oder mit später Reue bezahlt wird, und daß das Nüzliche nur nüzlich ist, weil es uns vor Unlust bewahrt, oder eine Quelle von Vergnügen ist. Ich habe den thörichten Gegensaz der verschiedenen Arten der Lust vernichtet, und eine ewige Eintracht zwischen ihnen hergestellt, indem ich euch den na-

türlichen Anteil gelehrt habe, den das Herz an jeder sinnlichen Lust, und die Sinne an jedem Vergnügen des Herzens nehmen. Ich habe eure Freuden vermehrt, verfeinert, veredelt, — was kann ich noch mehr tun? Noch eines, und das Wichtigste von allem. Lernet die leichte Kunst, eure Glückseligkeit ins Unendliche zu vermehren. Erstrecket euer Wohlwollen auf die ganze Natur; liebet alles, was ihr allgemeinstes Geschenk, das Daseyn, mit euch teilet! Liebet einen jeden, in welchem ihr die ehrwürdigen Kennzeichen der Menschheit erblicket, solten es auch nur ihre Ruinen seyn. Freuet euch mit jedem, der sich freuet, wischet die Tränen der Reue von den Wangen der bestraften Torheit, und küsset aus den Augen der Unschuld die Tränen des Mitleidens mit sich selbst. Vervielfachet euer Wesen, indem ihr euch gewöhnet, in jedem Menschen das Bild euerer eigenen Natur, und in jedem guten Menschen euer andres Selbst zu lieben. Schmecket, so oft ihr könt, das reine göttliche Vergnügen, Andre glücklicher zu machen!" (Der goldene Spiegel, Bd. 1. S. 103 — 114. Sämtl. Schr. Bd. 6.)

So wie Wieland Lebensansichten dieser Art gewonnen hatte, war zu religiöser Duldsamkeit Keiner geneigter als Er, ohne daß er doch des=

halb gleichgiltig gegen Religion und Christentum gewesen wäre. Nur daß auch dadurch das Rechte, dem Menschen wahrhaft Frommende geschaffen werde, war sein Wunsch und Wille, und diesen öffentlich zu beweisen, fand sich bald eine Gelegenheit. Bei einer Predigervakanz in Biberach hatten sich nebst demselben Brechter, welcher nachmals la Roche's Briefe über das Mönchswesen herausgab, noch drei andere Kandidaten gemeldet, die in jedem Betrachte weit hinter jenem zurückstanden. Wielands Vater war deshalb auch sogleich entschlossen, dem Würdigeren seine Stimme zu geben, wiewol er nicht in dem Rufe der alten Rechtgläubigkeit stand, und unser Wieland hatte den regirenden Bürgermeister, der in dem jungen Kanzleidirektor gern seinen Schwiegersohn gesehen hätte, leicht zu Brechters Vorurteil gewonnen. Ein um so größeres Aergerniß nahmen daran die übrigen Konsistorialen, deren Einer es nicht unter seiner Würde fand, die Verleumdung entgegen wirken zu lassen, und sei-

nen Zweck so glücklich erreichte, daß es öffentlich zu den ärgerlichsten Auftritten kam. Von diesem Strobylus (s. Abderiten Bd. 2. Kap. 6. S. 46 fg.) aufgereizt, drang ein Haufe der rechtgläubigen Bürgerschaft in des Bürgermeisters Haus, und foderte mit Ungestüm eine andere Wahl. Da dieses Begehren verweigert wurde, beschloß der aufgebrachte Haufe, den Gewählten durchaus nicht auf die Kanzel zu lassen. Der Tag der Entscheidung erschien, und drohende Haufen versammelten sich auf Markt und Straßen; Wieland aber, fest entschlossen der gerechten Sache den Sieg zu verschaffen, bot mutig dem Ungestüm Troz. Er selbst und der Bürgermeister nahmen den gewählten Prediger in die Mitte, und führten ihn bis zur Kanzel. Wieland wurde dadurch veranlaßt, seinen lieben Landsleuten ein kleines Denkmal in seinen Abderiten zu stiften (Band 2. Kap. 8.), und Strobylus mag sich da der Nachbarschaft des gewaltigen Zunftmeisters Pfriem erfreuen. War nun aber gleich

für den Augenblick durch Wielands Entschlossenheit und Mut das Schlimmste verhindert worden, so hatte der gute Brechter doch noch geraume Zeit zu kämpfen, bis er durch das, was er war und leistete, die fortdauernden Kabalen seiner erbitterten Gegner unwirksam machte: Wieland aber, der bei dieser Gelegenheit den Bonzen- und Pfaffengeist kennen lernte, wie seine natürliche Gutmütigkeit ihn sich nicht hatte denken können, bestärkte durch Erfahrungen dieser Art sich immer mehr in der Ueberzeugung, daß er entschieden eine Partei verlassen müsse, auf welcher er dessen, was ihn zu Verachtung und Abscheu reizte, so vieles erblickte. Er fühlte jezt das Empörende: das Heiligste, was der Mensch hat, die Religion, zum Deckmantel der gehässigsten Leidenschaften gemacht zu sehen; und erklärte von Stund an allen Bonzen und Pfaffen den Krieg.

So große Umwandlung der Sinnes- und Denkart konte nicht ohne den bedeutendsten Einfluß auf Wieland, den Schriftsteller, bleiben.

Wie er selbst dem Leben heiterer zugewendet war, so mußte auch seine Poesie es werden, zumal da er auch mit ihr nur den Beifall derer gewinnen wolte, deren Beifall in seiner ganzen Umgebung vielleicht allein ihn ehren konte. Er selbst hat sich darüber im Eingang zu seinem Neuen Amadis hinreichend erklärt, indem er die Musen singen läßt:

Euch, Schwestern, mit denen ich oft in sommernächtlichen Stunden
Am Rande der unberühmt schleichenden Riß 1),
Wie am Eurotas einst und am Sokrat'schen Ilyß,
Den goldnen Gürtel losgebunden,
Euch weih' ich meinen Gesang! Ihn hört der romantische Hain,
Den um Luisenlust 2) die Oreaden gewunden,
Ihn hören, in Lauben versteckt, die Nymphen bei Cynthiens Schein;

---

1) Ein kleiner Fluß in der Nähe von Biberach.

2) Eine Anlage im Birkenwalde bei Warthausen mit einem artigen Pavillon, welchen der Graf seiner Schwiegertochter zu Ehren Luisenlust benamt hatte.

Und fern in Felsen spizt ein alter Faun die Ohren,
Er rafft vom Schlauche sich auf, in süßen Taumel
verloren,
Und schlummert horchend wieder ein.

Vielleicht daß auch, indem Sie die reizenden
Schatten
Mit ihrer Freundin besucht, des Weisen Tochter
uns hört*),
Der, mit Verdiensten und Jahren beschwert,
Dem Vaterland teuer und Königen wert,
Des Lebens Abend hier in selbstgepflanzten Schatten
Verlebte, wie Sully und Harley den ihrigen ausgelebt
hatten.
Vielleicht, ihr Grazien, hört in unbelauschter Ruh
Sie, die von Euch die Gabe zu scherzen
Und zu gefallen empfing, gleich schön an Geist und
Herzen,
Dann unsern Spielen lächelnd zu.

---

*) Fürstin von Buchau, Tochter des Grafen Stadion, welchen der Dichter im Folgenden charakterisirt. Die Freundin ist Frau von la Roche. Wer aber unter den Schwestern gemeint ist, das bedarf jezt keiner Erklärung.

Ihr Lächeln gewährt uns sicher den Beifall von
allen,
Die selbst verdienen, der Welt und uns zu gefallen.
Wem sängen wir sonst?

Warthausen also wurde der Parnaß Wielands. Was er hier sah und hörte, die schöne Aussicht von dem hoch gelegenen Schlosse, hier auf das anmutige, mit freundlichen Bauerhöfen besezte, zwischen waldigen Höhen nach der Donau hin sich ziehende Thal, dort auf den schönen Schloßgarten und die mannichfaltig bebauten Felder, über welche herüber die entfernten Schneegebirge der Schweiz glänzten; der Geist der Ordnung und des guten Geschmacks, der im Hause herschte; die anziehenden, von Geist und Wiz belebten Gespräche mit dem Grafen und la Roche; die Unterhaltungen mit den Gräfinnen, durch edlen Anstand und Feinheit reizend; die freudige Teilname Sophiens an allem, was ihm Beifall und Neigung zuwandte; der Umgang mit manchem gebildeten Hof- und Weltmann; die Abende,

welche durch Musik, heiter oder rührend, jedesmal schneller entflohen: alles das wehte unsern Wieland mit Begeisterung an, und er sang, nicht blos wie, sondern auch was dem Kreise, worin er jezt sich bewegte, gemäß war. Gefiel er hier, so hoffte er den Besten zu gefallen, und darum gab er sich gern und mutig dem fröhlichen Leben hin, worin sein Genius die Fittige freier und glänzender entfaltete.

Nur ein so mächtig zusammenwirkender Verein solcher Umstände und Ereignisse macht es erklärbar, wie das erste Gedicht, welches Wieland aus Biberach bekant machte (1762), — Nadine seyn konte (Sämtl. Schr. Bd. 9. S. 301.)*), ein Erzeugniß ziemlich mutwilli-

*) Zuerst mitgeteilt in Schmidts Anthologie und nachher, sonderbar genug, in der dritten Auflage seiner sämtlichen früheren Schriften (Zürich 1770. 3 Bde. gr. 8.), wo er in der Vorrede eine ausführliche Rechtfertigung seiner geänderten Denkungsart versprach, die er aber nicht geliefert hat. Wie empfindlich ihn der Tadel in den Literaturbrie-

ger Laune, welches hinlänglich beweist, wie sehr der Dichter in der Schule eines Boccaccio und la Fontaine — Scherz verstehen gelernt hatte. Er selbst nent es eine Erzählung in Priors Manier, und ein Spötter könte sagen, irgend ein loser Satyr habe, der ehemaligen allzustrengen Strafpredigt wegen, die etwas empfindliche Rache genommen, den Dichter gleich beim Anfang seiner neuen Epoche in die Ansichten eines Ministers eingehen, und in Priors Manier dichten zu lassen. Die Muse aber, die ihm dieses Gedicht eingegeben hatte, wird gewiß kein Psycholog verkennen; sie war eine gewisse Lüsternheit, welche Wielanden eigentlich nie ganz verließ, aber bei ihm gewiß sehr unschuldig war, weil seine Phantasie ihn in die Zeit versezte,

---

sen muß getroffen haben, zeigt der Umstand, daß er auch jezt, nach mehr als einem Jahrzehend, der Empfindlichkeit darüber noch nicht ganz Herr war. Jener Tadel hat indeß sehr vorteilhaft auf ihn gewirkt.

Eh' noch der Stände Unterscheid
Aus Brüdern Nebenbuhler machte,
Und gleißnerische Heiligkeit
Das höchste Gut der Sterblichkeit,
Den frohen Sinn, um seine Unschuld brachte,

wie er sich in Diana und Endymion, der ersten seiner scherzhaften Erzählungen von demselben Jahr (Sämtl. Schr. Bd. 10. S. 125.) ausdrückt. Auch diese Erzählung atmet ziemlich denselben Geist, der nur dann nicht anstößig ist, wenn ihn eine naive Gesinnung erzeugt hat. Ob dies bei Wieland der Fall gewesen sey, will ich jezt noch eben so wenig untersuchen als die Bedenklichkeit heben, ob er nicht überall in einem Zeitalter gefährlich seyn müsse, welches die Naivetät der Gesinnung oder, um mit Wieland selbst zu reden, die Unschuld des frohen Sinnes, aus welchen Ursachen es sey, verloren hat.

Einstweilen sey es uns genug zu wissen, daß Wieland zwar ein Freund des Scherzes, aber nicht leichtsinnig wurde, und daß er weit davon

entfernt war, die Wirklichkeit, zu der seine Phantasie aus einer erträumten Idealwelt den Flug herabsenkte, mit der Gemeinheit für einerlei zu halten. Er hatte aufgehört, eine gewisse Befriedigung der natürlichen Neigungen für sündlich zu erklären, aber die Tugend war ihm kein Hirngespinst geworden, und vielleicht haben nur Wenige durch so ernste Anstrengungen sich ihre Heiterkeit zu rechtfertigen bemüht als Er. Wer sich erinnert, daß damals die kleinen, reizenden Romane Voltaire's, ja sogar seine Pucelle, das Sopha, die égaremens du coeur et de l'esprit und ähnliche Schriften des jüngeren Crebillon, Diderots bijoux indiscrets, die Dichtungen eines Gresset und selbst Grecourt, in denen allen sich, zur Bezeichnung der Kehrseite damaliger Aufklärung, die raffinirteste Ueppigkeit im Verein mit einem gewissen wohlgefälligen Anstand als elegante Frivolität zeigt, zu den gelesensten und beliebtesten Schriften gehörten, die sogar auf den Toiletten nicht fehlten; der könte leicht auf die Vermutung

fallen, daß auch unser Wieland sich nur von dem Zeitgeiste habe hinreissen lassen, und von dem Beifall, den jene Werke fanden, gelockt, zu ähnlichen Darstellungen sich entschlossen habe. Allerdings mag auch dieser Umstand etwas dazu beigetragen haben, und Wieland fand vielleicht manches um so weniger anstößig, da er zugleich bei Boccaccio, Ariosto und Lafontaine in die Schule ging, und der Graf Stadion ihm um nichts weniger ehrwürdig erschien, wenn er gleich ein Mann war, der bei Scherz nicht sauer sah. Umstände dieser Art wirken gewöhnlich nur nach und nach, uns selbst unmerklich, aber desto dauernder auf uns ein, und Wieland hätte weit weniger regsame, blühende Einbildungskraft, weit weniger Empfänglichkeit und Reizbarkeit des Dichters, weit weniger ungeschwächte Jugend haben müssen, wenn er alle diese Eindrücke wie ein Xenokrates von sich hätte abhalten können. Unbedenklich also dies alles zugegeben, so folgt doch keineswegs, daß er leichtsinnig, frivol, üppig, unkeusch hätte werden

müssen, vielmehr fühlte er sogar als Dichter einen weit höheren Beruf in sich, als nur nach dem Beifall einer frivolen Welt zu streben, und durch üppige Schildereien in abgestumpften Nerven noch einen Kizel zu erzwingen. Schon darum hätte er dies nicht gekont, weil bei ihm der Dichter von dem Philosophen durchdrungen war; am allerwenigsten aber auf dem Standpunkt, auf welchem er sich jezt befand.

Er war nicht angenehm dieser Standpunkt, denn gegen Alles, was die Theologie an Schwärmerei und Aberglauben, die Metaphysik und Moral an Ueberspannung und Sophisterei, die Poesie an Unnatur, und das Leben selbst an Phantasterei hatten, sah er sich in Opposizion gestellt. Glücklicher Weise fühlte er seinem mutigen Willen die Kraft gleich, und begann einen Kampf, dessen Ende ihm selbst noch unabsehlich war. Noch beselte ihn derselbe Enthusiasmus wie zuvor; nur den Gegenstand hatte dieser verändert, und mit diesem verän-

derte sich freilich von selbst auch die Art seines Wirkens.

Beinahe für wunderbar aber würde man es halten müssen, wenn Wieland auf eben diesem Standpunkt sich nicht vor allen des alten Freundes erinnert hätte, der schon in früher Jugend ihm auf so heitere Weise Unterricht in der Geschichte der menschlichen Geistes- und Herzens-Verirrungen erteilt hatte, ich meine des Cervantes. Das Meisterwerk dieses Genies, den unvergleichlichen Don Quixote, nahm Wieland sich zum Muster bei seinem ersten Angrif auf die Phantasterei, und so wurde sein Don Sylvio von Rosalva eine Nachbildung jenes in seiner Art einzigen Romans, der zu dem teutschen selbst die Idee geliehen hatte. Wie dem ehrlichen Ritter von Mancha überall die fahrende Ritterschaft, so spuken dem Don Sylvio die Feen im Kopfe, und beide sind auf gleiche Weise zu ihrer Chimäre gekommen. Ob der spanische Dichter nur die Absicht gehabt habe, durch seine Dichtung die sinnlosen und

aberwizigen Ritterromane lächerlich zu machen, kann mir hier sehr gleichgiltig seyn; daß Wielands Absicht aber nicht allein gewesen, den Geschmack des Zeitalters an gleich sinnlosen und aberwizigen Feenmärchen, dergleichen Frankreich uns in Massen zusendete, zu reinigen, sondern daß er dieses nur nebenher tat, beweist schon der Titel dieses Romans in der ersten Auflage: Der Sieg der Natur über die Schwärmerei, oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht. (Ulm 1764 geschrieben 1762 und 63.) Wer sieht hieraus nicht, daß ein philosophischer Gedanke die Grundlage des Ganzen ist, und zwar gerade der, welcher den Dichter damals am angelegentlichsten beschäftigte und beschäftigen mußte. Ein Geständniß, das er hierüber seinem misverstehenden Freunde, Salomo Geßner, macht, ist zu merkwürdig, als es hier nicht mitzuteilen. Er schreibt ihm vom 7. Novbr. 1763 also:

„Der Spleen, den Ihnen meine Briefe gegeben, liebster Freund, hat, wie es scheint, einen kaum vermeidlichen Einfluß in Ihr Urteil von den armen Don Sylvio gehabt. Sie mildern freilich die Strenge desselben so sehr Sie können; aber ich denke doch fast, es werde Ihnen zu einer andern Zeit und in einem fröhlichen Humor ein Leichtes seyn, diesen ehrlichen Phantasten in einem mildern Licht zu betrachten. Ich gestehe Ihnen ganz gern, daß der Absaz, den der Geist und der Ton, der in diesem Diuge herrscht, mit den feierlichen Schriften meiner jüngern Jahre macht, einem beträchtlichen Teil des Publici anstößig seyn werde. Man muß die Vorurteile nicht respektiren, aber man muß ihnen, wie einem Ochsen, der Heu auf den Hörnern trägt, aus dem Wege gehen. Das ist eine kleine Lebensregel, deren Vorbeigehung mir schon öfters mehr Schaden gethan hat als einem discreten und behutsamem Bösewicht alle seine Bubenstücke. Wenn aber die Frage ist, ob vor dem Richterstuhl der Vernunft Don Sylvio von Rosalva unwürdig sey, so denke ich, vermutlich aus väterlicher Verblendung für das jüngste Kind meines Wizes, ich solte meinen Prozeß vollkommen gewinnen. Man scheint manchmal zu spaßen und zu narriren, und philosophirt besser als Chrysippus und Crantor. Ich zweifle sehr daran, ob Sie (wenn Sie

Sich anders dazu entschließen können) bei einer zwoten Durchlesung sich in der Idee bestärkt finden werden, daß der Autor des Don Sylvio keine bessere Absicht gehabt habe, als dem geneigten Publico, wie Sie sagen, einen Spaß zu machen. Je mehr ich den Menschen und die Menschen in allerlei Gesichtspunkten und Umständen, aus der Geschichte und meiner eignen Erfahrung kennen lerne, jemehr werde ich in dem Gedanken unterhalten, daß die Keime vom Aberglauben und Enthusiasmus, wovon jener den pöbelhaftern und thierischern, und dieser den edlern und bessern Teil des menschlichen Geschlechts charaktesisirt, durch die albernen Einbildungen, die abenteuerlichen und übertriebenen Leidenschaften, die sonderliche Art zu denken und die ausschweifenden Entwürfe und Handlungen, die der leztere hervorbringt, und durch die leichtgläubige Einfalt, die Vorurteile, den Eigensinn und die Brutalität, die eine Frucht des erstern sind, von jeher und noch immer einen gewaltigen dégât im Gebiete der gesunden Vernunft und im gesellschaftlichen Leben gemacht hat. Schwärmerei und Aberglauben erstrecken ihren Einfluß auf alle Zweige des menschlichen Lebens: beide sind dem Menschen natürlich, indem jene sich in dem aktiven und diese in dem passiven Teil seiner Natur gründet; beide bringen viel Gutes hervor; die Schwärme-

rei macht glänzende, kühne und unternehmende Geister, der Aberglauben zahme, geduldige, förmliche Thiere, die in dem ordentlichen Kuhweg einher wandeln, und für alles ihre Vorschrift haben, von der sie nicht abweichen dürfen. Allein mit allem dem ist es doch jederzeit für sehr nötig und heilsam geachtet worden, mit jener Triebfeder der großen Leidenschaften, und mit dieser plumpen vi inertiae der menschlichen Natur sich lustig zu machen. Der Scherz und Ironie sind nebst dem ordentlichen Gebrauch der fünf Sinnen immer für das beste Mittel gegen die Ausschweifungen von beiden angesehen worden; und in dieser Intention ist, wie das Motto andeutet, die Geschichte des Don Sylvio geschrieben. Daß ich in wenigen Jahren eine Apologie für mich und meine Schriften werde nötig haben, sah ich schon lange voraus; Agathon, der in allen Betrachtungen ärgerlicher ist als Sylvio, wird Murrens und Schreiens genug erwecken. Ich bin aber gewiß, daß ich am Ende allezeit die Vernünftigen auf meiner Seite haben werde. Die Sentimens eines Menschen bleiben immer, wenn er einmal welche gehabt hat; aber die Begriffe ändern sich von Zeit zu Zeit. Ich liebe die Tugend um deswillen nicht weniger, weil sich meine Metaphysik geändert hat, und ich billige um deswillen

keine Ausschweifungen, wenn ich schon nicht im Predigertone dagegen eifre."

Die Befürchtung des Aergernisses, das man an gewissen Scenen des Agathon nehmen werde, ist nur allzupünktlich eingetroffen. Da der Dichter es voraus sah, warum vermied er es nicht? Es ist offenbar, daß es nicht aus Leichtsinn geschah: er muß also ganz besondere Gründe dazu gehabt haben, und ich denke, daß es nicht blos der Mühe werth, sondern sogar Pflicht sey, diesen Gründen nachzuspüren. Vielleicht daß Agathon selber uns etwas davon entdecken hilft.

Zeitlebens blieb dieser Agathon ein sehr geliebtes Kind von Wielands Geist und — Herzen, und also nicht blos darum, weil es eigentlich das erste war, dem er (mancher Verbesserungen ungeachtet, die er zwar zeitig genug nötig fand, in der lezten Umarbeitung aber erst anbringen konte) *) das Siegel der

*) Wieland gesteht selbst in der Vorrede zur neuesten

Meisterschaft auf die Stirn gedrückt hatte. Die erste Ausgabe des Agathon erschien in den Jah-

---

Ausgabe des Agathon, daß die Wenigen, welche, zur Zeit seiner ersten Erscheinung, in Teutschland Geisteswerke dieser Art scharf zu beurteilen fähig waren, Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken, und eine ziemlich auffallende Bestrebung, die Lücken im psychologischen Gange der Geschichte mit Raisonnemens auszustopfen oder zu überkleistern, in dem zweiten Teile hätten wahrnehmen müssen. Bei der zweiten Ausgabe von 1773 konte er, seiner damaligen Lage und Umstände halber, im Wesentlichen für seinen Liebling nicht mehr thun, als die geheime Geschichte der Danae hinzufügen. Erst also in der Ausgabe von der lezten Hand (1794) half er jenen Gebrechen ab, indem seine hauptsächlichste Bemühung darauf gerichtet war, die Lücken, die den reinen Zusammenhang der Selengeschichte Agathons bisher noch unterbrochen hatten, zu ergänzen, einige fremdartige Auswüchse dafür wegzuschneiden, dem moralischen Plane des Werkes durch den neu hinzugekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas, der den größten Teil des sechszehnten Buchs ausmacht, die Krone aufzusezen, und vermittelst alles dieses das Ganze in di-

ren 1766 und 1767, und von dem Jahr 1764 an hatte der Dichter, wiewol öfters unterbrochen, doch unermüdet daran gearbeitet. Im Geist und Herzen aber hatte er ihn viel früher

---

möglichste Uebereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen. — Durch eine veränderte Abteilung der Kapitel und Bücher und einige beträchtliche Zusäze im lezten Drittell des Werkes sind ans den 12 Büchern der zweiten Ausgabe 16 geworden. Die ersten wesentlichen Veränderungen haben die 4 ersten Kapitel des ehemaligen eilften Buches erhalten, von denen nur weniges in die neue Ausgabe ist aufgenommen worden; einige andere Kapitel sind dagegen eingeschaltet. Der weitere Fortgang der Geschichte ist unverändert geblieben bis auf das von Archytas Angeführte, wobei einem nicht gewöhnlichen Leser das Eingefugte doch wol nicht entgehen dürfte. — Wie erspießlich in jeder Hinsicht eine angestellte Vergleichung sey, brauche ich nicht zu sagen. Von den Verbesserungen in Rücksicht auf Reinigkeit der Sprache, Harmonie des Stils, Richtigkeit der Gedanken und Schicklichkeit des Ausdrucks gilt dasselbe. Indeß geschieht es nicht allein darum, daß ich hier diese

mit sich umhergetragen, denn wir haben gesehen, daß schon in dem lezten Jahre seines Lebens in der Schweiz, als er Araspes und Panthea dichtete, die Keime dazu in seiner Sele sich entwickelten. Die erste Idee gab ihm der Jon seines geliebten Euripides. Gleich stark bezauberten ihn dieses Drama und dessen Held, welchen er in seinen Erläuterungen zu der Uebersezung des Jon (Attisch. Mus. Bd. 4. Hft. 5. S. 144.) also schildert: „Eine lieblichere und zartere Vereinigung jugendlich reiner, beinahe noch knabenhafter Einfalt und Unschuld mit leisem Bewußtseyn oder vielmehr instinktartigem Vorgefühl einer über seinen gegenwärtigen Stand und Beruf erhabenen Natur läßt sich schwerlich denken. Ueberall scheint die Ahnung seines Ursprungs, das Selbstge-

Anzeige mache, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil man ohne Absonderung des Späteren vom Früheren die Selengeschichte Wielands nie getreu entwerfen kan.

fühl eines Göttersohns, unter der Hülle eines seine Eltern nicht kennenden, innert den Mauern des Delphischen Tempels aufgewachsenen und zum Dienst desselben erzogenen Findelkindes, — überall die feinste Griechische Bildung unter der unverkünstelt reinen Naturgestalt durchzuschimmern." Allerdings genug, um einer solchen Persönlichkeit den Anteil jeder zärteren Sele zu gewinnen; bei Wieland kam aber noch etwas hinzu, diesen Anteil ungleich inniger zu machen. In diesem genügsamen, unsträflichen, frommen, von den Göttern stets das Edelste denkenden und selbst nur das Edelste wollenden, reinen, jungfräulich-unschuldigen und doch hochherzigen Jüngling erkante Wieland sich selber, und schob sich selber dem Agathon, den seine Einbildungskraft aus diesem Ion hervorgehen ließ, unter. Wenn er von der Aehnlichkeit Agathons mit Ion sagt: „Beide wuchsen unter den Lorbern des Delphischen Gottes in gänzlicher Unwissenheit ihrer Abkunft auf; — die nämliche Em-

pfindsamkeit, dasselbe Feuer der Einbildung, dieselbe schöne Schwärmerei bezeichnen den einen wie den andern;" wer wird dann Anstand nehmen, statt Agathons sogleich Wielands Namen hinzusezen? Agathon und Wieland haben beide dieselben Anlagen, dieselbe Richtung und Stimmung des Geistes und Gemüts, denn auch Wieland hatte sein Delphi gehabt, wohin ihn, bei allem Wechsel der Lagen nnd Verhältnisse des Lebens, eine geheime Sehnsucht des Herzens unaufhörlich wieder zog. Wie den Agathon, so hätte auch ihn ein Hippias überraschen können in den Betrachtungen, wie glücklich der Zustand der Geister sey, die den groben tierischen Leib abgelegt haben, und im Anschauen des wesentlichen Schönen, des Unvergänglichen, Ewigen und Göttlichen, Jahrtausende durchleben, die ihnen nicht länger scheinen als ihm ein Augenblick (Agathon I, 83.). Auch er war ja ein Mensch, der Geister sah, der von der Tugend foderte, daß sie mit aller Welt und mit sich

selbst in beständigem Kriege leben soll, der sich in den Mondschein sezte und Betrachtungen über das Glück entkörperter Geister anstelte (1, 94.). Auch ihm hätte ein Hippias vorwerfen können: „Du wendest die Stärke deiner Sele an, dein Herz gegen das wahre Vergnügen unempfindlich zu machen, und beschäftigest deine Empfindlichkeit mit unwesentlichen Gegenständen, die du nur in der Einbildung siehest, und nur im Traume genießest. Die Vergnügungen, welche die Natur dem Menschen zugeteilt hat, sind für dich Schmerzen, weil du dir Gewalt anthun mußt sie zu entbehren, und du sezest dich allen Uebeln aus, die sie uns vermeiden lehrt. Dein Uebel entspringt aus deiner Einbildungskraft, welche dir ihre Geschöpfe in einem überirdischen Glanze zeigt, der dein Herz verblendet, und ein falsches Licht über das was wirklich ist ausbreitet; von einer dichterischen Einbilgungskraft, die sich beschäftiget schönere Schönheiten und angenehmere Vergnügungen zu erfinden als die Natur

hat. Um weise zu seyn, hast du nichts nötig, als die gesunde Vernunft an die Stelle dieser begeisterten Zauberin, und die kalte Ueberlegung an den Plaz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu sezen. Bilde dir auf etliche Augenblicke ein, daß du den Weg zur Glückseligkeit erst suchen müssest; frage die Natur, höre ihre Antwort, und folge dem Pfade, den sie dir vorzeichnen wird." (1, 111. fg.) Aber erlitt nicht, wie Agathons, so auch seine ganze vormalige Art zu empfinden und zu seyn einige Veränderung? „Sein ernsthaftes Wesen machte nach und nach einer gewissen Munterkeit Plaz, die ihm vieles, das er ehemals gemißbilliget hatte, in einem günstigern Lichte zeigte; seine Sittenlehre wurde unvermerkt freier und gefälliger, und seine ehemaligen Freunde, die ätherischen Geister, wenn sie ja noch einigen Zutritt bei ihm hatten, mußten sich gefallen lassen, die Gestalt der schönen Danae anzunehmen, um vorgelassen zu

werden." (1, 236.) War nicht auch Er, wie Agathon, „aus einem spekulativen Platoniker ein praktischer Aristipp geworden; hatte eine Philosophie, welche die reinste Glückseligkeit in Beschauung unsichtbarer Schönheiten sezt, gegen eine andre, welche sie in angenehmen Empfindungen, und die angenehmen Empfindungen in ihren nächsten Quellen, in der Natur, in unsern Sinnen und in unserm Herzen sucht, vertauscht, und von den Göttern und Halbgöttern, mit denen er vorher umgegangen war, nur die Grazien und Liebesgötter beibehalten?" (1, 272.) Verglich er indeß „seinen jezigen Zustand mit der seligen Ruhe des kontemplativen Lebens, worin er seine schuldlose Jugend hinweg gelebt hatte, worin er seines Daseyns und der innern Reichtümer seines Geistes, seiner Gedanken, seiner Empfindungen, der eigentümlichen und von aller äußerlichen Gewalt unabhängigen Wirksamkeit seiner Sele froh geworden war;" so glaubte er auch mit Aga-

thon alles gewonnen zu haben, „wenn er sich, mit freiwilliger Hingabe der Vorteile, die ihm indeß zugefallen waren, wieder in einen Zustand zurück kaufen könte, den ihm seine Einbildungskraft mit ihren schönsten Farben, und in diesem überirdischen Lichte, worin er dem Zustande der himlischen Wesen ähnlich schien, vormalte. Und der Gedanke, daß diese Seligkeit nicht an die Haine von Delphi gebunden sey, — daß die Quellen davon in ihm selbst lägen, — sezte auch ihn in eine innige Freude.” (2, 126. fg.)

Hätte Wieland gleich damals den Agathon ausgearbeitet, als er, von Jons Liebenswürdigkeit angezogen, den Entschluß faßte, denselben ins Leben einzuführen, so zweifle ich sehr, daß wir eben einen solchen Agathon erhalten hätten, als wir jezt besizen. Vier Jahre aber lagen zwischen jenem Entschluß und der Ausführung, und vielleicht die vier wichtigsten Jahre im ganzen Leben des Dichters. Vertrieben aus seinem friedlichen Delphi war er in

ein Leben hineingestoßen, worein er sich nicht finden konte und doch finden solte. Was sein Innerstes beseligt hatte, tadelte man als Schwärmerei, und gegen das, was man ihm dagegen bot, sträubte sich sein Gefühl. Wie sehr es sich aber auch sträuben mochte, so konte er sich die Notwendigkeit der Prüfung und Untersuchung nicht ableugnen. Und siehe da, wir finden ihn mit seinem Agathon wieder auf Einem Wege! „Natürlicher Weise kann man erwarten, daß der Ueberblick der ganzen Reihe neuer Erfahrungen, die er in so kurzer Zeit gemacht, und der Reflexionen über sich selbst, die sich ihm in der Stille und Einsamkeit aufdringen mußten, einen Mann, der von seinen frühesten Jahren an mehr in sich selbst, in seiner eigenen Ideenwelt, als außer sich zu leben gewohnt war, um so stärker beschäftigt haben werden, da er auf keine Rechtfertigung oder Bemäntelung begangener Uebeltaten zu denken hatte." (3, 128.) Er prüft und findet endlich, daß er, seines früheren

Sträubens ungeachtet, doch — „lange nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur denkt, als zu Delphi, wo er, mit den wirklichen Menschen noch wenig bekant, seine erste Jugend unter Bildsäulen von Göttern und Halbgöttern zugebracht hatte. Sein Standtpunkt ist unvermerkt herabgesenkt, — er ist zuweilen in Versuchung, alles, was der göttliche Plato Hohes und Herrliches von der menschlichen Natur gesagt hat, für wenig besser als eine edlere Art Milesischer Märchen anzusehen. — Gewisse Begriffe über des Lebens Zweck scheinen ihm erst nicht mehr so ungeheuer, und bald weniger ungereimt; ja sie däuchten ihm, nachdem er die Menschen um ihn her genauer kennen gelernt hatte, wahrscheinlich genug, um sich vorstellen zu können, wie ein Mann, der in seinem eigenen Herzen nichts findet, das ihn edlere Gedanken von seiner Natur zu fassen nötigte, durch einen langen Umgang mit der Welt dahin gebracht werden könte, sich gänzlich von der

Wahrheit derselben zu überreden." (129. fg.) Er selbst findet freilich in seinem Herzen jene Nötigung, aber — findet auch sein Herz entzweit mit seinem Kopfe. Was war ihm nun zu thun noch übrig? Er konte und wolte die Lücken, die damals im System seiner Meinungen und Ueberzeugungen entstanden waren, nicht länger unberichtigt lassen. Die Uneinigkeit, die sich unvermerkt zwischen seinem Kopf und Herzen entsponnen hatte, mußte schlechterdings aufs Reine gebracht werden." (3, 360.) „Durch unerschütterliche Gründung seines Gedankensystems über das, was die wesentlichste Angelegenheit des moralischen Menschen ausmacht, wolte er seinen Kopf mit seinem Herzen auf ewig in Einverständniß sezen." (364.)

Dies aber, und nichts anders, ist der Zweck von Wielands Agathon, den zu schreiben dem philosophirenden Dichter selbst das innigste Bedürfniß war. Man hat sich durch das dem Werke vorgesezte Motto, welches verheißt, an einem nüzlichen Beispiele zu zeigen,

was Tugend und Weisheit vermöge, verleiten lassen, ich weiß selbst nicht was im Agathon zu suchen, und hat es seinem Verfasser wol gar übel genommen, wenn man nicht fand, was man suchte. Wieland selbst hat sich darüber aufs bestimteste erklärt. „Die Absicht des Verfassers," sagt er, „war nicht sowol, in seinem Helden ein Bild sittlicher Vollkommenheit zu entwerfen, als ihn so zu schildern, wie, vermöge der Geseze der menschlichen Natur, ein Mann von seiner Sinnesart gewesen wäre, wenn er unter den vorausgesezten Umständen wirklich gelebt hätte. In dieser Rücksicht wurde das Motto gewählt: nicht als ob er an Agathon hätte zeigen wollen, was Weisheit und Tugend an sich selbst sind, sondern wie weit es ein Sterblicher durch die Kräfte der Natur in beiden bringen könne; wie viel die äußerlichen Umstände an unsrer Art zu denken, an unsern guten Handlungen oder Vergehungen, an unsrer Weisheit oder Thorheit Anteil haben, und wie es, natürlicher Weise,

nicht wol möglich sey, anders als durch Erfahrung, Fehltritte, unermüdete Bearbeitung unsrer selbst, öftere Veränderungen in unserer Art zu denken, hauptsächlich aber durch gute Beispiele und Verbingung mit weisen und guten Menschen selbst ein weiser und guter Mensch zu werden. Und aus diesem Gesichtspunkte hoffet der Verfasser von den Kennern der menschlichen Natur das Zeugniß zu erhalten, daß sein Buch des Namens einer Geschichte nicht unwürdig sey." Auf den Namen einer Geschichte für sein Werk dringt er wiederholt, sagte aber auch schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe die merkwürdigen Worte: „Ohne Zweifel gibt es wichtigere Charaktere, als derjenige, auf den meine Wahl gefallen." Allein, da ich selbst gewiß zu seyn wünschte, daß ich der Welt keine Hirngespenster für Wahrheit verkaufe, so wählte ich denjenigen, den ich am genauesten kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Aus diesem Grunde

kann ich ganz zuverläßig versichern, daß Agathon — eine wirkliche Person ist."

Bei solcher Entstehung und solchem Zweck des Agathon aber konte es nicht anders kommen, als daß auch die Art der Ausführung durch Wielands Individualität und Lage bedingt werden mußte. Ist meine Schwärmerei für die Tugend oder das System der Selbstsucht? ist meine geistige oder der Anderen sinnliche Liebe das Rechte? Haben meine Ideen von der Göttlichkeit, oder jene von der Tierheit der Menschennatur mehr Grund? Muß ich der Weisheit oder der verschlagenen Klugheit folgen? Welche philosophische Sekte wird mich zur Quelle der echten Weisheit leiten? Dieses sind die Punkte, um welche der ganze Agathon sich herumdreht. Vor allen Dingen stellt er seine, von einem Offenbarungsglauben (hier die dem Agathon zu Delphi mitgeteilte Orphische Theosophie) ausgegangene, durch Platons Ideen genährte, mehr von einem inneren Gefühl als der Ueberzeugung des Verstandes abhängige,

Philosophie mit dem, von Erfahrung des wirklichen Lebens abgezogenen, durch Sophistik ausgebildeten und durch den kalten Verstand in einen strengen Zusammenhang gebrachten System des Hippias in einen schneidenden Kontrast. Dieser Hippias aber mit seinem Grundsaz der Selbstsucht und des Genusses, mit seinem ganzen System des Materialismus und Atheismus, ist nichts anders als ein verkappter Helvetius, und als solcher der Repräsentant aller Weltlings-Philosophen, die damals der Mode-Philosophie Frankreichs Beifall zuklatschten. Somit befand sich denn Wieland auf seinem Opposizions-Standpunkte, doch für diesmal mehr zur Untersuchung als zum Kampfe bereit. Was tut er? Nur solche Scenen und Begebenheiten erfindet er, nur in solche Lagen versezt er seinen Helden, die ihn selbst aus einer gegenwärtigen Verlegenheit retten oder einer zu fürchtenden zuvorkommen. Die ideale schwärmerische Tugend Agathons wird auf zwei Proben gestellt, und bewährt

sich in beiden — nicht, denn der verführerischen Liebenswürdigkeit einer Danae gegenüber unterliegt sie dem süßesten Triebe der Natur, und am Hofe des Dionysius ergibt sich ihre Unausführbarkeit insofern, als Agathon, damit nur wenigstens einiges Gute gewirkt werde, sich nach den Menschen, wie sie sind, zu richten, und also von seinen strengen Grundsäzen gewaltig nachzulassen genötigt ist. Wenn nun aber jene schwärmerische Tugend dem Feind in sich und der gegenwirkenden Wirklichkeit außer sich gleich wenig gewachsen ist, hat dann nicht offenbar Hippias gegen sie gewonnen? Hier ist es, wo sich beide, Held und Dichter, am meisten im Gedränge befinden, und, ganz offen gestanden, weiß sich eigentlich der eine so wenig ganz heraus zu helfen als der andre. So viel leuchtet freilich beiden ein, daß Hippias nicht in allen Punkten Unrecht hat, und daß sie manches werden zu- und nachgeben müssen; bei beiden aber verweigert das Herz ein Nachgeben in der Hauptsache. „Eine gewisse idealische Voll-

kommenheit war zu sehr mit den Grundzügen ihrer Sele verwebt, als daß sie diese jemals ganz verlieren konten." (2, 241.) Weit entfernt also, dem System der Selbstsucht huldigen zu können, sezten sie vielmehr bei sich selbst fest, daß eine auf das wahre allgemeine Beste gerichtete Wirksamkeit die Bestimmung aller Menschen sey. (2, 228.) Von der Liebe behielten sie zwar auch jezt noch hohe Begriffe, denn „was ist einer empfindsamen Sele Liebe ohne Schwärmerei? ohne diese Zärtlichkeit der Empfindungen, diese Sympathie, welche ihre Freuden vervielfältiget, verfeinert, veredelt? Was sind die Wollüste der Sinnen ohne Grazien und Musen?" (2, 241.) Indeß mußten sie doch zugestehen, „daß die Liebe ihre Foderungen so lange erweitert, bis sie im Besiz aller ihrer Rechte ist. Es war ja glücklich für die Unschuld der zärtlichen Psyche, daß ihre nächtlichen Zusammenkünfte unterbrochen wurden, ehe diese auf eine so geistige Art sinnliche

Schwärmerei ihren höchsten Grad erreichte. Vielleicht noch wenige Tage, so würden die guten Kinder von einer unschuldigen Ergießung des Herzens zur andern, von einem immer noch zu schwachen Ausdruck ihrer unaussprechlichen Empfindungen zum andern, sich endlich, zu ihrer eignen großen Verwunderung, da gefunden haben, wo die Natur sie erwartet hätte." (2, 188. fg.) So verschwanden nun freilich jene allzuhohen Ideen von der Göttlichkeit der Menschennatur, allein bei aller Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen, zu welchen man sich nun schon bequemen mußte, behauptete sich doch stets eine hohe Idee von der Würde und Bestimmung der Menschheit. Sie war es, welche verhinderte, daß Held und Dichter sich nie der eigennüzig nur ihren Vortheil erzielenden und berechnenden Klugheit hingeben konten, sondern allein der Weisheit, die in das Herz keines Hippias komt, sich in die Arme zu werfen fest entschlossen blieben. Diese Weisheit aber, wo war sie zu

suchen? Kein Zweifel, daß es auch hier dem Dichter ging wie dem Helden." Seine Erfahrungen machten ihm die Wahrheit seiner ehemaligen Denkungsart verdächtig, ohne ihm einen gewissen geheimen Hang zu seinen alten Lieblingsideen benehmen zu können. Seine Vernunft konte in diesem Stücke mit seinem Herzen, und sein Herz mit sich selbst nicht recht einig werden, und er war nicht ruhig genug, seine nunmehrigen Begriffe in ein System zu bringen, wodurch beide hätten befriedigt werden können." (2, 227.) Vergebens sucht man im ganzen Agathon nach einer bestimten Erklärung von dem, was denn nun eigentlich die Tugend sey und heische*); vergebens nach einer bestimten

*) Der Rec. des Agathon in der A. D. B. von 1768 Bd. 6. S. 202. wolte sogar weit mehr bemerken, denn er sagt: „Was uns am anstößigsten vorgekommen ist, sind eine Menge unbestimter Stellen, welche den Leser in einer großen Ungewißheit lassen, ob der Verfasser an die Tugend glaubt oder

Erklärung von dem, was ihm das höchste Gut sey. Unverkennbar geht hervor, daß er sich hierüber noch im Schwanken befand, und dies beweist, daß er den Schlußstein des Gan-

---

nicht. Nicht nur trift seine Satyre oft den Heuchler auf eine solche Weise, daß der Streich zugleich auf den wahren Tugendhaften mitfällt. Seine Philosophie selbst scheinet oft mit einer bösfertigen Freude sich mit Beobachtungen groß zu machen, die, wenn sie so richtig oder so allgemein richtig wären, als sie zuverläßig ausgesprochen sind, die Tugend leicht zu einem Schattenbilde machen würden. Gesezt was W. von dem Charakter Dions sagt, sey alles historisch wahr, würde sein einziges Beispiel beweisen, „daß die Philosophie ordentlicher Weise uns nur die Fehler vermeiden machet, zu denen wir keine Anlage haben, und uns nur in solchen Tugenden befestiget, zu denen wir ohnehin geneigt sind?" Man vergesse nur nicht, daß von der ersten Ausgabe die Rede ist, wo wir auch jene Selbstbetrachtungen Agathons während seiner Gefangenschaft zu Syrakus, welche die neueste Ausgabe hat, nebst allem was unmittelbar daraus folgt, nicht finden.

zen, jenes merkwürdige Gespräch mit Archytas, das in der neuesten Ausgabe hinzugefügt ward, damals noch nicht anbringen konte. Eben so wenig entschieden ist er noch über die Philosophie, zu welcher er sich bekennen soll, und befand sich wahrscheinlich in dem Zustande jenes bescheidenen Skepticismus, welchen Archytas selbst an Agathon billigte (3, 216.), nur nicht in jener gänzlichen Ungewißheit des Geistes, die durch Unentschlossenheit und Mutlosigkeit des Willens für die Ruhe und Glückseligkeit unsers Lebens so gefährlich wird, daß der Zustand des bezaubertsten Enthusiasten dem Zustand eines solchen Weisen vorzuziehen scheinet, der, aus lauter Furcht zu irren, sich endlich gar nichts mehr zu bejahen oder zu verneinen getraut. — Der allgemeine Menschensinn, dieses am wenigsten betrügliche Gefühl des Wahren und Guten, und dieses innigste Bewußtseyn dessen, was recht und also Pflicht für vernünftige Wesen ist, welches die Natur allen

Menschen zugeteilt hat, können uns am besten sagen, woran wir uns halten sollen; und dahin müssen, früher oder später, die größten Geister zurückkommen, wenn sie nicht das Schicksal haben wollen, wie die Taube des Altvaters Noah, allenthalben herum zu flattern und nirgends Ruhe zu finden." Solcher Ueberzeugung gemäß tat er einige entscheidende Schritte, wiewol noch nicht zum Ziele, doch vorwärts. Er entfernte sich eben so von Platons überschwenglichen Idealen als von der Theorie der Liebe, die man diesem Weisen untergeschoben hat. Sokrates blieb sein Muster, aber nicht mehr Platons sophistischer, schwärmerischer und auf Aristophanischen Wolken in übersinlichen Welten herumschwebender, sondern der wahre Sokrates, der sittlich Liebenswürdige, welcher Sinn für alles Schöne hatte, und nichts weniger als ein Feind und Störer geselliger Ergözlichkeiten war, die mit Geschmack und Anständigkeit nicht unverträglich sind. Einer solchen Erkentniß des Sokrates folgte bald

und mußte folgen eine größere Annäherung an Aristipp, als an denjenigen Philosophen, der „das Vergnügen und die Tugend aus dem nämlichen Grunde liebte, weil er das Schöne liebte.” (3, 19.)

Die Resultate, die Agathon-Wieland aus allen seinen Beobachtungen und Untersuchungen gewann, waren diese: daß die Menschen im Durchschnitt zwar sind, wie Hippias sie schildert, aber seyn sollten, wie Archytas durch sein Beispiel lehrt; daß ihre Güte abhängig von ihrer Weisheit, und also wahre Aufklärung zu moralischer Besserung das einzige Mittel sey: daß die Religion, in Aberglauben gehüllt, gemißbraucht werde, die Religion mithin nicht ohne Tugend seyn solle; daß nur eine aus den Grundlehren der reinsten Religion und Moral abgeleitete Gesezgebung, und eine durch dieselbe veranstaltete Erziehung den tierischen Trieb zu gesezloser Willkür in den Menschen bändigen könne; daß die Künste, wenn sie ihre Rich-

tung von der Weisheit erhalten, die Menschheit verschönern, entwickeln, veredeln; kurz: — „daß der Mensch auf der einen Seite den Tieren des Feldes, auf der andern der Gottheit selbst verwandt, zwar eben so unfähig sey, ein bloßes Tier als ein bloßer Geist zu seyn: aber, daß er nur alsdann seiner Natur gemäß lebe, wenn er immer empor steige; daß jede höhere Stufe der Weisheit und Tugend, die er erstiegen hat, seine Glückseligkeit erhöhe; daß Weisheit und Tugend allezeit das richtige Maas sowol der öffentlichen als der Privat-Glückseligkeit unter den Menschen gewesen; und daß diese einzige Erfahrungswahrheit, welche kein Zweifler zu entkräften fähig ist, alle Trugschlüsse der Hippiasse zerstäube, und die Theorie der Lebensweisheit des Archytas unerschütterlich befestige.” (3, 423.)

Einige bleibende Eindrücke, die von keiner Zeit wieder im Gemüt des Dichters vertilgt werden konten, waren die Folge dieser Untersuchungen und Ueberzeugungen. Es sezte sich

bei ihm ein gewisses Mistrauen gegen die menschlichen, ganz besonders aber gegen die übermenschlichen Tugenden fest, und ihm schien, daß überspante Tugend von jeher dem menschlichen Geschlechte wenig geholfen habe. Nicht mehr ein schwärmerischer Bewunderer der heroischen Tugend, weil es ein widersinniges und vergebliches Unternehmen sey, sich besser machen zu wollen, als uns die Natur zu seyn gestatte, oder auf Unkosten des halben Teils unsres Wesens nach einer Art von Vollkommenheit zu trachten, die mit der Anlage desselben im Widerspruch steht, begab er sich zugleich aller der theologischen und philosophischen Systeme, die zwar unschädlicher als das System des Wollüstlings, aber der menschlichen Gesellschaft eben so unnüzlich seyen. Auf ein fruchtbares, praktisches System war sein Sinn gerichtet, welches die menschliche Natur veredelt, ohne sie aufzublähen, und ihr Aussichten in bessere Welten eröfnet, ohne sie fremd und unbrauchbar in der gegenwärtigen

zu machen: auf ein System, „das durch das Erhabenste und Beste, was wir von Gott, von der Welt, und von unserer eigenen Natur und Bestimmung zu denken fähig sind, unsre Leidenschaften reiniget, unsre Gesinnungen verschönert, und (was das wichtigste ist) uns von der tyrannischen Herrschaft dieser pöbelhaften Begriffe befreiet, welche die Sele verunstalten, sie klein, niederträchtig, furchtsam, falsch und sklavenmäßig machen, jede edle Neigung, jeden großen Gedanken abschrecken und ersticken, und doch darum nicht weniger von politischen und religiösen Demagogen unter dem größten Teile des menschlichen Geschlechts (aus Absichten, woraus diese Herren billig ein Geheimniß machen) eifrigst unterhalten werden." (3, 191.) Damals zwar lag es nur noch als Embryo in seinem Geiste dieses System; allein genug daß ihm Ziel und Richtung bestimt waren.

Auf solche Weise nun hatte Wieland mit dem Geiste der Zeit sich ausgeglichen, sich mit

sich selbst verständigt und in sich selbst beruhigt, und nicht als ein üppiger Jüngling, den die Frivolität des Zeitgeistes angesteckt hat, erscheint er, sondern als ein würdiger Mann, der mit dem Ernstesten nicht leichtsinnig umgeht, der nur aus Ueberzeugung nachgibt da, wo das Recht nicht auf seiner Seite ist, aber fest und unerschütterlich beharret, wo der Gegner mit Unrecht ihm etwas ablisten oder abtrozen will.

Vielleicht dünkt manchem unbegreiflich, wie er denn nun auf den Gedanken habe kommen können, daß sein Agathon Aergerniß geben, und seine nachfolgenden, in diesem Geiste geschriebenen, Werke einer Apologie bedürfen würden. Glücklicher Weise helfen die Recensenten jener Zeit uns aus der Verlegenheit, indem sie „eine bisweilen sehr weit gehende Schlüpfrigkeit der Ausdrücke und Gemälde" besonders tadeln, und besorgen, daß die ganze Geschichte des Zeitpunktes, wo Agathon in den Armen der schönen Danae — nicht plato=

nisirt, eher dienen möchte die Köpfe junger Leute zu verwirren, als die Natur der Liebe in ihr wahres Licht zu sezen. Daß dieses Leztere Wielands Absicht gar nicht habe seyn können, springt so sehr in die Augen, daß jedes Wort darüber ein Wort zu viel wäre: was indeß den ersten Vorwurf betrift, so ist nicht zu leugnen, daß der Dichter selbst ihn befürchtete, wenn man anders befürchten kann, was man voraussieht, zu vermeiden in seiner Gewalt hat, und doch absichtlich nicht vermeidet. Wieland selbst erkante und gestand, daß gewisse seiner Darstellungen Aergerniß geben könten, unterdrückte sie aber dennoch nicht, ungeachtet er den Vorzug, welchen die bescheidne Zurückhaltung des jungfräulichen Virgil vor dem zaumlosen Mutwillen vieler Franzosen verdiene, sehr gut kante und schäzte. Beträfe dieser Vorwurf blos den Agathon, so wäre nichts leichter als den Dichter von ihm zu reinigen, indem der Zweck dieser moralischen Dichtung ihm die Schilderung auch solcher Sce-

nen unvermeidlich machte, die allerdings irgend ein junger Taugenichts so zu seinen Gunsten misbrauchen konte, wie Chärea bei Terenz eine ähnliche. Wer könte den Dichter verantwortlich machen für den Misbrauch solch eines Unbesonnenen? Indeß trift der Vorwurf keineswegs den Agathon allein, sondern ziemlich alle gleichzeitigen und nachfolgenden Dichtungen Wielands, über die gar oft in dieser Beziehung, und zwar nicht etwa blos von Frömlern und Unpoetischen, der Stab gebrochen wurde. Selbst Schiller, wo er die verführerischen Gemälde eines Ovid, Crebillon, Voltaire, Marmontel, Laclos u. A. für einer Entschuldigung durchaus unfähig erklärt, hat auf die Frage, ob es mit den Produkten unsers anmutigsten und geistreichsten Dichters, seine Meisterstücke nicht ausgenommen, nicht derselbe Fall sey, — keine Antwort. „Indeß," fährt er fort*), „wenn ich den unsterblichen Ver-

*) Ueber naive und sentimentale Dichtung in den Kl. pros. Schr. Br. 2. S. 125 fgg.

fasser des Agathon, Oberon u. s. w. in dieser Gesellschaft nenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonnener Kritiker vor kurzem zu sagen erlaubte); der Verfasser von Liebe um Liebe und von so vielen andern naiven und genialen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Sele mit unverkenbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu seyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen notwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, foderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurteilung

schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowol als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusezen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowol als seines Lesers zu empören, und ohne beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt, — dies ist es, was ich bezweifle, und worüber ich gern ein verständiges Urteil hören möchte."

Ob Schillers Zweifel hinlänglich begründet sey, werden wir sehen, denn wer eine Charakteristik Wielands versucht, und nicht gleichgiltig über Recht und Unrecht ist, kann sich von jenem Urteil nicht lossagen. Wenn, wie ausdrücklich gesagt ist, unsern Wieland nicht Frivolität, nicht eigne unkeusche Empfindung zu Schilderungen dieser Art vermochte, wenn er

sie aber auch nicht in sorgloser Unbewußtheit ihrer Wirkungen entwarf, sondern vielmehr den Anstoß, den man an ihnen nehmen würde, recht gut kante und voraussah; so kehrt hier die schon aufgeworfene Frage wieder, aus welchen Beweggründen er sie nicht vermieden habe.

Auf den Gesichtspunkt, aus welchem Wieland die Liebe betrachtete, komt hier alles an. Agathon hat uns gezeigt, daß sein Urheber, der sich nicht selten über Neulinge und Kenner in diesem Fache vernehmen läßt, gegen ehemals ziemlich veränderte Ansichten von ihr gewonnen hatte, jedoch keine andern als denen zufolge die sogenanten Kenner ihm vielleicht seinen Standpunkt zwischen den Neulingen und Kennern angewiesen hätten. Wahrscheinlich würden sie, und nicht etwa blos die Klasse, welche nur jene Liebe kent, die nach Fieldings Ausdruck ein wohlzubereiteter Rostbeef einem Menschen von gutem Appetit einflößt, ihm gesagt haben: Es ist wahr, du erkenst es als ein unrichtiges Vorurteil, daß die Tugend eine

erklärte Feindin der Göttin von Cythere seyn müsse; du gestehst, daß die intelligible Schönheit keine Leidenschaft erwecke; daß die Tugend selbst, wenn sie in sichtbarer Gestalt Liebe einflößen wolte, auf die blendende Weiße und den reizenden Contour eines schönen Busens wol auch mit zu rechnen habe; du siehst ein, daß gewissen Umständen nicht zu widerstehen sey*):

---

*) In dieser Beziehung ist eine Stelle im Agathon (B. 5. K. 7.) merkwürdig, die in der neuesten Ausgabe nicht mehr steht. Da, wo von dem aufhörenden Widerstand Agathons gegen die Reize der schönen Schläferin die Rede ist, hieß es in den älteren Ausgaben: „Wagen wir zu viel, wenn wir einen solchen Widerstand in seinen Umständen für unmöglich erklären, nachdem er einem Agathon unmöglich gewesen ist?" Daß die Frage den Ausspruch nicht in ein Problem verwandeln, sondern nur das Auffallende der Wendung mildern solte, gesteht der Dichter selbst, der das doppelt Irrige dieses Sazes späterhin vollkommen einsah und selbst bekante. Mir scheint dies eben so natürlich, als daß es eine Zeit gab, wo er das Irrige davon nicht einsah.

allein spielt dir nicht, was du platonische Liebe zu nennen beliebst, unaufhörlich einen Streich? Fürchtest du dich nicht, obschon mitten in Griechenland, als echter Nordländer, vor etwas Unbestimtem, weil du es Wollust nennest? Dir fehlt noch Erfahrung einer gewissen Art, welche zu machen du zwar in gewissen Augenblicken lüstern gewesen seyn magst, aber aus Blödigkeit nie gemacht hast; und darum neigst du unaufhörlich wieder zu deinem Platonismus, bist weit mehr Neuling, als du dir selbst einbildest, und wirst dich von deiner Phantasie noch so lange — nasführen lassen, bis du auch hier die Dinge siehst, wie sie sind.

Die Erfahrung, von welcher jene Herren sprachen, stand aber Wielanden um eben jene Zeit bevor, denn in dem Jahre 1765 vermälte er sich mit einer edlen Augsburgerin, einer Tochter des Kaufmanns Hillenbrandt, die, obschon keine blendende Schönheit und nichts weniger als ein weiblicher bel esprit, doch Reiz

und Liebenswürdigkeit genug besaß, den Dichter seiner idealen Mädchen vergessen zu machen. Er liebte seine junge Gattin mit dem ganzen Feuer eines unschuldigen Jünglings und aller Zärtlichkeit seines liebevollen Herzens. War's ein Wunder, daß seine Phantasie nun auch solche Scenen, die er bisher nur aus Dichtern gekant, ihm häufiger vergegenwärtigte, und er in Darstellung derselben mit einem Feuer und einer Liebe malte, wie sie nur einem solchen Zustand eigen zu seyn pflegen? Brauche ich aber mehr zu sagen, als daß Idris und Zenide, dieses Werk einer italienischen Einbildungskraft, eine Frucht der Rosenmonde des ersten Jahres seiner Ehe war, und daß es nur darum unvollendet blieb, weil eine unglückliche Entbindung seiner Gattin ihm alle Freude daran vernichtet hatte?

Ein Mann von Wielands Art, der die vollkommenste Wahrheit sagte, als er von sich bekante, „daß er weniger unmittelbare Veranlassung gehabt habe, als vielleicht tausend andre,

über die Laster, zu denen der tierische Teil des Menschen einen so starken natürlichen Hang hat, Betrachtungen zu machen," und der „über die Keuschheit in und außer der ehelichen Verbindung so orthodox war als irgend ein Prediger"*), konte jene Erfahrung nur auf dem gesezmäßigen Wege machen, und berechtigt jene Kenner vielleicht zu einem Lächeln, wenn sie hören, daß er auch nur diese einzige gemacht hat. Uns Andern würde er dadurch zu der Frage nach der Individualität seiner Gattin berechtigen, wenn eine solche Frage nicht so indiskret als undelikat scheinen könte. Wohlbedächtig aber sage ich scheinen, denn wie es eigentlich für den Arzt keine Indiskrezion gibt, so muß auch der Selenforscher öftees über Rücksichten sich hinwegsezen, die in den Verhältnissen des Umgangs allerdings Achtung verdienen, und nur sehr zart berührt seyn wollen.

---

*) S. Unterredung mit dem Pfarrer von —. Sämtl. Schr.

Wie weit ich daher auch entfernt bin, mit vorwizigem oder unverschämtem Blick in die heiligen Mysterien eines ehelichen Lebens eindringen, wie noch weit entfernter, insgeheim oder öffentlich davon sprechen zu wollen, so habe ich mir doch nie verhehlen können, — und hoffe dabei die Zustimmung jedes Selenforschers, — daß über den Dichter Wieland kein reines Urteil gefällt werden könne, ohne hier der Gefahr einer kleinen Indiskezion sich auszusezen. Glücklicher Weise ist, was ich zu sagen habe, von der Art, daß es keiner Entschuldigung darüber bedürfen wird. Nur einige Züge von Wielands Gattin, und ein jeder entwerfe sich selbst das vollständige Gemälde.

Mir scheint, man könne nichts Rühmlicheres von ihr sagen, als was Wieland selbst von ihr gerühmt hat. „Nein," sagt er zu dem besorgten Pfarrer, „ich werde meinen Töchtern weder den Idris noch die komischen Erzählungen, so wenig als die dialogos Meretricios des Lucian oder den goldenen Esel des Apulejus

zu lesen geben: Aber ich werde sie auch — mit Hülfe einer Mutter, deren bloses Beispiel die beste moralische Erziehung für ihre Töchter ist, so zu erziehen trachten, daß es ihnen nichts schaden soll, wenn ihnen etwa durch irgend einen Zufall, eins der genanten Büchlein in die Hände fallen solte." Die würdige Frau vereinigte also innere mit äußerer Liebenswürdigkeit, und Wieland hatte Ursache, da, wo er liebte, auch hochzuachten. Die Gattin befand sich mit dem Gatten in demselben Falle, ja man könte sagen, daß sie für ihn eine Art Ehrerbietung fühlte, da sie es bis ans Ende ihres Lebens nicht über sich gewinnen konte, das vertrauliche Du, womit er sie anredete, ihm zu erwiedern. Ob die Kenner hieraus einen Schluß auf ein minder feuriges Temperament ziehen dürften, weiß ich nicht, urteile aber selbst aus einer Anekdote, daß sie sich nicht geirrt haben würden. Böttiger ist mein Gewährsmann. „Ich ging," erzählt er, „sogleich nach Wielands Ankunft zu ihm in den

Gasthof, wo er diesmal abgetreten war. Es war stürmisches Wetter, als ich eintrat. Der gute Alte konte bei gewissen kleinen Fehlschlagungen mit der ihm eignen hohen Reizbarkeit leicht in Harnisch gebracht werden. Man hatte vergessen, ihm die neuen schwarzen Tuchstiefeln, in welchen er in spätern Jahren bei Hof und in der Stadt, vor Kaisern und Königen zu erscheinen pflegte, mit einzupacken. In solchen Fällen pflegte er mit einem, ihm sonst nicht gewöhnlichen, Wortfluß, und mit wahrer Genialität im Ausdruck, sein Unglück, mit lauter Blokheads umringt zu seyn, recht pathetisch zu bejammern. Nie widersprach bei dergleichen Aufwallungen seine ihn zärtlich liebende, und daher auch dergleichen Ausbrüche liebevoll entschuldigende Gattin. Nach wenig Minuten sah der kindlich gute Mann selbst die Unstatthaftigkeit seiner Klagen, und das Misverhältniß derselben zur Kleinigkeit, die seinen Unmut gereizt hatte, vollkommen ein, und machte sich nun selbst die bittersten Vorwürfe, daß er solchen

Lärm um einen Eierkuchen gemacht, oder, wie er wol auch zu sagen pflegte, um pure Ziegenwolle sich so ereifert habe. Gewöhnlich ergoß er sich dann wegen der Engelgüte seiner Gattin in die lautesten Lobsprüche, und sie benuzte dergleichen Augenblicke nicht selten, um seine Einwilligung für diese oder jene Ausgabe oder Einrichtung zu erhalten*)."

In dem Verhältniß zu dieser liebens- und achtungswürdigen, so biedern als klugen, Gattin waren Wielanden die Elemente zu einer glücklichen Ehe gegeben, wofern Rousseau Recht hat, daß dazu ein Ehemann als glücklicher, aber ehrerbietiger Liebender gehöre. Jener gesezmäßigen Entfernung der spartanischen Eheleute, um ihre Herzen desto wärmer für einander zu erhalten, bedurfte es hier nicht; jene kleine Schwärmerei, welche von allzuheftigem Feuer verzehrt wird, und ohne welche an

*) Friedrich Schlegels deutsches Museum 1813. Julius. S. 16 fg.

die Stelle der Liebe satter Ueberdruß tritt, konte sich also nicht verlieren, und so dauerte zugleich die anfängliche Wärme und Innigkeit des Herzens aus, und mit ihr „die namenlose Empfindung, die es allein ist, was den wahren Liebhaber von dem Satyr unterscheidet, und was eine Art von sittlicher Grazie sogar über dasjenige ausbreitet, was bei diesem nur das Werk des Instinkts oder eines animalischen Hungers ist." (Agathon Bd. 1. S. 260.) Schwerlich würde er auch sonst im zehnten Jahre seines ehelichen Lebens ein Gemälde von der Liebe entworfen haben, wie dieses:

„Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe?"
Ja wol! was wär' auch unterm Mond
Wol mehr der Rede werth als Liebe?
Und unterm Mond und überm Mond
Was anders ist's als Liebe und Liebe,
Was überall atmet, wirkt und webt,
Und alles bildet, alles belebt?
Ihr Weisen sagt, was sonst als Liebe

Ist dieser schöne Züsammenklang
Der Wesen? Dieser allmächtige Drang
Der Gleich an Gleiches drückt? Wie bliebe
Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
Beim andern? — Auch die Macht der Kunst,
Des Bildners Finger, die höchste Gunst
Der Musen, was sind sie ohne Liebe?
Mit Liebe sang Homer, mit Liebe
Schuf Rafael seine Galatee.
Du selbst, o Tugend, du höchste Höh
Der Menschensele, was bist du als Liebe,
Du Gott in uns? — Doch stille, Gesang!
Verleze nicht das heilige Schweigen!
Wohl uns, so viele von uns das Schauen
Von diesem Geheimniß empfangen haben!
Wohl uns! Uns leuchtet allein die Sonne,
Uns scheint das herzerfreuende Licht;
Wir leben das wahre Leben; atmen
In reinen Lüften mit freier Brust,
Und sehen was ist mit unbefangnen
Augen, und hören Götterstimmen,
Und durch die tiefe Nacht der Wesen
Den Schwung der alles bewegenden Räder,
Und fürchten nichts! und schwimmen und wälzen
Durch Stille und Sturm uns, immer getroster,

Die ewigen Wogen der Zeit hinab! —
Nichts mehr! Ich schweige! — da wackeln Ohren,
Die nicht verstehn. —
Nun, wieder dahin
Zu kommen, — wovon wir uns verloren, —
Brüder und Schwestern, die Hand ans Kinn,
Und fragt euch: Ist es nicht die Liebe,
Der ihr in dieser Zärtlichkeit
Die besten Minuten schuldig seyd?
Und floß mitunter auch manche trübe,
Seyd billig! Zieht mir von der Liebe,
Das alles was nicht Liebe ist
Rein ab, und dann sprecht was ihr wißt!

„Ja, sagt ihr, zwischen Lieb' und Liebe
Ist doch ein mächtiger Unterschied!
Wie viele Thorheit, Eitelkeit
Und Selbstbetrug mischt sich mitunter?
Wie oft ist sie des Lasters Zunder?
Der Lüste Sclavin, und" —
Haltet ein!
Verdorben Gefäß, wir wissen's alle,
Verfälscht den reinsten besten Wein:
Allein, wer schmält in solchem Falle
Auf seinen Wein? Und würd' er Gift,

Glaubt ihr, ihn würden drum die Weisen
Aus ihrer Republik verweisen?
Was eure übrigen Klagen betrift,
So sagt: was haben Dunkel und Helle
Jedes für sich denn wol gemein?
Kann eine Feindschaft größer seyn?
Und doch, vermischt, sind sie die Quelle
Der ganzen Magie der Malerin
Natur! — Weh dem, der keinen Sinn
Für dies empfing! —

Schon hieraus könte man vermuten, was die neue Erfahrung dem Dichter gelehrt hat. Doch wozu Vermutungen, da wir sein eignes unumwundenes Geständniß haben! Er selbst ruft Psychen zu:

Glaubst du, der hohe Wonnestand
Der ersten Schwärmerei, er werde dauern können?
Wie gerne wollt' ich dir den süßen Irrtum gönnen!
Doch, leben wir nicht unterm Mond?
Was bleibt vom Loos der Sterblichkeit verschont?
Im Zauberlande der Ideen,
Da gäb' ichs zu! allein in unsrer Welt,
In dieser Werktagswelt, wo blos vom langen Stehen

Selbst der Koloß von Rhodus endlich fällt,
Wird, glaube mir, so lange sie noch hält,
Nichts Unvergängliches gesehen.
Da hilft kein Reiz, kein Talisman!
Der Zauber löst sich auf! — Wir essen
(Verschlingen oft, und tun nicht wohl daran)
Die süße Frucht, und mitten in dem Wahn
Des neuen Götterstands, dem magischen Vergessen
Der Menschheit, werden uns die Augen aufgetan.
So wie die Sele sich — dem Leibe
Zu nahe macht, weg ist die Zauberei!
Die Göttin sinkt herab zum Weibe,
Der Halbgott wird — ein Mann. Doch, Psyche,
wenn dabei
Die, so am meisten wagt, am wenigsten verlöre:
Verdiente sie den Grazien zur Ehre,
Nicht ein Kapellchen in Cythere?

Dir, Schwesterchen, und deinem künftgen Mann,
Begünstigt wie ihr seyd von Grazien und Musen,
Steht ganz gewiß die schöne Menschheit an,
Zu welcher, wie das Nektarräuschchen schwindet,
Die Göttin unvermerkt sich abgeschattet findet.

Auf eben diesen Punkt mußte Wieland gekommen seyn, wenn er völlig einig mit sich werden solte. Seine ganzen theologischen, metaphysischen und moralischen Ansichten hingen so genau mit diesem Punkte zusammen, daß höchst wahrscheinlich alle Wirkungen des Zeitgeistes, alle Einreden der Philosophen und alle Beispiele des Lebens ohne Macht auf ihn geblieben wären, wenn nicht eben diese Erfahrung ihm die Augen geöfnet, und die Abhängigkeit gewisser Schwärmereien und Uebertreibungen von dem Geiste der — Nerven bis zum Augenschein bewiesen hätte. Je ängstlich besorgter er gewesen war, der Sinnlichkeit nicht zu unterliegen, desto größere Qual bereiteten ihm die Anfechtungen derselben, und in mancher stummen Mitternacht rissen die Nachwehen in seinem Herzen alles wieder zusammen, was die Theorien der Philosophen darin angebaut hatten. Die Vernunft als Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit und die durch sie zum Idealen sich erhebende vergeistigende Phantasie

war so stark nicht gewesen, seinem Herzen den Glauben an jene Philosophen eher zu geben als bis — die Natur dazwischen getreten war, und ihm die Erfahrung aufgedrungen hatte, daß, wenn nirgend, so doch in der Liebe zwischen der höchsten geistigen Entzücktheit und dem, was die Natur für ihren irdischen Zweck fodert, ein sehr inniger Zusammenhang Statt finde. Mit Erstaunen bemerkte er, daß das Gefühl ihn eben so mistrauisch gegen übermenschliche Liebe mache, als die Ueberzeugung des Verstandes ihn gegen übermenschliche Tugend mistrauisch gemacht hatte. Aber auch hier wollte er vor sich selbst gerechtfertigt seyn. Drei Arten von Liebe hatte er aus Erfahrung kennen gelernt, die platonische Selenliebe, die sittliche des Herzens und die sinnliche des Triebes, und er wolte wissen, wie es um jede stehe, wie sie in einander überspielen, wessen man von jeglicher sich zu versehen habe, und wie man sich selbst wol gegen sie verhalten müsse. Gesezt nun, es wäre ihm hiebei er-

gängen wie seinem Agathon, als er die schöne Danae unschuldig finden wollte, daß „jene zauberischen Scenen von Liebe und Wonne, durch die in seiner Sele vorgegangene Revoluzion, ungleich weniger von ihrem Reiz verloren hatten, als die abgezogenern und blos intellektualen Gegenstände seines ehemaligen Enthusiasmus" (3, 203.); so würde doch immer die Freiheit und Heiterkeit des Geistes, in seinen Umständen diese Gegenstände der Betrachtung zu unterwerfen, ein günstiges Zeugniß für den tiefen Ernst seiner Sele und die Gewissenhaftigkeit seines Herzens ablegen.

Je mehr er seine Betrachtung fortsezte, je mehr gewann er die Ueberzeugung von dem, was kein Moralist bestimmter ausgesprochen hat als Pörschke. „Der halbgebildete Mensch, sagt er, kann noch sehr phantastisch in der Liebe seyn; er kleidet sie in Freundschaft und Wohlwollen, als ob er den so allgemein bekanten physischen Zweck der Liebe vor sich und andern verbergen wollte; er schwärmt nur von

Selenvereinigung und Platonismus. Schwärmerei, die doch immer eine Unwahrheit enthält, kann wol hie und da Nuzen stiften, darf aber nicht zum Muster empfohlen werden. Die Geister lieben nicht, so oft man es sagen mag; Gefühle sind Veränderungen, die nur in der Körperwelt sind. Bei näherer Untersuchung ist der so gerühmte geistige Platonismus ein im Hinterhalte lauernder grober Materialismus, wo die Geschlechtsneigung sich frühe oder derb genug verräth. Selenschönheit des Geliebten wird dem edel Liebenden unendlich mehr als alle körperlichen Reize gelten, die nur durch jene ihre Macht über ihn ausüben. Doch vor Selbsttäuschung muß die gerecht richtende Weisheit warnen*)."

Wäre Wieland selbst in keinem so hohen Grad in dieser Selbsttäuschung befangen gewesen, so würde er sehr wahrscheinlich mit minderem Eifer an deren Zerstörung bei sich und an-

*) Einleitung in die Moral, Libau 1797. S. 322 fg.

deren gearbeitet haben; jezt aber schien ihm kaum irgend etwas angelegener als dies. Der Hausdialekt des Selbstgesprächs that hier vornehmlich seine guten Dienste, und gewiß ist er von keinem ehrlicher gesprochen worden als von Wieland, dem es gar nicht einmal einfiel, da, wo es galt den Menschen in seiner Naktheit zu erkennen, seine Persönlichkeit mit einer Würde zu umschleiern, die doch nur statt einer Maske gedient haben würde. Je gewissenhafter er aber der Aufrichtigkeit bei seiner Selbstprüfung getreu blieb, desto öfter ertappte er sein eignes Herz auf allerhand Sophistereien, desto genauer sah er, wie und wo die Neigung seine Vernunft bestochen oder eingeschläfert, und wie die Sinnlichkeit ihm kleine Streiche gespielt hatte, wo er es am wenigsten vermutet. Bei dieser Gelegenheit wurde er Meister in der Kunst, die Schleichwege des menschlichen Herzens zu entblößen, und alle Neigungen und Leidenschaften in ihren verborgensten Schlupfwinkeln aufzuspüren. In gleichem Maase, als er sich selbst

genauer kennen lernte, wuchs auch seine natürliche Gabe in den Selen zu lesen, die durch die Aufmerksamkeit, womit er die Menschen und das Leben in dieser Beziehung sorgfältiger betrachtete, immer geschärfter wurde. Je mehr er nun aber Erfahrung und Geschichte zu Hilfe nahm, desto einleuchtender und auffallender wurde ihm das für das Leben Gefährliche und die Tugend Nachteilige der Sinnlichkeit, wenn sie sich vermißt, gegen die an sich unschuldigen Foderungen der Natur anstrebend, bald mit der Moral, bald mit der Religion selbst — unter der Decke zu spielen. Entweder geschah es mit bloßer Verbergung der Befriedigung des Triebes, wo dann Heuchelei, Scheinheiligkeit und Prüderie zum Vorschein kamen, oder mit Verleugnung und Unterdrückung der Sinnlichkeit als etwas Sündhaftem, und dann wurden Geilheit, Brunst und Wollüstigkeit nur um so mehr befördert, und führten entweder auf dem geradesten Wege zu Hypochondrie, Melancholie, Verzweiflung und

Selbstmord, oder auf einem Umwege zu Wahnsinn, der bald mystisch mit der Gottheit selbst eine frevelhafte Buhlerei trieb, bald fanatisch in selbstentmannende Wut ausartete, wenn er nicht befriedigender fand, durch Geißelungen und Zerfleischungen selbst wollüstige Gefühle zu unterhalten — zur Ehre der Gottheit. Wer je das Leben der Anachoreten und der Mönche und Nonnen aller Nazionen, und vielleicht der größten Anzahl religiöser Schwärmer mit psychologischem Blicke betrachtet hat, dem können alle diese scheußlichen Ausgeburten der Unnatur und einer von der Wollüstigkeit angeregten schwärmenden Einbildungskraft nicht fremd seyn.

Kann es Tadel verdienen, wenn unser Dichter, um so gefährlichen Entartungen der Natur, zu denen er selbst die Versuchungen oft qualvoll genug gefühlt hatte, vorzubeugen, die Sinnlichkeit in ihre wahren Rechte einzusezen versuchte? Wenn er den vermeinten Halbgöttern, die sich mit der Apathie der

Stoa brüsten, oder nur in das Urschöne sich versenken wollen, zuruft:

Ihr mächtigen Besieger
Der Menschlichkeit, die ihr dem Sternenfeld
Euch nahe glaubt, — das Herz ist ein Betrüger!
Erkennet euer Bild in Fanias und bebt!
Der Weise, der so kühn sich zum Olymp erhebt,
Der schon so hoch empor gestiegen,
Daß er (wie Sancho dort auf Magellonens Pferd)
Die purpurnen und himmelblauen Ziegen
Des Himmels grasen sieht, die Sphären singen hört,
Und aus der Glut, die sein Gehirn verzehrt,
Des Feuerhimmels Nähe schließet,
Ihn, der nichts Sterblich's mehr mit seinem Blick beehrt,
Den stolzen Gast des Aethers, schließet
Musarion mit einem — Blick herab.
Doch freilich war's ein Blick, nur jenem zu vergleichen,
Den Koppel seinem Amor gab;
Der, euer Herz gewisser zu beschleichen,
Euch schalkhaft warnt, als spräch er: Seht ihr mich?
Ihr denkt, ich sey ein Kind voll süßer Unschuld, ich?
Verlaßt euch drauf! Seht ihr an meiner Seite
Den Köcher hier? Wenn euch zu raten ist,
So flieht! — Und doch, was hilft die kleine Frist?

Es sey nun morgen oder heute,
Ihr habt ein Herz, und das ist meine Beute!

War aber Wielands Absicht allerdings, die Sinnlichkeit in ihre wahren Rechte einzusezen, und erkante und gestand er gleich, daß auch die Vergnügen der Sinnlichkeit wahre Vergnügen seyen; so war er doch keineswegs gemeint, der sinnlichen Liebe vorzugsweise das Wort zu reden, denn er kante den Unterschied zwischen Begier und Liebe recht gut, und wußte, daß die Kur des Platonismus durch Cynismus nur aus der Scylla in die Charybdis führe. Wer der Sinnlichkeit ihr Recht auf naturgemäße Befriedigung nicht abstreitet, und wol gar dafür zu kämpfen sich veranlaßt fühlen kann, will darum nicht auch alle ihre Anmaßungen begünstigen, und am allerwenigsten die auf Unschuld, Sittenreinheit und dauerndes Erdenglück. Entschieden vielmehr erklärte Wieland sich für die Liebe des Herzens, für sie, welche allein in den Zustand der schönen Menschheit

versezt, indem sie Geist und Sinn in ein wohltätiges Gleichgewicht bringt. In einem solchen fühlte Wieland in seiner damaligen Lage sich selbst, und wer erkennt nicht in der Schilderung von dem Zustande des Phanias seinen eigenen?

Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne,
Ein ruhig Herz und eine heitre Stirne,
Wie vieles macht ihn reich! Denkt noch Musarion
Hinzu, und sagt, was kann zum frohen Leben
Der Götter Gunst ihm mehr und bessers geben?
Die Weisheit nur, den ganzen Wert davon
Zu fühlen, immer ihn zu fühlen,
Und, seines Glückes froh, kein andres zu erzielen!
Auch diese gab sie ihm. Sein Mentor war
Kein Cyniker mit ungekämtem Haar,
Kein runzlichter Kleanth, der, wenn die Flasche blinkt,
Wie Zeno spricht und wie Silenus trinkt.
Die Liebe war's. — Wer lehrt so gut wie sie?
Auch lernt' er gern, und schnell, und sonder Müh,
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite

Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles des bedeute,
Was Zeus aus Huld in räzelhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute,
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't,
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr spre-
chend, glüht,
Doch, ohne Sold und aus Geschmack, sie übet;
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Diese Weisheit also war es, welche Wieland durch die Erfahrung, deren Mangel ihm die Kenner abmerkten, gewonnen hatte, und je glücklicher er sich selbst bei dieser Weisheit fühlte, desto größeren Reiz hatte es für ihn, auch Andere desselben Glücks teilhaftig zu ma-

chen. Viele Jahre lang trug er sich mit dem idealen Traumgesicht einer Art von allegorischer Naturgeschichte der Sele, die er in einem Gedicht Psyche betitelt, wozu des Apulejus bekante schöne Milesische Fabel den Anklang in seiner Sele gegeben hatte, niederlegen wolte. Unstreitig würden wir in diesem Gedicht seine ganze Theorie von der Liebe erhalten haben: allein da er nie jene besondere feine Stimmung des Gemüts, und jene äußere Ruhe und Muße fand, die ihm zur Ausführung und wirklichen Darstellung des ihm vorschwebenden Ideals notwendig waren; so sind nur wenige Bruchstücke davon auf uns gekommen. (Sämtl. Schr. Bd. 9. S. 279.) Indeß ist uns darum jene Theorie doch nicht vorenthalten worden, denn der dichtende Philosoph war dieses Stoffes zu voll, als sich nicht desselben zu entäußern. Zunächst suchte er mistrauisch zu machen gegen die Platonische Liebe, die ihn ja selbst „zum Narren von seinem Herzen gemacht," und in dieser Absicht schrieb er die kleine poetische Erzäh-

lung Aspasia (Bd. 9. S. 107—126.), die aber eigentlich auch ein Bruckstück aus seiner Psyche ist. Unmöglich kann man über seine Absicht sich deutlicher erklären, als der Dichter hier getan hat.

Der Mondschein hat dies eigen, wie uns däucht,
Er scheinet uns die Welt der Geister aufzuschließen:
Man fühlt sich federleicht,
Und glaubt in Luft dahin zu fließen;
Der Schlummer der Natur hält rings um uns herum
Aus Ehrfurcht alle Wesen stumm;
Und aus den Formen, die im zweifelhaften Schatten
Gar sonderbar sich mischen, wandeln, gatten,
Schafft unvermerkt der Geist sich ein Elysium.
Die Werktagswelt verschwindt. Ein wollustreiches Sehnen
Schwellt sanft das Herz. Befreit von irdischer Begier
Erhebt die Sele sich zum wesentlichen Schönen,
Und hohe Ahnungen entwickeln sich in ihr.

Es sey nun was ihr wollt, — denn hier es zu entscheiden
Ist nicht der Ort — es sey ein süßer Selbstbetrug,
Es sey Realität, es sey vermischt aus beiden,

Was diesen Selenstand so reizend macht; genug
Ein Schwärmer, der in diesem Stande
Mit einer Schwärmerin, wenn alles dämmernd, still
Und einsam um ihn ist, platonisiren will,
Gleicht einem, der bei dunkler Nacht am Rande
Des steilsten Abgrunds schläft. Auch hier macht Ort
und Zeit
Und Er und Sie gar vielen Unterscheid.

Idris und Zenide würde, wenn wir alle zehn Gesänge, worauf es der Dichter angelegt, erhalten hätten, alle drei Arten von Liebe gegen einander in Kontrast gestellt, und die Irr- und Abwege der sinnlichen eben sowol als der Platonischen gezeigt haben, vielleicht — ohne daß es der Dichter anfangs selbst beabsichtet hatte. Wie keine festen Regeln, so hatte er sich auch keinen bestimten Plan für diesen ersten Versuch eines romantischen Epos gemacht. „Ich bin — schrieb er an Geßner — sehr fest entschlossen, die ersten fünf Gesänge des Idris in künftiger Frühlingsmesse zu publiciren, um zu sehen, was die Teutschen zu ei-

nem Ding sagen werden, welches sie Mühe haben werden in eine Klasse zu bringen. Das Ganze wird in 10 Gesänge eingeschlossen seyn. Sie können aus den drei ersten Gesängen sich zwar keine Idee von dem Plan machen, aber dies ist auch das Wenigste bei einem Gedicht von dieser Art; es komt da lediglich auf die Erfindung, die Situazionen und die Schönheiten der Ausführung an." Wie sehr aber auch der Dichter sich dem mutwilligen Geiste Capriccio hingab, so hatte doch selbst dieser Geist

— ille sciens animos et pectora versans
Spiritus, a capreis montanis nomen adeptus,

nicht Gewalt genug über ihn, aus jenem Ideenkreis ihn herauszubringen, in welchen Geist und Herz und Phantasie nun einmal ihn gebannet hatten. Daß Idris der Repräsentant der Platonischen Liebe sey, beurkundet jeder Zug der Darstellung, und Itifall braucht wol nur seinen — Namen zu sagen, um als

Repräsentant der sinnlichen Liebe sogleich erkant zu werden. Wer ihn aber an dem Namen nicht erkennen solte, wird es doch unfehlbar an der Art, womit er gleich bei seinem ersten Auftreten sich ankündigt, als er den mit Ideen bewafneten Helden gegen einen Angrif der heißesten Sinnlichkeit im Kampf erblickt, und ihn anredet:

Was eurer Herrlichkeit in ihren Adern fleußt,
Ist wol kein Blut? — Verzeiht, ich rede dreist;
Allein ihr haltet nicht, was eure gute Miene
Die Kennerinnen hoffen heißt.
Sich aus dem schönsten Arm mit Abscheu loszureißen,
Kann euer Plato selbst, fürwahr! nicht Tugend heißen.

Ein Abenteuer fliehn, dem sich die Blödigkeit
Von jedem unversuchten Knaben
Gewachsen fühlt, ist einem Mann von Gaben
Und Mut, wie ihr, Herr Ritter, seyd,
Nicht zu verzeihn; es müßte denn der Neid
Von einer Zauberin die Hand im Spiele haben.
Wenn dieses ist, bedaur' ich euch von Herzen;
Die Menschlichkeit verbeut in solchem Fall zu scherzen.

Zum Ueberfluß hat der Dichter jeden dieser beiden, den ersten Ges. 1. Stanze 68—82, den andern Stanze 83 — 85 seine, von freilich sehr verschiedenartigen Erfahrungen abgezogene, Theorie vortragen lassen. Idris entrüstet sich sehr begreiflich über die des rohen Waldmannes und seine — bequemen Nymphen, und sagt unter anderm in dieser Entrüstung:

So trozt, von feilen Buhlerinnen
In den Geheimnissen von Paphos eingeweiht,
Der Gecken blödes Volk euch, Schönen, ungescheut,
Höhnt euren schönsten Reiz, die keusche Sittsamkeit,
Und prahlt, weil Lais wich, euch alle zu gewinnen.
Unzärtlich, stumpf an innern Sinnen,
Ist ihre Lieb' ein bloßes Fibernspiel,
Uud ihre höchste Lust ein kizelndes Gefühl.

Der Kämpfer gegen die Platonische Liebe hat also doch keinesweges die Absicht, der sinnlichen Vorschub zu tun, und läßt uns keinen Zweifel, wohin er neige, indem er in Lila und Zerbin die Repräsentanten der Liebe des Herzens zwischen jene beiden in die Mitte

stellt. Man höre diesen Zerbin: (Ges. 3. Str. 17. 18.)

Wie, dacht' ich, müßt' ein Mädchen seyn,
Mir Aug' und Herz zugleich zu rühren?
Kann diesen Gnom die Häßlichkeit verführen?
Und ist ein Misgeschöpf ihm eine Venus? — Nein!
Ihn überwältigt blos ein Trieb, der allen Tieren
Gemein ist; jegliches nimt seines gleichen ein:
Der Pfau gefällt dem Pfau, die ungestalte Eule
Findt ihren Gatten schön, glaubt daß er lieblich heule.

Bin ich's allein, für den kein Wesen meiner Art,
Kein Gegenstand der unstillbaren Triebe,
Die ich in mir empfind', erschaffen ward?
In Luft und Flut seh' ich den Geist der Liebe,
Der alles, was sich fühlet, paart:
Vergaß mich die Natur, nur mich allein? wo bliebe
Ihr mütterlicher Sinn? Nein, nein! Mein Herz sagt Nein!
Es ahnet mir, mein Wunsch muß wirklich seyn.

Wer selbst einiges Ahnungsvermögen besitzt, der kann nicht zweifelhaft bleiben, wohin der Dichter damit gezielt, und welche Absicht er

mit Idris selbst gehabt habe, sobald er einem vom Dichter selbst gegebenen Winke nachgeht (Ges. 2. Str. 101. fgg.).

Welch ein geheimes Band verflicht
Das Schicksal dieses Paars mit meinen Abenteuern?
So, scheint es, frage stets sein staunendes Gesicht:
Bis, seiner Ungeduld zu steuern,
Zerbin den Becher füllt, und spricht:
Heil diesem Tag, — ihn soll mein Enkel feiern —
Der uns den Helden finden ließ,
Den das Orakel uns so bald nicht hoffen hieß!

Von Schmerzen, die vielleicht unheilbar sind, zerrissen,
(Versezt der Paladin) was könte mir die Pein,
Wozu die Sterne mich verdammen, sonst versüßen,
Als meiner Freunde Glück beförderlich zu seyn?
Mein fühlend Herz macht ihr Vergnügen mein
Allein was kann Zerbin in Lila's Armen missen?
Er, der geliebt sich sieht, und was er liebt genießt?
Was können Götter selbst für den, der glücklich ist?

Dem Glücke, das ihm lacht, den Unbestand verwehren,
Erwiedert ihm Zerbin.

Man sieht, Idris würde im Grunde dasselbe, nur auf andere Weise, ausgeführt haben, was der Dichter in seiner Psyche hatte ausführen wollen; Idris aber blieb, durch Schuld des Schicksals, ein Bruchstück wie Psyche. Jedoch auch jezo ließ der Dichter nicht ab, seinen Haupteingedanken durchzuführen, und immer neue Einkleidungen boten sich seiner blühenden Einbildungskraft dazu dar. Musarion (erschien zuerst 1768 und im folgenden Jahre schon eine neue Auflage) kündigte der Dichter selbst beim ersten Erscheinen als eine Philosophie der Grazien an. „Nur unter den Händen der Grazien," sagt er, (Grazien Bd. 5. S. 102.) „verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie, nach dem moralischen Schönheitsmaas der Weisen, aufhört Weisheit und Tugend zu seyn. Dies war es, was Musarion ihren Schüler lehren wolte; und sagen

Sie mir, Danae, wie war es möglich, sie nicht zu verstehen?" Wir haben gesehen, daß durch Musarions Mund die Liebe selbst diese Philosophie lehrte. Die Liebe des Herzens ist es, die hier ins reinste Licht gestelt werden soll, ohne von der stoischen Apathie und pythagoräisch-platonischen Verzuckungen weiter verdunkelt werden zu können. Darum ruft Musarion dem Phanias zu:

Die hohe Schwärmerei taugt meiner Sele nicht,
Mein Element ist heitre sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht.
Ich liebe dich mit diesem sanften Triebe,
Der, Zephyrn gleich, das Herz in leichte Wellen sezt,
Nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergözt.
Wie ich die Grazien, wie ich die Musen liebe,
So lieb' ich dich. Wenn dies dich glücklich machen kann,
So fängt dein Glück mit diesem Morgen an,
Und wird sich nur mit meinem Leben enden.

Man nehme dazu die folgende Stelle, um über des Dichters wahre Meinung jeden Zweifel gehoben zu finden.

Und ich, mein Herr, versezt sie, die so viel
Beweisen soll, bin ich, nach eurer Sittenlehre
Nicht auch befugt, daß ich Beweis begehre?
Und wie, wenn eure Glut ein bloßes Sinnenspiel,
Ein flüchtiger Geschmack, ein kleines Fieber wäre?
Wenn Phanias mich liebt, so räumt er, hoff' ich, ein,
Daß ich, eh ich mich selbst verschenke,
Auf meine Sicherheit vorher ein wenig denke.
Bei Leuten von so warmem Blut
Ist diese Vorsicht wol nicht allzuweit getrieben.
Verzeihe, wenn sie dir ein wenig Unrecht tut;
Allein du selber willst, daß wir im Ernst uns lieben?
Sonst tändelt' ich mit Amors Pfeilen nur:
Jezt, da er mich erhascht, ist's nicht mehr Zeit zum
Lachen;
Es ist darum zu tun, daß wir uns glücklich machen,
Und nur vereinigt kann dies Weisheit und Natur.

Hatte der Dichter aber in Musarion die Liebe gegen übertriebene Schwärmereien in Schuz genommen, so suchte er auch gegen den rohen Trieb und den nur tierischen Geschlechtsgenuß ihre edleren Rechte zu behaupten, und stelte sie in seinen Grazien (erschienen zuerst

1770) in Kontrast gegen die Sinnlichkeit. Durch dieses und jenes aber stelte er sie in die Mitte, worin nach Aristoteles jeglicher Tugend zwischen zwei Aeußersten, einem zu Viel und einem zu Wenig, sich befindet. Besonders an Dafnis und Fyllis hat der Dichter den Einfluß der Göttinnen der Anmut auf die Liebe gezeigt, die nun nicht mehr blose Geschlechtsneigung, sondern zugleich das höhere Vergnügen an der beselten menschlichen Anmut selbst war. „Noch niemals,“ sagt er (B. 4. S. 66.), „war eine Schäferin in Arkadien so reizend gewesen, und noch kein Schäfer hatte empfunden, was der Jüngling empfand, die feurigste Liebe von der zärtlichsten Ehrerbietung gefesselt. Unfähig, ihre liebenswürdige Schwachheit zu misbrauchen, schien er keine größere Wonne zu wünschen, noch zu kennen,

Als einen Blick, der ihm Gefühl gestand,
Und einen Kuß auf ihre schöne Hand.

Ich habe nicht nötig, Ihnen zu sagen, Danae, daß man so liebt, wenn die Grazien

mit Amorn die Herrschaft über unsre Herzen teilen."

Um die Zeit, als Wieland mit all diesen Dichtungen beschäftigt war, erregte Tristram Shandy großes Aufsehen. Wieland fand dieses Werk in der Bibliothek des Grafen Stadion, und zu gleicher Zeit ein anderes humoristisches Gedicht unter dem Titel: the new Bath-Guide. Beide wirkten sehr lebhaft auf seine reizbare Phantasie, und der muntere Geist der Laune, der seit Idris von ihm gewichen schien, kehrte wieder. Da rief der Dichter aus:

Von irrenden Rittern und wandernden Schönen
Sing, komische Muse, in freier irrenden Tönen!
Den Helden sing, der lange die Welt Berg auf Berg ab
Durchzog, das Gegenbild von einer Schönen zu finden,
Die aus dem Reich der Ideen herab
Gestiegen war, sein junges Herz zu entzünden,
Und der, es desto gewisser zu finden,
Von einer zur andern sich unvermerkt allen ergab:
Bis endlich dem stillen Verdienst der wenig scheinbaren
Olinden

Das Wunder gelang, den Schwärmer in ihren Armen
zu binden.

Wiewol aber der Sänger des Neuen Amadis (zuerst erschienen 1771.) seiner Laune den Zügel noch ungleich mehr schießen ließ, als der Sänger des Idris, und gerade in diesem Werke dem Geiste Capriccio alle möglichen Bewegungen, Wendungen und Sprünge humoristisch keck gestattete; so liegt doch im Wesentlichen dieselbe Idee zum Grunde, die bisher immer sein Gemüt und seine Phantasie beschäftigt hatte. Ich wenigstens finde des Dichters Absicht unverkenbar: zu zeigen, wie in einem schönen, gebildeten Jüngling eine innige Neigung zu einem körperlich häßlichen, aber an Geist und Herz schönen Mädchen entsprossen könne. Dasselbe Thema führte er als Greis noch einmal aus in seinem kleinen Roman Krates und Hipparchia, wo nur die Rollen vertauscht sind, indem hier ein schönes, gebildetes Mädchen die innere Wohlgestalt eines Mannes liebt, den die Natur von außen nicht

eben als ihren Günstling angekündigt hatte. Wenn in der Platonischen Liebe Psyche nach Amor sucht, so sucht umgekehrt in diesen Fällen Amor nach Psyche, und beide Fälle sind in Wahrheit gar sehr verschieden. Man sieht, der Dichter, mit seiner Theorie ins Reine, geht hiemit in die Kasuistik der Liebe ein, legt sich aber gleich das bedenklichste aller Probleme vor, dessen Auflösung seine Theorie von der edleren Liebe, die durch Sele, Geist und Gemüt sich bindet, bestätigen oder widerlegen muß. Er findet Bestätigung, denn — sagt er Ges. 18. Strophe 1. 2. —

So wahr es ist, daß Tugend, Verstand und andere Gaben
Des Geistes und Herzens, in einer schönen Gestalt
Mehr Reiz und raschere Allgewalt
Auf alle Herzen, sogar der rohesten Wilden, haben,
Als ohne äußern Schmuck blos durch den innern Gehalt:
So können wir doch getrost uns auf die Erfahrung beziehen,
Daß, wenn ein häßliches Mädchen es einmal so weit gebracht

Und sich durch geistige Schönheit, geheime Sympathien
Durch Wiz und reizenden Umgang und unverwandtes
Bemühen
Gefällig zu seyn, zur Dame von einem Herzen gemacht;
Daß dann die Leidenschaft, worin wir für sie
glühen,
Das Stärkste ist, was man sich denken kann,
In diesem Falle befand sich der biedre Rittersmann,
Prinz Amadis. Er fühlte, im ganzen Ernst, für Olinden,
Was seine Hoheit noch nie für ein weibliches Wesen
gefühlt,
Was schöne Selen nur für schöne Selen empfinden,
Und was sie um so mehr für wahre Liebe hielt,
Da sie zu fromm, und vielleicht (aus ihr bekanten
Gründen)
Zu klug war, die niedrige Kunst Begierden zu entzüden
Zu Hilfe zu nehmen, die Naso den häßlichen Schönen
empfielt.

Daß der Dichter mit solchem Glaubensbekentniß den schönen Schönen, die sonst nichts sind als dies, ein abscheulicher Kezer dünken müsse, war ihm so wenig verborgen, daß er es im Folgenden Bambo's übrigen Töchtern sogar

indirekt in den Mund legte. So gewiß aber ist er seiner Sache, daß ihm gar nicht einfällt, sich zu verteidigen. Indeß denkt er den Kezereien in der Liebe doch überhaupt nach, und findet auch deren Quelle da, wo die Quelle so vieler Kezereien zu finden ist, in der Verschiedenheit der menschlichen Naturelle und Temperamente, nach denen die Neigungen und Gefühle arten, deren Verhältniß zu den Verstandeskräften unsere sämtlichen Ansichten, Gesinnungs- und Handlungsweise mehr zu bestimmen pflegt, als die Meisten selbst wissen, oder sich eingestehen mögen. Nahm nun unser Dichter die Liebe des Herzens als die Mitte der Wahrheit an, so mußten die nicht auf diesen Ton gestimten Gemüter entweder nach der Seite der Platonischen oder der sinnlichen Liebe hin abweichen. Konte aber dem sorgfältigen Beobachter entgehen, daß nicht alle auf dem geraden Wege nach dem Ziele gingen, welches ihrer Natur gemäß war? daß aus Affektazion manche scheinen wolten, mit aller Anstrengung

nach einem idealen Ziele zu streben, da sie doch unaufhörlich das heimlich ersehnte reale im Sinne hatten, während andere jenes nur für einen Umweg zu diesem hielten, und wieder andere bald dahin bald dorthin sich wendeten, je nachdem Zufall und Laune ihr quecksilbernes Wesen trieb? Aber auch die wirklich, von ihrer Natur getrieben, nach einem der beiden entgegengesezten Ziele zueilten, taten es nicht auf einem und demselben Wege, noch ganz aus den gleichen Beweggründen. Heißes oder kaltes Blut, mehr oder minder Erregbarkeit, Uebergewicht der Phantasie oder Sinlichkeit begründen auch hier wieder mancherlei Unterschiede, so daß bald nur befriedigte Eitelkeit, bald nur befriedigte Sinlichkeit, bald nur Spiel und Scherz, hier offenbarer, dort verdeckter, als Ziel des Sterbens erscheinen. Der Dichter, der alle diese Entdeckungen gemacht hatte, glaubte mit Recht für seinen Hauptzweck nichts Besseres tun zu können, als wenn er jene Ziele, die er nicht würdigte, Ziel zu seyn, ebenfalls

ins Auge faßte, und die Eigenschaften und Umstände, die dahin führen, genauer bezeichnete. Da boten sich ihm denn Leoparde, die Strenge, die unerbittliche Spröde, Schatulliöse mit der gerühmten Keuschheit und der gezierten Anmut, Blaffardine, die Blonde und Kalte, Kolifischette, die reizende Braune voll Launen und Uebermut, Dindonette die Runde und Platte, der weinerliche Blömurant, der platonische Karamell und sein Gegenbild Antiseladon, der windhafte Parasol und der handfeste Tulpan dar, in deren jedem der Dichter uns den Repräsentanten einer Abart der Liebe zeigt, und durch jeden eine neue Verirrung derselben in ihren Ursachen und Folgen anschaulich macht. Mehrere Nebenfiguren sind ganz offenbar zu keinem andern Zwecke da, und dienen, das große Gemälde vom Reiche der Liebe, als welches der Neue Amadis mir erscheint, zu vollenden. Nicht zum geringen Lobe desselben gereicht in dieser Hinsicht, daß der Dichter nur die reine Wahrheit gesagt habe, als er sagte:

Ihr seht, Schach Bambo's holde Kinder
Sind keine Kassandern, wie einst Herr Kalprenede geschnitzt.
Sie sind die pure Natur, und ihre Ritter nicht minder.
Wir pfuschen nicht gern an den Werken der alma mater rerum,
Und lieben den Spruch: ridendo dicere verum.

Allein genug nun, um den Gesichtspunkt zu bestimmen, aus dem man diese Wielandischen Dichtungen betrachten muß, wenn man ein richtiges Urteil über sie fällen will. Zu lange dabei verweilt zu haben, kann ich schon deshalb mir nicht vorwerfen, weil ich je länger um so mehr mich überzeugte, daß eine Menge Vorwürfe, die unserm Dichter gemacht worden sind, ihren Grund nur in einem falschen Gesichtspunkt haben.

Unter diesen Vorwürfen ist keiner so oft wiederholt worden, als der, welcher mit dem Gegenstand unserer Untersuchung fast unzertrennlich zusammenhängt, daß Wieland nämlich ein Nachahmer der Franzosen gewesen, und als

solcher zu der Nacktheit gewisser Gemälde gekommen sey, welche der Tadel der Kunst- und Sittenrichter habe treffen müssen. Noch ganz neuerlich hat die Frau von Stael Wielanden als den Anführer einer französischen Schule in der teutschen Poesie bezeichnet; Andere hatten gar Crebillon den älteren Wieland, und Wieland den jüngeren Crebillon genant*). Eins

*) Klopstock tint le premier rang dans l'école anglaise, comme Wieland dans l'école française; mais Klopstock ouvrit une carrière nouvelle à ses successeurs, tandis que Wieland fut à la fois le premier et le dernier dans l'école française du dix-huitième siècle: le premier, parceque nul n'a pu dans ce genre s'égaler à lui; le dernier, parcequ' après lui les écrivains allemands suivirent une route tout-à-fait différente. Mad. de Stael, de l'Allemagne T. 1. p. 186. sq. ed. de Leipsic. In dem Tableau de l'Allemagne et de la Litterature allemande par un Anglois, à Berlin 1782, einer der Schriften, die gegen Friedrichs II. Verunglimpfungen der teutschen Literatur gerichtet

ist im Grunde so wenig wahr, als das Andere. Was unsern Wieland in all den genanten Werken beschäftigte, ging bei ihm von Persönlich-

---

sind, heißt es S. 67 fgg.: La conformité de la manière de Wieland avec celle de Crebillon a donné occasion à l'Auteur d'un très-joli roman, intitulé: Petite chronique du royaume de Tatojaba, de se donner le nom de Wieland l'ainé, c'est à dire de Crebillon. On attribue cet ouvrage à M. Zachariae — — Quoiqu' il en soit, l'auteur a très-bien marqué dans sa préface les ressemblances et les différences de la manière de Crebillon et de Wieland. Crebillon, dit-il, a excité le génie du Poète Allemand: de là vient que celui-ci a composé ses premiers ouvrages comiques tout-à-fait dans la manière de l'écrivain français. Mais depuis il l'a abandonnée en partie, parce qu'il a senti que Crebillon ne joint pas assez de philosophie au don de l'agrément, pour captiver les lecteurs, dont le but n'est pas uniquement de s'amuser et de rire. Il a donc fait des recherches philosophiques sur la volupté, le plaisir et le charme des sens, il a comparé

keit aus, welche gerade in diesem Punkte so wenig Französisches hatte, daß die Franzosen ihn nie für den ihrigen anerkant haben. Mit großer Feinheit hat die Frau von Stael den Unterschied herausgefühlt, wenn sie sagt: „Man hat Wieland den Vorwurf gemacht, die Liebe mit zu wenig Ernst behandelt zu haben, und wol müssen die Teutschen so über ihn urteilen, welche die Frauen noch ein wenig nach Sitte ihrer Urahnen verehren. Welche Abschweifungen der Phantasie aber sich Wieland auch erlaubt haben möge, so kann man in ihm doch das wahre Gefühl (sensibilité veritable) nicht verkennen; oft hat er die gute oder schlimme Absicht, seinen Scherz mit der Liebe zu treiben, allein eine ernste Natur hindert ihn, sich keck dem Scherz zu überlassen. So gleicht er

---

la théorie et l'experience, et par là il s'est fait une manière à lui. Le premier fruit de cette nouvelle manière est l'excellent roman d'Agathon.

dem Propheten, welcher segnet statt zu fluchen; er hört mit Zärtlichkeit auf, wenn er mit Ironie anfing.“ Kurz also, Wieland hatte zu viel teutsches Gemüt, als die Liebe nach der Franzosen Art blos wie Scherz, geselliges Spiel und ergözliche Sinnenlust zu behandeln, und beinahe möcht' ich sagen, daß weder Klopstocks Semida und Cidli, nach Schillers Max und Thekla so viel als Wielands Darstellungen der Liebe für Herrn Villers beweisen dürften. Unter allen Franzosen, die über den Charakter-Unterschied der Teutschen und Franzosen geschrieben haben, hat keiner so unbefangen und richtig gesehen und geurteilt als er, der beide Nazionen hinlänglich kennen gelernt hatte. Nach seiner Schilderung kann man sich kaum etwas Entgegengesezteres denken, als die Liebe bei den Franzosen und den Teutschen. „Wie die Religion,“ sagt er, „bei den Teutschen mehr in der Sele, bei den Franzosen mehr in den Sinnen ihren Siz hat, wonach sie dort mehr eine mystische Anbetung, hier mehr ein

ins Auge faßte, und die Eigenschaften und Umstände, die dahin führen, genauer bezeichnete. Da boten sich ihm denn Leoparde, die Strenge, die unerbittliche Spröde, Schatulliöse mit der gerühmten Keuschheit und der gezierten Anmut, Blaffardine, die Blonde und Kalte, Kolifischette, die reizende Braune voll Launen und Uebermut, Dindonette die Runde und Platte, der weinerliche Blömurant, der platonische Karamell und sein Gegenbild Antiseladon, der windhafte Parasol und der handfeste Tulpan dar, in deren jedem der Dichter uns den Repräsentanten einer Abart der Liebe zeigt, und durch jeden eine neue Verirrung derselben in ihren Ursachen und Folgen anschaulich macht. Mehrere Nebenfiguren sind ganz offenbar zu keinem andern Zwecke da, und dienen, das große Gemälde vom Reiche der Liebe, als welches der Neue Amadis mir erscheint, zu vollenden. Nicht zum geringen Lobe desselben gereicht in dieser Hinsicht, daß der Dichter nur die reine Wahrheit gesagt habe, als er sagte:

Ihr seht, Schach Bambo's holde Kinder
Sind keine Kassandern, wie einst Herr Kalprenede geschnizt.
Sie sind die pure Natur, und ihre Ritter nicht minder.
Wir pfuschen nicht gern an den Werken der alma mater rerum,
Und lieben den Spruch: ridendo dicere verum.

Allein genug nun, um den Gesichtspunkt zu bestimmen, aus dem man diese Wielandischen Dichtungen betrachten muß, wenn man ein richtiges Urteil über sie fällen will. Zu lange dabei verweilt zu haben, kann ich schon deshalb mir nicht vorwerfen, weil ich je länger um so mehr mich überzeugte, daß eine Menge Vorwürfe, die unserm Dichter gemacht worden sind, ihren Grund nur in einem falschen Gesichtspunkt haben.

Unter diesen Vorwürfen ist keiner so oft wiederholt worden, als der, welcher mit dem Gegenstand unserer Untersuchung fast unzertrennlich zusammenhängt, daß Wieland nämlich ein Nachahmer der Franzosen gewesen, und als

solcher zu der Nacktheit gewisser Gemälde gekommen sey, welche der Tadel der Kunst- und Sittenrichter habe treffen müssen. Noch ganz neuerlich hat die Frau von Stael Wielanden als den Anführer einer französischen Schule in der teutschen Poesie bezeichnet; Andere hatten gar Crebillon den älteren Wieland, und Wieland den jüngeren Crebillon genant*). Eins

---

*) Klopstock tint le premier rang dans l'école anglaise, comme Wieland dans l'école française; mais Klopstock ouvrit une carrière nouvelle à ses successeurs, tandis que Wieland fut à la fois le premier et le dernier dans l'école française du dix-huitième siècle: le premier, parceque nul n'a pu dans ce genre s'égaler à lui; le dernier, parcequ' après lui les écrivains allemands suivirent une route tout-à-fait différente. Mad. de Stael, de l'Allemagne T. 1. p. 186. sq. ed. de Leipsic. In dem Tableau de l'Allemagne et de la Litterature allemande par un Anglois, à Berlin 1782, einer der Schriften, die gegen Friedrichs II. Verunglimpfungen der teutschen Literatur gerichtet

ist im Grunde so wenig wahr, als das Andere. Was unsern Wieland in all den genanten Werken beschäftigte, ging bei ihm von Persönlich-

---

sind, heißt es S. 67 fgg.: La conformité de la manière de Wieland avec celle de Crebillon a donné occasion à l'Auteur d'un très-joli roman, intitulé: Petite chronique du royaume de Tatojaba, de se donner le nom de Wieland l'ainé, c'est à dire de Crebillon. On attribue cet ouvrage à M. Zachariae — — Quoiqu' il en soit, l'auteur a très-bien marqué dans sa préface les ressemblances et les différences de la manière de Crebillon et de Wieland. Crebillon, dit-il, a excité le génie du Poète Allemand: de là vient que celui-ci a composé ses premiers ouvrages comiques tout-à-fait dans la manière de l'écrivain français. Mais depuis il l'a abandonnée en partie, parce qu'il a senti que Crebillon ne joint pas assez de philosophie au don de l'agrément, pour captiver les lecteurs, dont le but n'est pas uniquement de s'amuser et de rire. Il a donc fait des recherches philosophiques sur la volupté, le plaisir et le charme des sens, il a comparé

chen. Viele Jahre lang trug er sich mit dem idealen Traumgesicht einer Art von allegorischer Naturgeschichte der Sele, die er in einem Gedicht Psyche betitelt, wozu des Apulejus bekante schöne Milesische Fabel den Anklang in seiner Sele gegeben hatte, niederlegen wolte. Unstreitig würden wir in diesem Gedicht seine ganze Theorie von der Liebe erhalten haben: allein da er nie jene besondere feine Stimmung des Gemüts, und jene äußere Ruhe und Muße fand, die ihm zur Ausführung und wirklichen Darstellung des ihm vorschwebenden Ideals notwendig waren; so sind nur wenige Bruchstücke davon auf uns gekommen. (Sämtl. Schr. Bd. 9. S. 279.) Indeß ist uns darum jene Theorie doch nicht vorenthalten worden, denn der dichtende Philosoph war dieses Stoffes zu voll, als sich nicht desselben zu entäußern. Zunächst suchte er mistrauisch zu machen gegen die Platonische Liebe, die ihn ja selbst „zum Narren von seinem Herzen gemacht," und in dieser Absicht schrieb er die kleine poetische Erzäh-

lung Aspasia (Bd. 9. S. 107 — 126.), die aber eigentlich auch ein Bruckstück aus seiner Psyche ist. Unmöglich kann man über seine Absicht sich deutlicher erklären, als der Dichter hier getan hat.

Der Mondschein hat dies eigen, wie uns däucht,
Er scheinet uns die Welt der Geister aufzuschließen:
Man fühlt sich federleicht,
Und glaubt in Luft dahin zu fließen;
Der Schlummer der Natur hält rings um uns herum
Aus Ehrfurcht alle Wesen stumm;
Und aus den Formen, die im zweifelhaften Schatten
Gar sonderbar sich mischen, wandeln, gatten,
Schafft unvermerkt der Geist sich ein Elysium.
Die Werktagswelt verschwindt. Ein wollustreiches Sehnen
Schwellt sanft das Herz. Befreit von irdischer Begier
Erhebt die Sele sich zum wesentlichen Schönen,
Und hohe Ahnungen entwickeln sich in ihr.

Es sey nun was ihr wollt, — denn hier es zu entscheiden
Ist nicht der Ort — es sey ein süßer Selbstbetrug,
Es sey Realität, es sey vermischt aus beiden,

Was diesen Selenstand so reizend macht; genug
Ein Schwärmer, der in diesem Stande
Mit einer Schwärmerin, wenn alles dämmernd, still
Und einsam um ihn ist, platonisiren will,
Gleicht einem, der bei dunkler Nacht am Rande
Des steilsten Abgrunds schläft. Auch hier macht Ort
und Zeit
Und Er und Sie gar vielen Unterscheid.

Idris und Zenide würde, wenn wir alle zehn Gesänge, worauf es der Dichter angelegt, erhalten hätten, alle drei Arten von Liebe gegen einander in Kontrast gestellt, und die Irr- und Abwege der sinnlichen eben sowol als der Platonischen gezeigt haben, vielleicht — ohne daß es der Dichter anfangs selbst beabsichtet hatte. Wie keine festen Regeln, so hatte er sich auch keinen bestimten Plan für diesen ersten Versuch eines romantischen Epos gemacht. „Ich bin — schrieb er an Geßner — sehr fest entschlossen, die ersten fünf Gesänge des Idris in künftiger Frühlingsmesse zu publiciren, um zu sehen, was die Teutschen zu ei-

nem Ding sagen werden, welches sie Mühe haben werden in eine Klasse zu bringen. Das Ganze wird in 10 Gesänge eingeschlossen seyn. Sie können aus den drei ersten Gesängen sich zwar keine Idee von dem Plan machen, aber dies ist auch das Wenigste bei einem Gedicht von dieser Art; es komt da lediglich auf die Erfindung, die Situazionen und die Schönheiten der Ausführung an." Wie sehr aber auch der Dichter sich dem mutwilligen Geiste Capriccio hingab, so hatte doch selbst dieser Geist

— ille sciens animos et pectora versans
Spiritus, a capreis montanis nomen adeptus,

nicht Gewalt genug über ihn, aus jenem Ideenkreis ihn herauszubringen, in welchen Geist und Herz und Phantasie nun einmal ihn gebannet hatten. Daß Idris der Repräsentant der Platonischen Liebe sey, beurkundet jeder Zug der Darstellung, und Itifall braucht wol nur seinen — Namen zu sagen, um als

Repräsentant der sinnlichen Liebe sogleich erkant zu werden. Wer ihn aber an dem Namen nicht erkennen solte, wird es doch unfehlbar an der Art, womit er gleich bei seinem ersten Auftreten sich ankündigt, als er den mit Ideen bewafneten Helden gegen einen Angrif der heißesten Sinnlichkeit im Kampf erblickt, und ihn anredet:

Was eurer Herrlichkeit in ihren Adern fleußt,
Ist wol kein Blut? — Verzeiht, ich rede dreist;
Allein ihr haltet nicht, was eure gute Miene
Die Kennerinnen hoffen heißt.
Sich aus dem schönsten Arm mit Abscheu loszureißen,
Kann euer Plato selbst, fürwahr! nicht Tugend heißen.

Ein Abenteuer fliehn, dem sich die Blödigkeit
Von jedem unversuchten Knaben
Gewachsen fühlt, ist einem Mann von Gaben
Und Mut, wie ihr, Herr Ritter, seyd,
Nicht zu verzeihn; es müßte denn der Neid
Von einer Zauberin die Hand im Spiele haben.
Wenn dieses ist, bedaur' ich euch von Herzen;
Die Menschlichkeit verbeut in solchem Fall zu scherzen.

Zum Ueberfluß hat der Dichter jeden dieser beiden, den ersten Ges. 1. Stanze 68—82, den andern Stanze 83—85 seine, von freilich sehr verschiedenartigen Erfahrungen abgezogene, Theorie vortragen lassen. Idris entrüstet sich sehr begreiflich über die des rohen Waldmannes und seine — bequemen Nymphen, und sagt unter anderm in dieser Entrüstung:

So trozt, von feilen Buhlerinnen
In den Geheimnissen von Paphos eingeweiht,
Der Gecken blödes Volk euch, Schönen, ungescheut,
Höhnt euren schönsten Reiz, die keusche Sittsamkeit,
Und prahlt, weil Lais wich, euch alle zu gewinnen.
Unzärtlich, stumpf an innern Sinnen,
Ist ihre Lieb' ein bloßes Fibernspiel,
Uud ihre höchste Lust ein kizelndes Gefühl.

Der Kämpfer gegen die Platonische Liebe hat also doch keinesweges die Absicht, der sinnlichen Vorschub zu tun, und läßt uns keinen Zweifel, wohin er neige, indem er in Lila und Zerbin die Repräsentanten der Liebe des Herzens zwischen jene beiden in die Mitte

stellt. Man höre diesen Zerbin: (Ges. 3. Str. 17. 18.)

Wie, dacht' ich, müßt' ein Mädchen seyn,
Mir Aug' und Herz zugleich zu rühren?
Kann diesen Gnom die Häßlichkeit verführen?
Und ist ein Misgeschöpf ihm eine Venus? — Nein!
Ihn überwältigt blos ein Trieb, der allen Tieren
Gemein ist; jegliches nimt seines gleichen ein:
Der Pfau gefällt dem Pfau, die ungestalte Eule
Findt ihren Gatten schön, glaubt daß er lieblich heule.

Bin ich's allein, für den kein Wesen meiner Art,
Kein Gegenstand der unstillbaren Triebe,
Die ich in mir empfind', erschaffen ward?
In Luft und Flut seh' ich den Geist der Liebe,
Der alles, was sich fühlet, paart:
Vergaß mich die Natur, nur mich allein? wo bliebe
Ihr mütterlicher Sinn? Nein, nein! Mein Herz sagt Nein!
Es ahnet mir, mein Wunsch muß wirklich seyn.

Wer selbst einiges Ahnungsvermögen besitzt, der kann nicht zweifelhaft bleiben, wohin der Dichter damit gezielt, und welche Absicht er

mit Idris selbst gehabt habe, sobald er einem vom Dichter selbst gegebenen Winke nachgeht (Ges. 2. Str. 101. fgg.).

Welch ein geheimes Band verflicht
Das Schicksal dieses Paars mit meinen Abenteuern?
So, scheint es, frage stets sein staunendes Gesicht:
Bis, seiner Ungeduld zu steuern,
Zerbin den Becher füllt, und spricht:
Heil diesem Tag, — ihn soll mein Enkel feiern —
Der uns den Helden finden ließ,
Den das Orakel uns so bald nicht hoffen hieß!

Von Schmerzen, die vielleicht unheilbar sind, zerrissen,
(Versezt der Paladin) was könte mir die Pein,
Wozu die Sterne mich verdammen, sonst versüßen,
Als meiner Freunde Glück beförderlich zu seyn?
Mein fühlend Herz macht ihr Vergnügen mein
Allein was kann Zerbin in Lila's Armen missen?
Er, der geliebt sich sieht, und was er liebt genießt?
Was können Götter selbst für den, der glücklich ist?

Dem Glücke, das ihm lacht, den Unbestand verwehren,
Erwiedert ihm Zerbin.

Man sieht, Idris würde im Grunde dasselbe, nur auf andere Weise, ausgeführt haben, was der Dichter in seiner Psyche hatte ausführen wollen; Idris aber blieb, durch Schuld des Schicksals, ein Bruchstück wie Psyche. Jedoch auch jezo ließ der Dichter nicht ab, seinen Haupt-gedanken durchzuführen, und immer neue Ein-kleidungen boten sich seiner blühenden Einbil-dungskraft dazu dar. Musarion (erschien zuerst 1768 und im folgenden Jahre schon eine neue Auflage) kündigte der Dichter selbst beim ersten Erscheinen als eine Philosophie der Grazien an. „Nur unter den Händen der Grazien," sagt er, (Grazien Bd. 5. S. 102.) „verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wo-durch sie, nach dem moralischen Schönheits-maas der Weisen, aufhört Weisheit und Tugend zu seyn. Dies war es, was Musarion ihren Schüler lehren wolte; und sagen

Sie mir, Danae, wie war es möglich, sie nicht zu verstehen?" Wir haben gesehen, daß durch Musarions Mund die Liebe selbst diese Philosophie lehrte. Die Liebe des Herzens ist es, die hier ins reinste Licht gestelt werden soll, ohne von der stoischen Apathie und pythagoräisch-platonischen Verzuckungen weiter verdunkelt werden zu können. Darum ruft Musarion dem Phanias zu:

Die hohe Schwärmerei taugt meiner Sele nicht,
Mein Element ist heitre sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht.
Ich liebe dich mit diesem sanften Triebe,
Der, Zephyrn gleich, das Herz in leichte Wellen sezt,
Nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergözt.
Wie ich die Grazien, wie ich die Musen liebe,
So lieb' ich dich. Wenn dies dich glücklich machen kann,
So fängt dein Glück mit diesem Morgen an,
Und wird sich nur mit meinem Leben enden.

Man nehme dazu die folgende Stelle, um über des Dichters wahre Meinung jeden Zweifel gehoben zu finden.

Und ich, mein Herr, versezt sie, die so viel
Beweisen soll, bin ich, nach eurer Sittenlehre
Nicht auch befugt, daß ich Beweis begehre?
Und wie, wenn eure Glut ein bloßes Sinnenspiel,
Ein flüchtiger Geschmack, ein kleines Fieber wäre?
Wenn Phanias mich liebt, so räumt er, hoff' ich, ein,
Daß ich, eh ich mich selbst verschenke,
Auf meine Sicherheit vorher ein wenig denke.
Bei Leuten von so warmem Blut
Ist diese Vorsicht wol nicht allzuweit getrieben.
Verzeihe, wenn sie dir ein wenig Unrecht tut;
Allein du selber willst, daß wir im Ernst uns lieben?
Sonst tändelt' ich mit Amors Pfeilen nur:
Jezt, da er mich erhascht, ist's nicht mehr Zeit zum
Lachen;
Es ist darum zu tun, daß wir uns glücklich machen,
Und nur vereinigt kann dies Weisheit und Natur.

Hatte der Dichter aber in Musarion die Liebe gegen übertriebene Schwärmereien in Schuz genommen, so suchte er auch gegen den rohen Trieb und den nur tierischen Geschlechtsgenuß ihre edleren Rechte zu behaupten, und stelte sie in seinen Grazien (erschienen zuerst

1770) in Kontrast gegen die Sinnlichkeit. Durch dieses und jenes aber stelte er sie in die Mitte, worin nach Aristoteles jeglicher Tugend zwischen zwei Aeußersten, einem zu Viel und einem zu Wenig, sich befindet. Besonders an Dafnis und Fyllis hat der Dichter den Einfluß der Göttinnen der Anmut auf die Liebe gezeigt, die nun nicht mehr blose Geschlechtsneigung, sondern zugleich das höhere Vergnügen an der beselten menschlichen Anmut selbst war. „Noch niemals," sagt er (B. 4. S. 66.), „war eine Schäferin in Arkadien so reizend gewesen, und noch kein Schäfer hatte empfunden, was der Jüngling empfand, die feurigste Liebe von der zärtlichsten Ehrerbietung gefesselt. Unfähig, ihre liebenswürdige Schwachheit zu misbrauchen, schien er keine größere Wonne zu wünschen, noch zu kennen,

Als einen Blick, der ihm Gefühl gestand,
Und einen Kuß auf ihre schöne Hand.

Ich habe nicht nötig, Ihnen zu sagen, Danae, daß man so liebt, wenn die Grazien

mit Amorn die Herrschaft über unsre Herzen teilen.”

Um die Zeit, als Wieland mit all diesen Dichtungen beschäftigt war, erregte Tristram Shandy großes Aufsehen. Wieland fand dieses Werk in der Bibliothek des Grafen Stadion, und zu gleicher Zeit ein anderes humoristisches Gedicht unter dem Titel: the new Bath-Guide. Beide wirkten sehr lebhaft auf seine reizbare Phantasie, und der muntere Geist der Laune, der seit Idris von ihm gewichen schien, kehrte wieder. Da rief der Dichter aus:

Von irrenden Rittern und wandernden Schönen
Sing, komische Muse, in freier irrenden Tönen!
Den Helden sing, der lange die Welt Berg auf Berg ab
Durchzog, das Gegenbild von einer Schönen zu finden,
Die aus dem Reich der Ideen herab
Gestiegen war, sein junges Herz zu entzünden,
Und der, es desto gewisser zu finden,
Von einer zur andern sich unvermerkt allen ergab:
Bis endlich dem stillen Verdienst der wenig scheinbaren
Olinden

Das Wunder gelang, den Schwärmer in ihren Armen
zu binden.

Wiewol aber der Sänger des Neuen Amadis (zuerst erschienen 1771.) seiner Laune den Zügel noch ungleich mehr schießen ließ, als der Sänger des Idris, und gerade in diesem Werke dem Geiste Capriccio alle möglichen Bewegungen, Wendungen und Sprünge humoristisch keck gestattete; so liegt doch im Wesentlichen dieselbe Idee zum Grunde, die bisher immer sein Gemüt und seine Phantasie beschäftigt hatte. Ich wenigstens finde des Dichters Absicht unverkenbar: zu zeigen, wie in einem schönen, gebildeten Jüngling eine innige Neigung zu einem körperlich häßlichen, aber an Geist und Herz schönen Mädchen entsprossen könne. Dasselbe Thema führte er als Greis noch einmal aus in seinem kleinen Roman Krates und Hipparchia, wo nur die Rollen vertauscht sind, indem hier ein schönes, gebildetes Mädchen die innere Wohlgestalt eines Mannes liebt, den die Natur von außen nicht

eben als ihren Günstling angekündigt hatte. Wenn in der Platonischen Liebe Psyche nach Amor sucht, so sucht umgekehrt in diesen Fällen Amor nach Psyche, und beide Fälle sind in Wahrheit gar sehr verschieden. Man sieht, der Dichter, mit seiner Theorie ins Reine, geht hiemit in die Kasuistik der Liebe ein, legt sich aber gleich das bedenklichste aller Probleme vor, dessen Auflösung seine Theorie von der edleren Liebe, die durch Sele, Geist und Gemüt sich bindet, bestätigen oder widerlegen muß. Er findet Bestätigung, denn — sagt er Ges. 18. Strophe 1. 2. —

So wahr es ist, daß Tugend, Verstand und andere Gaben
Des Geistes und Herzens, in einer schönen Gestalt
Mehr Reiz und raschere Allgewalt
Auf alle Herzen, sogar der rohesten Wilden, haben,
Als ohne äußern Schmuck blos durch den innern Gehalt:
So können wir doch getrost uns auf die Erfahrung beziehen,
Daß, wenn ein häßliches Mädchen es einmal so weit gebracht

Und sich durch geistige Schönheit, geheime Sympathien
Durch Wiz und reizenden Umgang und unverwandtes
Bemühen
Gefällig zu seyn, zur Dame von einem Herzen gemacht;
Daß dann die Leidenschaft, worin wir für sie
glühen,
Das Stärkste ist, was man sich denken kann,
In diesem Falle befand sich der biedre Rittersmann,
Prinz Amadis. Er fühlte, im ganzen Ernst, für Olinden,
Was seine Hoheit noch nie für ein weibliches Wesen
gefühlt,
Was schöne Selen nur für schöne Selen empfinden,
Und was sie um so mehr für wahre Liebe hielt,
Da sie zu fromm, und vielleicht (aus ihr bekanten
Gründen)
Zu klug war, die niedrige Kunst Begierden zü entzüden
Zu Hilfe zu nehmen, die Naso den häßlichen Schönen
empfielt.

Daß der Dichter mit solchem Glaubensbekentniß den schönen Schönen, die sonst nichts sind als dies, ein abscheulicher Kezer dünken müsse, war ihm so wenig verborgen, daß er es im Folgenden Bambo's übrigen Töchtern sogar

indirekt in den Mund legte. So gewiß aber ist er seiner Sache, daß ihm gar nicht einfällt, sich zu verteidigen. Indeß denkt er den Kezereien in der Liebe doch überhaupt nach, und findet auch deren Quelle da, wo die Quelle so vieler Kezereien zu finden ist, in der Verschiedenheit der menschlichen Naturelle und Temperamente, nach denen die Neigungen und Gefühle arten, deren Verhältniß zu den Verstandeskräften unsere sämtlichen Ansichten, Gesinnungs- und Handlungsweise mehr zu bestimmen pflegt, als die Meisten selbst wissen, oder sich eingestehen mögen. Nahm nun unser Dichter die Liebe des Herzens als die Mitte der Wahrheit an, so mußten die nicht auf diesen Ton gestimten Gemüter entweder nach der Seite der Platonischen oder der sinnlichen Liebe hin abweichen. Konte aber dem sorgfältigen Beobachter entgehen, daß nicht alle auf dem geraden Wege nach dem Ziele gingen, welches ihrer Natur gemäß war? daß aus Affektazion manche scheinen wolten, mit aller Anstrengung

nach einem idealen Ziele zu streben, da sie doch unaufhörlich das heimlich ersehnte reale im Sinne hatten, während andere jenes nur für einen Umweg zu diesem hielten, und wieder andere bald dahin bald dorthin sich wendeten, je nachdem Zufall und Laune ihr quecksilbernes Wesen trieb? Aber auch die wirklich, von ihrer Natur getrieben, nach einem der beiden entgegengesezten Ziele zueilten, taten es nicht auf einem und demselben Wege, noch ganz aus den gleichen Beweggründen. Heißes oder kaltes Blut, mehr oder minder Erregbarkeit, Uebergewicht der Phantasie oder Sinlichkeit begründen auch hier wieder mancherlei Unterschiede, so daß bald nur befriedigte Eitelkeit, bald nur befriedigte Sinlichkeit, bald nur Spiel und Scherz, hier offenbarer, dort verdeckter, als Ziel des Sterbens erscheinen. Der Dichter, der alle diese Entdeckungen gemacht hatte, glaubte mit Recht für seinen Hauptzweck nichts Besseres tun zu können, als wenn er jene Ziele, die er nicht würdigte, Ziel zu seyn, ebenfalls

ins Auge faßte, und die Eigenschaften und Umstände, die dahin führen, genauer bezeichnete. Da boten sich ihm denn Leoparde, die Strenge, die unerbittliche Spröde, Schatulliöse mit der gerühmten Keuschheit und der gezierten Anmut, Blaffardine, die Blonde und Kalte, Kolifischette, die reizende Braune voll Launen und Uebermut, Dindonette die Runde und Platte, der weinerliche Blömurant, der platonische Karamell und sein Gegenbild Antiseladon, der windhafte Parasol und der handfeste Tulpan dar, in deren jedem der Dichter uns den Repräsentanten einer Abart der Liebe zeigt, und durch jeden eine neue Verirrung derselben in ihren Ursachen und Folgen anschaulich macht. Mehrere Nebenfiguren sind ganz offenbar zu keinem andern Zwecke da, und dienen, das große Gemälde vom Reiche der Liebe, als welches der Neue Amadis mir erscheint, zu vollenden. Nicht zum geringen Lobe desselben gereicht in dieser Hinsicht, daß der Dichter nur die reine Wahrheit gesagt habe, als er sagte:

Ihr seht, Schach Bambo's holde Kinder
Sind keine Kassandern, wie einst Herr Kalprenede geschnizt.
Sie sind die pure Natur, und ihre Ritter nicht minder.
Wir pfuschen nicht gern an den Werken der alma mater rerum,
Und lieben den Spruch: ridendo dicere verum.

Allein genug nun, um den Gesichtspunkt zu bestimmen, aus dem man diese Wielandischen Dichtungen betrachten muß, wenn man ein richtiges Urteil über sie fällen will. Zu lange dabei verweilt zu haben, kann ich schon deshalb mir nicht vorwerfen, weil ich je länger um so mehr mich überzeugte, daß eine Menge Vorwürfe, die unserm Dichter gemacht worden sind, ihren Grund nur in einem falschen Gesichtspunkt haben.

Unter diesen Vorwürfen ist keiner so oft wiederholt worden, als der, welcher mit dem Gegenstand unserer Untersuchung fast unzertrennlich zusammenhängt, daß Wieland nämlich ein Nachahmer der Franzosen gewesen, und als

solcher zu der Nacktheit gewisser Gemälde gekommen sey, welche der Tadel der Kunst= und Sittenrichter habe treffen müssen. Noch ganz neuerlich hat die Frau von Stael Wielanden als den Anführer einer französischen Schule in der teutschen Poesie bezeichnet; Andere hatten gar Crebillon den älteren Wieland, und Wieland den jüngeren Crebillon genant*). Eins

*) Klopstock tint le premier rang dans l'école anglaise, comme Wieland dans l'école française; mais Klopstock ouvrit une carrière nouvelle à ses successeurs, tandis que Wieland fut à la fois le premier et le dernier dans l'école française du dix-huitième siècle: le premier, parceque nul n'a pu dans ce genre s'égaler à lui; le dernier, parcequ' après lui les écrivains allemands suivirent une route tout-à-fait différente. Mad. de Stael, de l'Allemagne T. 1. p. 186. sq. ed. de Leipsic. In dem Tableau de l'Allemagne et de la Litterature allemande par un Anglois, à Berlin 1782, einer der Schriften, die gegen Friedrichs II. Verunglimpfungen der teutschen Literatur gerichtet

ist im Grunde so wenig wahr, als das Andere. Was unsern Wieland in all den genanten Werken beschäftigte, ging bei ihm von Persönlich-

---

sind, heißt es S. 67 fgg.: La conformité de la manière de Wieland avec celle de Crebillon a donné occasion à l'Auteur d'un très-joli roman, intitulé: Petite chronique du royaume de Tatojaba, de se donner le nom de Wieland l'ainé, c'est à dire de Crebillon. On attribue cet ouvrage à M. Zachariae — — Quoiqu' il en soit, l'auteur a très-bien marqué dans sa préface les ressemblances et les différences de la manière de Crebillon et de Wieland. Crebillon, dit-il, a excité le génie du Poète Allemand: de là vient que celui-ci a composé ses premiers ouvrages comiques tout-à-fait dans la manière de l'écrivain français. Mais depuis il l'a abandonnée en partie, parce qu'il a senti que Crebillon ne joint pas assez de philosophie au don de l'agrément, pour captiver les lecteurs, dont le but n'est pas uniquement de s'amuser et de rire. Il a donc fait des recherches philosophiques sur la volupté, le plaisir et le charme des sens, il a comparé

keit aus, welche gerade in diesem Punkte so wenig Französisches hatte, daß die Franzosen ihn nie für den ihrigen anerkant haben. Mit großer Feinheit hat die Frau von Stael den Unterschied herausgefühlt, wenn sie sagt: „Man hat Wieland den Vorwurf gemacht, die Liebe mit zu wenig Ernst behandelt zu haben, und wol müssen die Teutschen so über ihn urteilen, welche die Frauen noch ein wenig nach Sitte ihrer Urahnen verehren. Welche Abschweifungen der Phantasie aber sich Wieland auch erlaubt haben möge, so kann man in ihm doch das wahre Gefühl (sensibilité veritable) nicht verkennen; oft hat er die gute oder schlimme Absicht, seinen Scherz mit der Liebe zu treiben, allein eine ernste Natur hindert ihn, sich keck dem Scherz zu überlassen. So gleicht er

---

la théorie et l'experience, et par là il s'est fait une manière à lui. Le premier fruit de cette nouvelle manière est l'excellent roman d'Agathon.

dem Propheten, welcher segnet statt zu fluchen; er hört mit Zärtlichkeit auf, wenn er mit Ironie anfing." Kurz also, Wieland hatte zu viel teutsches Gemüt, als die Liebe nach der Franzosen Art blos wie Scherz, geselliges Spiel und ergözliche Sinnenlust zu behandeln, und beinahe möcht' ich sagen, daß weder Klopstocks Semida und Cidli, nach Schillers Max und Thekla so viel als Wielands Darstellungen der Liebe für Herrn Villers beweisen dürften. Unter allen Franzosen, die über den Charakter-Unterschied der Teutschen und Franzosen geschrieben haben, hat keiner so unbefangen und richtig gesehen und geurteilt als er, der beide Nazionen hinlänglich kennen gelernt hatte. Nach seiner Schilderung kann man sich kaum etwas Entgegengesezteres denken, als die Liebe bei den Franzosen und den Teutschen. „Wie die Religion," sagt er, „bei den Teutschen mehr in der Sele, bei den Franzosen mehr in den Sinnen ihren Siz hat, wonach sie dort mehr eine mystische Anbetung, hier mehr ein

sinlicher Kultus ist, so ist auch die Liebe, die ebenfalls eine Religion ist, geistiger und mystischer in Teutschland. In der Poesie beider Nazionen hat sich diese zweifache Tendenz auf die augenscheinlichste Weise offenbart. Bei den französischen Dichtern ist die Liebe am gewöhnlichsten verstolen und sinlich; selbst wo sie sich in ihrer Reinheit zeigt, erhebt sie sich nie zu einer gewissen ganz ätherischen und himlischen Höhe. Bei Teutschlands Dichtern sinkt sie fast nie bis in die Sinnen herab; sie ist ernster, sittlicher, und beinahe behandelt man sie wie zwischen Engeln, wenn diese verschiedenen Geschlechtes wären*)." Was könte nun mehr

*) Außer in einer Einleitung zu dem Werke der Frau von Stael über Teutschland (vor der Leipziger Ausgabe) hat Herr Villers diesen Gegenstand behandelt in einem eignen Aufsaz sur la manière de traiter l'amour chez les poètes des deux nations in Reinhards Polyanthea v. J. 1807. Man sehe zugleich die Vorrede zu dem von Herrn Constant französisch bearbeiteten Wallenstein.

für die Wahrheit dieses Ausspruchs beweisen, als wenn selbst derjenige von unsern Dichtern, den wir am meisten im Verdacht hatten, französisch zu seyn, so unwandelbar teutscher Gesinnung blieb, daß nicht nur keine Danae ihn seines heiligen Delphi und der reinen Psyche vergessen machen konte, sondern auch alle seine Darstellungen der sinlichen Liebe (einige der früheren lüsternen ausgenommen) immer entweder als Versuchung erscheinen, oder lediglich um des Kontrastes willen da sind, und daß dann überall Ernst und Sittlichkeit im Hintergrunde lauern? Zu gefühlvoll, um in einer holen Galanterie, zu vernünftig, um in einem blos leidenschaftlichen Rausche, zu sittlich, um in Wollust die Liebe zu finden, wie hätte Wieland sie auf blos französische Art darstellen, oder gar Crebillon sich zum Muster nehmen können! Daß er es verstand, wie die Franzosen zuweilen von delikaten Gegenständen auf eine Art zu sprechen, als könte Niemand an ihnen Anstoß und Aergerniß

nehmen, macht ihn noch nicht zum Franzosen, und beweist noch keineswegs, daß er der französischen Darstellungsart, selbst wo er sie wirklich nachahmte, vorzüglichen Beifall gegeben habe. Stets blieb ihm jene, den Teutschen auszeichnende, Ehrerbietigkeit vor dem schönen Geschlechte, daß er wahrscheinlich so sentimental geblieben seyn würde, als die schmachtenden Liebhaber gewöhnlich sind, wenn nicht die Ehe seine heitere Laune befördert hätte. Da ihn aber auch in dieser, troz aller Entfernung vom Platonismus, seine teutsche Ehrerbietung nicht verließ, so erhielt seine Phantasie Zeit, ein wenig lüstern zu werden. Indeß ist sie auch dieses mit einiger Furchtsamkeit, und nie ist Wieland wieder so weit gegangen, als in seiner, doch nur nachgebildeten und in der Nachbildung züchtiger gewordenen, Nadine. Nur im ersten Taumel also ließ der Dichter dieser Phantasie den Zügel schießen, bei weitem aber nicht

wie ein Ovid *). Von einem Renegaten hätte man weit mehr Uebertreibung erwarten dürfen, allein der Anti-Ovid sumte ihm auch jezt so sehr vor den Ohren, daß er ihn nicht überhören konte; und nicht lange, so regte sich dadurch der philosophische Geist des Dichters wieder, und wendete ihn vom mutwilligen Spiel zu sinnigem Ernste. Selbst der tiefste Ernst aber wehrte ihm nicht, die schönste wie die gefährlichste Neigung des Herzens zum Mittel-

*) Als mir bei Gelegenheit dieses Werks darum zu tun war, die verschiedenen Ausgaben der Wielandischen Werke mit einander zu vergleichen, erfuhr ich von einem alten Buchhändler in Leipzig, daß die erste Ausgabe der Komischen Erzählungen weit theurer bezalt werde, als die folgenden, aber freilich nicht eben von Liebhabern der — Poesie. Ich habe diese erste Ausgabe nicht erhalten können, bin aber überzeugt, daß sie mein Urteil nicht geändert haben würde, gesezt auch, daß hin und wieder das Kolorit Ovidischer wäre. Auf Anderem beruht der Unterschied gewiß nicht.

punkte fast aller seiner Darstellungen zu machen, indem er von da Stralen ausgehen sah, die sich über das ganze Gebiet der Sittlichkeit und des geselligen Lebens erstrecken. Das persönlich Interessante erhielt dadurch eine welthistorische Wichtigkeit, und was anfangs nur der Phantasie zum Spiel gedient, wurde auch dem philosophischen Betrachter ein Gegenstand hoher Merkwürdigkeit.

Alles dieses zusammen machte ihn zu einem Erotiker in einem Sinne, wie es vielleicht nie ein anderer Schriftsteller vor ihm gewesen war, denn der Philosoph, Natur- und Geschichtforscher der Liebe wurde er, und dieser Philosoph, Natur- und Geschichtforscher bestimten den Charakter seiner poetischen Darstellungen. Zur Würdigung derselben dürfte daher nötig seyn, das wenigstens mit schnellem Blicke zu überschauen, was der Dichter auf diesem Wege beobachtend fand.

Der Punkt seines Ausgangs war Griechenland, wo er das Sinliche in der Liebe als vor-

herschenden Charakter fand: und in der Tat kann man alle Arten und Abarten der sinlichen Liebe hier studiren von jener naiven Sympathie der Geschlechter an bis zur tobenden Ausschweifung auf der einen, und der feinsten, die Lüsternheit erhöhenden und veredelnden, Koketterie auf der andern Seite. Daß in dem ehelichen Zusammenleben und dem verborgenen Kreise der Häuslichkeit nicht anch edlere und reinere Verhältnisse sich solten hervorgetan haben, bezweifelte wol niemand weniger als Wieland, dessen Schuld es gewiß nicht war, wenn er nicht mehrere Scenen aus diesem Kreise darstelte. Die eigentümliche Lage der Griechinnen aber machte auch ihm notwendig, sich in eine Gesellschaft zu begeben, worin man die Kunst zu reizen, zu gefallen und das Vergnügen des Umgangs und Genusses zu erhöhen, eben als — Kunst trieb, kurz in die Gesellschaft der Hetären, mit denen allein hier eine Liebesintrigue anzuknüpfen war. Nicht wegen Mangels an Bildung der griechischen Frauen und Mädchen,

wie man gewöhnlich behauptet, sondern weil, wie Wieland glaubte, die Mannspersonen, denen fast aller gesellschaftliche Umgang mit dem ehrbaren Teile des schönen Geschlechts versagt war, für diese Entbehrung einer der größten Annehmlichkeiten des Lebens, die einem geselligen und polirten Volk in die Länge unerträglich fallen mußte, einigermaßen entschädigt seyn wolten, geschah dies: indeß aus welchem Grund auch, es knüpften sich wirklich nur solche Intriguen, und Wieland mußte Bekantschaft mit den Priesterinnen der Venus machen, zu denen ja auch Sokrates als Schüler und Lehrer gegangen war. Er sah hier eine Phryne und Lais, ausgezeichnet an Schönheit, eine Leontium, ausgezeichnet an Geist, eine Thargelia und Aspasia, die seltensten Vorzüge aller Arten in sich vereinigend, und war's ein Wunder, wenn die Interessanten ihn interessirten? wenn er gegen die schönen, reizenden, geistreichen Sünderinnen nicht unduldsamer seyn wolte, als ein Perikles und Sokrates? wenn er aufhörte,

sie für Sünderinnen zu halten, je mehr er sie mit den Augen eines Griechen ansah? Der Grieche aber hatte den sinlichen Reiz als Aphrodite unter die Götter gestellt, und erkante die Werke der Aphrodite als ein Glück, und scheute sich nicht, es zu gestehen.

Wie anders ward es, als vom Golgatha aus der Olymp erschüttert wurde, und an die Stelle der Göttin des sinlichen Reizes die mütterliche Jungfrau trat, das Urbild der Holdseligkeit, einer Eigenschaft, die an keiner Göttin Griechenlands sich findet. Die Ansicht des Lebens verändert sich, die ganze sittliche Welt erhielt eine andre Gestalt, und die Meinung, die man von der Liebe faßte, trug dazu nicht wenig bei. Die Gaben der goldenen Aphrodite schienen Versuchungen eines verführerischen Dämons, die Werke der Aphrodite sündhaft als Werke des Fleisches, und Enthaltsamkeit von ihnen galt als um so höhere Tugend, je höher man die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau und das ehelose Leben des Gott-Soh-

nes anschlug. Hieraus entstand, was entstehen konte. Wiewol das Christentum die Verhältnisse der Geschlechter zu einander edler bestimt, die Frauen von unwürdiger Sklaverei und Erniedrigung erlöst, die Sinlichkeit durch Sittlichkeit geläutert, größere Reinheit und Züchtigkeit befördert, und mithin alles vorbereitet hatte, was Liebe und Ehe verschönern kann; so ward es doch auch, obschon auf die unschuldigste Weise, Mitursache aller der Verirrungen, die sich da zeigen müssen, wo Liebe zum Geschöpf ein Raub an der Liebe zum Schöpfer heißt. Nicht heilig bleiben die Geseze der Natur, die doch auch die Geseze ihres Urhebers sind, und alle häuslichen Tugenden waren in Gefahr gesezt von einer eingebildeten Vollkommenheit, hauptsächlich als von Aegypten aus die Christliche Religion bis zur Unkenbarkeit verunstaltet wurde, und Pythagoras und Platon, vielleicht eben so misgekant und misverstanden als Christus, sich hergeben mußten, das Einfachste und Natürlichste in das

Spizfindigste und Unnatürlichste zu verdrehen. Seit im dritten Jahrhundert ein Gewebe von Juden-Christen und Christen-Heiden, gesponnen aus unverstandenen Ideen von Pythagoras, Platon und Christus, für Christliche Religion und höhere Moral des Christentums galt, nach welcher der Leib ein Feind der Sele, das Irdische ein Hinderniß fürs Ewige war, da entstand das ganze unselige Heer der Anachoreten, Eremiten, Cenobiten und Mönche und Nonnen mit ihren Ertödtungen, Reinigungen und Qualen. Aber die Anfechtungen des Teufels verließen sie nicht, denn auch in die Zelle des Mönchs und die Hôle des Einsiedlers ging der Naturtrieb mit und zeigte sich, je mehr unterdrückt, um so mehr als Versuchung zur Wollust. Die Folgen davon geben abwechselnd bald ein sehr lächerliches, bald ein sehr ärgerliches, bald ein abscheuliches, schauderhaftes Schauspiel, wie immer, wo die gemishandelte Natur sich rächt.

Was durch die verunstaltete Religion verdorben zu werden in Gefahr stand, das wußte die Vorsehung zu retten durch den Charakter einer Nazion, die bald ihre Stämme über alle Teile von Europa verbreiten solte, der germanischen nämlich. Schon das Bild der teutschen Ehe, wie es Tacitus, groß und schön in jedem Zug, entworfen hat, verbürgt, daß der Germane kein Wilder war, der nur durch physisches Bedürfniß zum Weibe gefürt wird, denn er zeigt Wärme des Gefühls und Phantasie in seiner Liebe. Mehr noch aber verbürgt es des Tacitus ausdrückliches Zeugniß, daß nach dem Glauben der Germanen dem weiblichen Geschlecht etwas Heiliges und Prophetisches inwohne, weshalb sie weder dessen Rat verachteten, noch seine Antworten geringschäzten. In dem, was Tacitus von der Keuschheit der Teutschen und von ihren späten Ehen berichtet, welche beide durch Klima und Lebensweise begünstigt wurden, ist unstreitig der Grund dieser Erscheinung zu suchen. Alle

Schwärmer in der Liebe waren Enthaltsame, und merkwürdig ist es daher, daß die erotische Poesie der Ritterzeiten voll ist von Klagen über grausame Schönen. Die Grausamkeit der Schönen erzeugte ein Schmachten bei den Starken, und immer zärtlicher ergossen sich ihre Liebesseufzer. Diese sentimentale Liebe, die man allerdings eine veredelte nennen muß, da sie moralische Beziehungen hat, sind manche um so eher geneigt gewesen, eine Folge der Christlichen Religion zu nennen, weil sich nachweisen läßt, daß gewisse Empfindungen der Liebe mit Gefühlen der Religion zusammenhängen, und daß Schwärmerei hier meist auch Schwärmerei dort erzeugt. Wo aber das Christentum auch hinkam, so hat es allein nie die völlig einzige Erscheinung hervorgebracht, daß das Weib eine Art von Vergötterung erhalten hätte, wol aber hat sie sich überall gezeigt, wohin Teutsche, auch vor der Zeit des verbreiteten Christentums, ihre Schwärmerei in der Liebe, ihr würdiges Verhältniß in der Ehe,

ihre Verehrung der Weiblichkeit brachten. Der Germanismus, wenn ich so sagen darf, war demnach ohne Zweifel der Grund zu dieser Erscheinung; die Religion kam nur hinzu, sie noch auffallender zu machen. Die teutsche Verehrung des Weibes wurde durch sie religiöse Ehrerbietung; Liebe und Religion schmolzen nun zusammen, und es entstand jene Religiosität der Liebe, die sich auf eine außerordentliche Weise zu den Zeiten des Rittertums ausbildete, so daß der Ritter am Altare schwur, Gottes und der Frauen Sache zugleich zu verfechten. So weit die romantische Poesie ihren Zug über Europa nahm, zeigt sich diese religiös-poetische Liebe, zu welcher germanische Stämme, da sie erobernd über die Grenzen des Vaterlandes hinausdrangen, den Keim nach Italien, Frankreich, Spanien und England trugen, so wie denn auch eine andere Eigenschaft des Romantischen, Gefühl für Ehre im Heroismus, von ihnen herzuleiten ist. Das Christentum predigt Sanftmut, Duldung, De-

mut. Das war aber keine Sache für den stolzen, kühnen Germanen, der sich halb Europa unterworfen hatte. Er fand sich mit dem Christentum ab, so gut es gehen wolte, war ein Christ gegen Gott, aber noch immer der alte Heide in der Welt, der gern mit dem Schwerte drein schlug. Ueberhaupt aber scheint es, als habe das Christentum, oder was man dafür ausgab, nicht gerade das gewirkt, was Einige, die jene Zeiten so gern, ich weiß nicht ob in religiöser oder poetischer Verklärung erblicken, der Welt bereden möchten. Wieland, der als Natur- und Geschichtforscher der Liebe mit unbefangenen Augen sehen mußte, fand, daß Thomas wol Recht haben dürfte, wenn er sagt: „Der Christianismus, nicht mehr in der Zeit des feurigsten Eifers, ähnlich einer halberschlafften Feder, war stark genug gegen kühlere Leidenschaften, allein nicht kräftig genug, die heftigen zu unterdrücken. Gewissensbisse entstanden durch ihn, er kam aber den Verbrechen nicht zuvor. Man trat Pilgerschaften an und raubte;

man mordete und tat dann Buße. Räuberei und Ausschweifungen gesellten sich zum Aberglauben*)." Durch ungünstige Umstände der Zeit war auch die keusche germanische Sitte entartet, und wenn nun der redliche Forscher entdeckte, daß nie mehr edle Frauen und Jungfrauen mishandelt wurden, als eben zu der Zeit, wo das Rittertum im höchsten Flor stand, war's ein Wunder, daß er von allem Pompe der Liebeshöfe, von allem Gepränge der Turniere sich nicht berücken ließ, das ganze Spiel mit erhabenen Empfindungen, großen Leidenschaften und reiner Liebe für kein falsches Spiel zu halten? wenn der Glaube sich in ihm festsezte, daß man hier einer Schönheit nur diene, um ihrer einst zu genießen, und eine Tugend nur preise, um sie desto sicherer zn verderben? wenn er sich überzeugte, das Schmeichelei über alle Grenzen der Wahrheit hinausgetrieben nicht

*) Sur le caractère, les moeurs et l'esprit des femmes. p. 50. fg.

die innig empfundene Sprache der wahren Liebe und Hochachtung sey? Zwar fanden sich von Zeit zu Zeit auch einige wahre Helden der Tugend und reinen Liebe; allein sie machten doch nur die Ausnahme, und erschienen unter ihren Zeitgenossen wie einzelne Sterne an einem trüben Himmel. Zu diesen Ausnahmen gehörten auch zwei Dichter, deren Gesänge man als die höchste Blüte jener germanisch-christianisirten Liebe betrachten muß, Dante und Petrarca, sie, durch welche der Platonismus zuerst Einfluß in die Ansichten der Liebe gewann. Keiner hat so wie Petrarca das Sinliche vergeistigt, das Irdische zum Himlischen emporgehoben, und beides fast bis zum Untrenbaren mit einander gemischt. Wie aber, wenn auch hier ein ziemlicher Grad von Selbsttäuschung mituntergelaufen wäre? Wer die Geschichte von Petrarca's Leben und Dichtungen kent, kann darüber eben so wenig zweifelhaft seyn, als der, welcher die Geschichte von Petrarca's Zeit kent, darüber, ob dieser Zustand, diese Empfindungs-

weise, diese ganze Ansicht dem Dichter mit seiner Zeit gemein oder ihm eigentümlich waren. Petrarca malt uns nur seine Sele, Boccaccio malt uns seine Welt, und wie anders sieht es in dieser aus, als in jener! Aus Petrarca selbst wissen wir, daß zu seiner Zeit allein zu Avignon eilf Kupler lebten, die unter den Augen des Papstes ihr Gewerb öffentlich und ungestört trieben, und bald genug war in Italien die Zeit der griechischen Hetären erneuert. In der Tat bildeten sich hier die Bulerinnen nach jenen, und „wurden wieder die Muster und Lehrerinnen der Hofdamen zuerst in Italien, und dann auch in den benachbarten Ländern, sowol in der Kunst sich zu puzen, als in den eigentlichen bulerischen Künsten, durch welche die Reize der sinlichen Liebe erweckt, erhöht und verlängert werden *)."

Die germanisch-christliche Religiosität der Liebe hatte schon längst einer bloßen Galanterie

*) Meiners Gesch. d. weibl. Geschl. 2. 13. ff.

Plaz gemacht, die man vielleicht am besten mit dem Namen der Chevalerie bezeichnen kann, weil sie eine Frucht französischer Sitten und des mehr und mehr umgreifenden französischen Einflusses war. So wie die Könige Frankreichs das Uebergewicht über die Vasallen ihrer Krone sich errungen hatten, der Adel beiderlei Geschlechts am Hofe zusammenfloß, Hoffeste an die Stelle der Turniere traten und die Rittersitten in Hofsitten sich verwandelten, da bildete die ehemalige Galanterie der Chevalerie sich in eigentliche Courtoisie aus; man machte dem Gegenstande seiner Neigung den Hof. Besonders seit Ludwig XII. und Franz I. wurde der französische Hof ein Muster der Nachahmung für alle übrigen Europäischen Höfe und Paris in Galanterie und Mode Tonangebend; fast überall herschte nun in der sogenanten großen Welt französische Liebe, die in all ihren Abwandlungen an jene Kunst erinnert, deren Lehrer Ovid war. Statt der germanischen Achtung für Frauenwürde nahm man

den Grundsaz, welchen Franz I. zu Chambord in eine Fensterscheibe schrieb: Toute femme varie, in die Gesinnung auf. Mit dem verlornen Glauben an weibliche Tugend und Treue mußte man notwendig an Schamhaftigkeit und Züchtigkeit einbüßen: wie viel aber man davon einbüßte, davon vermag sich keine Vorstellung zu machen, wer die Beweise dazu nicht in den Geschichtbüchern jener Zeit, besonders bei Brantome, selbst gelesen hat. Sogar den Schein der Züchtigkeit, den äußern Anstand, suchte man häufig so wenig zu retten, daß sich schwerlich unter uns jemand finden dürfte, der in gesitteter Geselschaft nacherzählen möchte, was man am französischen Hof (und andre blieben nicht zurück) öffentlich zu tun sich nicht gescheuet hatte. Wo indeß auch der Anstand gerettet wurde, da stelte sich doch das schöne sittliche Verhältniß der Geschlechter zu einander nicht wieder her; eine schlaue Geschicklichkeit, Unschuld und Treue zu verführen, oder sie mit Anstand verführen zu lassen, hieß Liebe. In

die flüchtigste Neigung webte sich so der Geist der Intrigue, und sie spann sich zu einem größeren oder kleineren Roman aus, worin Pomp der Rede und fast kriechende Demut im Betragen den Mangel wahrer Ehrerbietigkeit kaum nothdürftig verbirgt, indem doch alles nur darauf berechnet ist, den günstigen d. h. den schwachen Augenblick desto sicherer zu erlauern. „Worin bestand — so fragt Meiners (a. a. O. 318. fg.) — die so sehr gepriesene Galanterie unter Heinrich IV? Etwa in einem ernstlichen und gleichförmigen Bestreben, schönen, geistreichen und tugendhaften Frauen und Jungfrauen unverdächtige Beweise der Liebe, der Achtung und Ehrfurcht zu geben, und nicht nur ihren guten Namen zu schonen und zu vertheidigen, sondern auch aus allen Kräften für ihr wahres Bestes zu sorgen? Mit nichten! Die Galanterie zu den Zeiten Heinrichs IV. bestand vielmehr in der Kunst, die Unschuld von Jungfrauen und die Tugend von Frauen zu verführen, den Geist und das Herz

von beiden zu verderben, und denen, welchen man Unschuld und Tugend geraubt hatte, auch noch die Ehre und den guten Namen zu rauben. Diese Verführungskunst verlor dadurch nur wenig von ihrer innern Gehässigkeit, daß die Verführer sich prächtig kleideten und sorgfältig puzten, daß sie die Damen, welche sie verführt hatten oder verführen wolten, durch Schmeicheleien oder lustige Erzählungen unterhielten, daß sie auf jede Gelegenheit lauerten, den Damen kleine Dienste zu erweisen, welche ihnen ihre Kammerdiener oder Kammermädchen hätten erzeigen sollen, daß sie zu ihrem Vergnügen auf Unkosten anderer Menschen glänzende Feste anstelten, daß sie den Weibern allein ihre Kräfte und ihre Zeit schenkten, welche sie im Dienste des Vaterlandes nüzlich hätten anwenden sollen." Unter Ludwig XIII. änderte sich zwar der Ton, aber nicht das Wesen. Frauen mußten allerdings zuerst fühlen, teils daß alle diese Galanterie, die mehr Tournure des Geistes als Gefühl war, dem Herzen nichts ge-

währe, teils daß sie an wahrer Hochachtung doch gerade so viel verlören, als sie durch schlaue Benuzung männlicher Sinlichkeit an Einfluß gewannen, und neigten daher um so mehr zu jener Spanischen Galanterie hin, die des guten Altertümlichen mehr beibehalten hatte, und jezt auch von Anna von Oesterreich ins Andenken zurückgerufen wurde. Die Marquise de Sablé bereitete vor, was im Hotel de Rambouillet zur Vollendung gedieh, den Ton der feierlichen und ehrerbietigen Liebe, wie er sich in den Romanen der hier gebildeten Fräulein Scuderi, nach Menage's Ausspruch der Erfinderin de l'amour de tendresse, ausgesprochen hat. Zuverlässig trug zur weiteren Verbreitung dieses Tons nicht wenig bei, daß die Marquise von Rambouillet die vorzüglichsten Schriftsteller jener Zeit, Balzac, Voiture, Chapelain, Menage, Sarrazin, um sich versammelt hatte, in deren Schriften er mehr oder minder atmet, jedoch am meisten in denen der Scuderi, die denn auch den größten Einfluß ge-

wann. Indeß war diese ganze Manier zu geschraubt, zu künstlich fein (wie denn der ganze gesellige Ton im Hotel Rambouillet der Natur und Leichtigkeit ermangelte), als auf die Dauer sich behaupten zu können. Wol die Meisten kamen in den Fall des Grafen Bussy-Rabutin (s. dessen Mémoir. T. I. p. 33.), sich mit diesen Begriffen ein wenig gimpelhaft zu finden, und eilten weit lieber in die Schule einer Ninon, dieser Aspasia Frankreichs, welche gar bald die vornehmsten Familien ihren Kindern als Muster vorstelten. Bedarf es noch eines Beweises, wohin es gediehen war? Man war aber auch in die Tage des vierzehnten Ludwigs vorgerückt, der schon in seinem funfzehnten Jahre geheime Liebeshändel hatte, dem frühzeitig erwachten Naturtriebe sich uneingeschränkt überließ, doch immer den Schein zu retten suchte und den Anstand nie verlezt wissen wolte. Von den persönlichen Eigenschaften dieses Königs, der durch edle Hoheit und würdevolle Anmut seines Aeußern so liebenswürdig war, ging

der neue Ton der guten Gesellschaft, die neue Manier der Schriftsteller und die neue Galanterie aus, die nun über Europa herschend wurden, und wovon die Decenz der französischen Bühne nur eine Folge war. „Die ausschweifendsten Hofleute,“ sagt Duclos, „waren doch zu einer Art von äußerlicher Anständigkeit gezwungen, oder sie liefen Gefahr, dem König zu misfallen.“ Die Kunst der feinen Bulerei ward hiedurch Ton, und wäre dieser Ton gleich noch nicht der beste, so wie Anstand nie das Höchste seyn kann, so mag man ihn doch insofern einen guten Ton nennen, als Mäßigung der brutalen Hize, Höflichkeit der Grobheit, Feinheit dem zutäppischen Wesen, Geist und Wiz dem Verschrobenen und Schwerfälligen allezeit vorzuziehen sind. Mußte einmal Bulerei seyn, so war die feinste und anständigste doch wol die beste, und schwerlich wird dies einer leugnen, der die nachfolgenden Zeiten mit Ludwigs Regierung vergleicht. Dieser Herzog von Orleans, von welchem seine eigne Mutter

sagte, daß bei seiner Geburt die guten Feen ihm alle voitreflichen Eigenschaften, zulezt aber die bösen den Fluch gegeben haben, daß er sie alle misbrauchen solle, diese Mätressenregierung einer Pompadour nnd Du Barry unter Ludwig XV., was haben sie nicht gewirkt? „Den Verlust einer gewissen Würde," sagt Duclos, „kann man bedauern, durch welche zu Ludwigs XIV. Zeit die Männer in öffentlichen Aemtern sich Ehrerbietung verschaften. Es ist gegenwärtig weniger Decenz in unsern Sitten. Ich weiß, daß man von jeher die Tugenden der vergangenen Zeiten hochgepriesen hat. Diese Reden, die von Zeitalter zu Zeitalter wiederholt werden, beweisen, daß die Menschen sich im Grunde immer gleich bleiben. Indessen gibt es Epochen, wo das Laster sich mehr oder weniger offenbar sehen läßt; und nie hat man sich weniger versteckt, als nach und seit der lezten Regentschaft. Man könte mir das niedrige und verhaßte Laster der Heuchelei einwenden, das in den lezten Jahren Ludwigs XIV. so ge-

mein war; aber die Sünder gingen damals ab, welche das Beispiel erzeugt." Was das neue Beispiel erzeugte, hat Thomas treffend geschildert. „Freiere Wollust," sagt er, „ward Mode. Verwegenheit und Ungestüm zeigten sich in der Begierde, und man zerriß einen Teil des Schleiers, welcher die Galanterie bedeckte. Den Anstand, sonst als eine Pflicht geachtet, behielt man nicht einmal als ein Vergnügen bei. Man sprach sich wechselseitig von der Schande los. Leichtfertigkeit vereinigte sich mit Ausschweifung, und eine so tiefe als leichtsinnige Verdorbenheit entstand, die, um über nichts erröten zu müssen, die Partie ergrif, über alles zu lachen. — — — Seit mehr als sechs Jahrhunderten war Galanterie Charakter des Nazion gewesen, der Geist des Rittertums aber, unzertrenlich von der Ehre, hatte gemacht, daß die Galanterie der Liebe wenigstens ähnlich sah, und das Laster alle die Tugend hatte, deren das Laster fähig ist. Als aber die Reste jener alten Ehre mehr und mehr

verloren gingen, artete auch die Galanterie vollends aus; sie wurde eine niedrige Gesinnung, die alle Schwachheiten voraussezte oder erzeugte.“

Solches nun hatte der Geschichtforscher der Liebe gefunden, und das Geschäft des Naturforschers kam an die Reihe, die Arten in Klassen zu bringen, die Eigentümlichkeit jeder Art, ihre spezifischen Wirkungen und die, durch Einflüsse des Klima, der Religionen und Verfassungen bewirkten, Abwandlungen zu untersuchen. Er hatte zu unterscheiden die sinliche, die sittliche, die phantastische, die platonische und die galante Liebe, jede mit Varietäten und Spielarten oft gar sonderbarer Natur, die Ausartungen ungerechnet, die doch den Forschungsgeist mit nicht geringerem Interesse beschäftigten. Sorgfältig betrachtete er die Reihe dieser Mannigfaltigkeiten, die im Wesentlichen doch nur zur Bestätigung seiner individuellen Erfahrung dienten, denn er sah, daß auf Sinn, Herz und Einbildungskraft und

das jedesmalige Verhältniß, worin diese zu einander stehen und in einander wirken, alles ankomme, und daß genau genommen eigentlich auch alle Arten der Liebe dadurch bestimt seyen. Indem der Betrachter jede als ein Naturgewächs ansah, fand er jede an sich gut, und dies gab ihm die Toleranz, ohne welche niemand das, was da ist, rein genießen oder nur ertragen, ja, soll ich die reine Wahrheit bekennen, den Schöpfer um seiner Schöpfung willen nicht tadellos finden kann. Jene Toleranz ist deshalb nicht Gleichgiltigkeit gegen das Bessere und Volkomnere: wird der Botaniker durch sein Gefallen an einer wildwachsenden Pflanze von deren Veredlung abgehalten? So hinderte auch Wielanden seine Toleranz gegen das, was er an sich für gut hielt, nicht, weiter zu forschen, ob es auch das möglich Beste und durch Pflegung und Veredlung keiner höheren Vollkommenheit fähig sey; und zu diesem Behufe verglich er jene Arten der Liebe mit einander in Beziehung des Einflusses, den jeg-

liche auf die Glückseligkeit einzelner Menschen und des ganzen menschlichen Geschlechts geäußert habe und allezeit äußern müsse. Dies war das Thema des Philosophen der Liebe, der nun wol, nach allem, was vorausgegangen war, in den unvermeidlichen Kollisionsfällen mit möglicher Unparteilichkeit urteilen mußte, und weit entfernt war, in seiner Kasuistik Jesuit zu seyn. Hiemit leugne ich jedoch nicht, daß seine Persönlichkeit und sein individueller Standpunkt nicht einen beträchtlichen Einfluß gehabt habe; ich habe dies bereits gestanden, und werde wieder darauf kommen. Am nächsten liegt uns jezt, zu erfahren, wie denn nun, was oben behauptet wurde, dieser Philosoph, Natur- und Geschichtforscher der Liebe in Wieland den Charakter seiner poetischen Darstellungen bestimt habe.

Eine Erklärung hat uns hierüber Wieland selbst gegeben, und diese muß ich zuerst mitteilen. „Die Pflicht des Dichters," sagt er, „wie des Beobachters und Geschichtschreibers

der Menschheit, ist, alle Arten von Charaktere (an deren getreuer Abschilderung doch wol so viel gelegen ist, als an genauer und vollständiger Beschreibung aller Arten von Schwämmen, Würmern, Fliegen, Läusen u. s. w., welche so vielen braven Männern billig zum Verdienst angeschrieben wird) so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbildet, der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkürlichen Abstrakzionen und Spinneweben angefüllt hat. Die Aspasien, die Danaen, die Musarion, **sind in der Natur:** es sind keine Hirngespenster, wie mancher von Schulwiz frisch aufgeblasene Homunkulus und mancher alte halbkindische Hosenpauker wähnt, weil er in dem kleinen, meistens sehr unbedeutenden Zirkelchen seiner Bekantschaften nichts dergleichen gesehen hat. Diese Aspasien, Danaen u. s. w. sind freilich, wie die Magdalenen des Correggio und Cignani, sehr liebenswürdige Sünderinnen; aber wer kann dafür? Man muß ihnen dennoch ihr Recht wiederfahren las-

sen! Wenn es Unrecht ist, dem Teufel selbst zu viel zu tun: so kann warlich ein Dichter, dem Natur und Wahrheit ehrwürdig sind, eine Sünderin, welche alles, was schön und liebreizend und bezaubernd ist, in ihrem Geist, ihrer Person und ihrem Umgang vereinigt, nicht mit den ekelhaften Farben malen, die sich nur für die Ahalas und Ahalibas (Ezech. 23, 4.) schicken. Sie bleibt darum nicht weniger tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin ist: aber wenn sie nun gleichwol Wiz, Geschmack, feine Empfindung, Lebensart, Kentnisse, Talente, kurz tausend Verdienste und Reizungen hat, die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht werfen; soll der Dichter sie nicht schildern, wie sie ist? Oder ist er zu tadeln, wenn sie in seinem Gemälde sich selbst ähnlich, und also eben so verführerisch ist, als in der Natur? Kann man ihm da nur mit dem Schatten eines vernünftigen Grundes vorwerfen, daß er die Sünde reizend gemalt habe, in der Absicht, das Volk

sündigen zu machen?" *) — — „Für solche Geschöpfe," fährt er späterhin fort, „wie wenigstens neun und neunzig Hundertteile der menschlichen Gattung sind, ist die Geschichte der Leidenschaften und Verirrungen des Kopfes und Herzens, von einem weisen Manne geschrieben, lehrreicher, als die beste Geschichte der Weisheit und Tugend. Denn das erste und nötigste, was Leute wie wir zu tun haben, — nennen Sie mir den Mann, der sich von diesem Wir ausnehmen dürfte! — ist, unsere Irtümer und Unarten los zu werden; und dazu kann uns eine getreue Entwickelung des Ursprungs, Fortgangs und Ausgangs herschender Leidenschaften, in einzelnen Fällen und unter gegebenen Umständen, mehr helfen als die Geschichte des untadeligsten Lebenslaufs. Wie mancherlei Seiten zeigt da die Menschheit dem aufmerksamen Forscher! In wie mancherlei

*) Unterred. m. d. Pfarrer. Bd. 30. S. 475 fgg. 614 fgg.

Lichte kann und muß da jeder Gegenstand gesehen werden! Wie unzählbar sind die Schattirungen der Leidenschaften! Wie merkwürdig und lehrreich die tausendfachen Verwandlungen und Vermummungen der Eigenliebe! Wie krumm, verwickelt, dunkel und gefahrvoll der Labyrinth des Herzens! Wie unerschöpflich die Zauberkräfte der Phantasie! Wie fein, verführerisch und oft unmerklich ihre Täuschungen! Wie unendlich mannichfaltig die Mischungen der Wahrheit und des Irtums, der Aufrichtigkeit und Falschheit, der Güte und Bosheit, der Klugheit und Thorheit, in jedem, oder doch gewiß beinah in jedem einzelnen Menschen! — Welch ein unermeßliches Feld! und wie wenig, wie wenig noch bearbeitet! — Ich möchte darum nicht nur einzelne Personen, sondern auch den allgemeinen Charakter jeder besondern Klasse von Menschen, jedes Geschlechts, jedes Alters, jedes Standes, mit seinen eigentümlichen, unterscheidenden Lineamenten, Far-

ben und Schattirungen geschildert haben; und es würde sehr überflüssig seyn, wenn ich die Nüzlichkeit solcher Gemälde der *wirklichen Natur*, des *wirklichen Lebens*, erst noch beweisen wollte. Ganz gewiß würden sie zur Beförderung der Menschenkentniß, der Selbsterkentniß, der Lebensklugheit und der stufenweisen Verbesserung der Denkart und Sitten kein Geringes beitragen. Da aber der ganze Nuzen, den wir von allen diesen Gemälden erwarten können, schlechterdings von ihrer *Wahrheit* abhängt: so würden unsere Menschenmaler sich weder wissentliche Verschönerung noch vorsezliche Vermehrung der natürlichen Häßlichkeit eines Gegenstandes erlauben dürfen. Sie müßten bei ihren Beschreibungen und Abbildungen mit eben der Gleichmütigkeit und pünktlichen Treue verfahren, womit uns die *Naturforscher in andern Fächern* Pflanzen und Tiere kennen lehren; wo es keinem einfällt, z. B. den Uhu häßlicher oder

den Auerhahn schöner vorstellen zu wollen, als er ist*).“

Dieses nun ist genau das Verfahren, welches Wieland bei der Schilderung und Darstellung derjenigen Neigung, die sich zur Herrin über die Welt gemacht hatte, sich vorschrieb, und um so genauer beobachten zu müssen glaubte, je größer er den Einfluß gerade dieser Neigung auf die menschliche Glückseligkeit gesehen hatte. Wolte er aber auf diese Weise verfahren, so war er genötigt, da, wo die eigene Erfahrung ihn verließ und die eigne Beobachtung nicht hinreichte, fremde Berichte hinzuzuziehen und Schilderungen früherer Beobachter zu benuzen. Um die Liebe in ihren verschiedenen Perioden und ihrem abwechselnden Charakter darzustellen, blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Farben mischen zu lernen, bald bei den Erotikern der Griechen, denen ich die Liebesbriefe des Philostratos, Aristenätos und Al-

---

*) Unterred. m. d. Pfarrer a. a. O.

kiphron, und einige ähnliche Werke Anderer gleich beizählen will, bald bei Kirchenschriftstellern, bald bei den Romanschreibern und sonstigen romantischen Dichtern des Mittelalters, bald bei Petrarca, bald bei Brantome und andern französischen Verfassern von Memoires, bald bei den decenteren Dichtern und Schriftstellern aus Ludwigs XIV., bald bei den frivoleren aus des Regenten und Ludwigs XV. Zeit. Wenn er nun, jezt als ein Nachahmer der Griechen, dann der älteren Franzosen, hierauf der Italiener und endlich der neueren Franzosen erscheint, so geschah hieran nichts weiter, als was unvermeidlich war; sein Stoff führte ihn jezt hier-, dann dorthin, und nach dem Stoffe mußte die Manier sich richten. Deshalb kann man nicht sagen, Wielands erotische Poesie habe die Pariser Farbe der Zeit getragen, in welcher sie entstand; höchstens nahm Wieland von den Ninons Frankreichs den Maasstab für die Hetären Griechenlands, und versinlichte sich Athen durch Paris, aber auch nicht

das damals neueste Paris. Wieland als Franzos hätte nie ein anderer seyn können, als aus Ludwigs XIV. Zeitalter, weil ihn nie jene innere und äußere Wohlanständigkeit verließ, in welcher am Ende doch allein die ihm niemals abgesprochene Urbanität, und seine Kunst, über Unziemliches den Schleier der Grazien zu breiten, besteht. Indeß war er auch nicht ein solcher, sondern er war bald ein Grieche, bald ein Italiener, bald ein Franzos, und immer — ein Teutscher. Und nur in dieser Mischung konte er ein Romantiker werden, etwas, wovon die neueren Franzosen nichts wissen; die Griechen freilich eben so wenig, wiewol aus einem andern Grunde.

War denn aber auch Wieland wirklich ein alter Grieche? eine antike Natur? Wer beide nur einigermaßen kent, wird dieses leugnen müssen. Wieland gehört durchaus der modernen Poesie an, und wie oft er auch die Scene seiner Dichtungen nach Griechenland verlegt hat, so kann er doch, schon weil er die

Liebe zum Mittelpunkte seiner Darstellungen macht, weder zu den Griechen überhaupt, noch zu ihren Dichtern in einem andern Verhältniß stehen, als jene griechischen Erotiker, die auf dem Wendepunkte zwischen dem Antiken und Modernen sich befinden. Daß namentlich Wielands Agathon mit den Romanen eines Heliodoros, Achilles Tatios u. s. w. gar manche, und zum Teil auffallende, Aehnlichkeit des Stoffes und Gehalts hat, will ich weiter nicht berühren; denn weit merkwürdiger scheint mir die Aehnlichkeit des Standpunktes beider, von welchem aus sie die Liebe bei den Griechen nicht in ihrer wahren Natur darstellen konten, weil sie dieselbe mit römischen oder christlichen Augen betrachteten, unvermögend, dem mächtigen Einfluß der Zeit sich zu entziehen. Dem Bischof Heliodoros, dessen Züchtigkeit in der Darstellung einer Liebe voll Innerlichkeit und keuscher Enthaltsamkeit ohne allen Zweifel eine Frucht seiner Religion und seines Standes war, würde Wieland als Herzens-Verwandter am nächsten

gestanden haben; allein er konte sich nicht verhehlen, daß diese Liebe den Griechen doch allzufremd gewesen seyn dürfte, und mußte sich nun wol den übrigen anschließen, deren bisweilen ungezügelte Ueppigkeit dem christlichen Betrachter zwar anstößig war, der Wahrheit aber näher zu kommen schien. Darum verließ ihn auch die christliche Schüchternheit und Züchtigkeit nie bis dahin, daß er jenen, gewissen französischen aus jener Zeit nur allzuähnlichen, Mustern in Natürlichkeit und Keckheit gefolgt wäre, und gesagt hätte, was nur ein πασαν ἐρωτικην μυθολογιαν ἐν τοις των ἀσωτων συμποσιοις πεπαιδευμενος sagen konte. Wieland war also zu sehr Christ, um mit gutem Gewissen ganz Heide werden zu können; oder soll ich sagen: zu sehr Teutscher, um ganz Grieche zu seyn? Am Ende vereinigt sich beides darin, daß er zu modern war, um jemals ganz antik zu werden, wenn man dies werden kann und nicht seyn muß. Will sich hiebei jemand dessen erinnern, was ein anderer großer Dichter

von mehr griechischer Natur gegen Wielands Herkules und Alceste gesagt hat, so habe ich nichts dagegen.

Wie gesagt aber, Wieland war auf den Wendepunkt zwischen dem Antiken und Modernen gestelt, und sehr wahrscheinlich würde er sich ganz für das Moderne entschieden haben, wofern es nur sein sonstiger Opposizions-Standpunkt gestattet hätte. Vor ihm öfnete sich die neue romantische Welt, in deren Darstellung sich seine Phantasie gar wohl gefiel. Wie aber stelte er sie dar? „Schon ganz frühe," sagt Fr. Schlegel, „geselt sich zu der gigantischen Größe, zu dem phantastischen Leben des romantischen Gedichts eine leise Persiflage, die oft laut genug wird. Dies ist der beständige Charakter dieser Dichtart vom Pulci bis zum Ricciardetto geblieben; und Wieland, der die Gradazionen dieser launigten Mischung fast in jedem seiner romantischen Gedichte verschieden, immer überraschend neu und immer glücklich nüancirt hat, ist ihr selbst doch in allen

durchgängig treu geblieben. Gewiß war dies nicht zufällig. Die romantische Fabel und das romantische Kostum hätten in ihrer ursprünglichen Bildung rein-menschlicher und schöner seyn müssen, um der glückliche Stoff eines tragischen, schön und einfach geordneten Epos werden zu können *)." Was bei den übrigen Romantikern eine Wirkung des Abenteuerlichen überhaupt gewesen war, das bewirkte bei Wieland das besondere Abenteuerliche, welches er in der Liebe dieser Zeit entdeckte. Christlich oder germanisch, rittertümlich oder petrarca-platonisch, überall sah er das Phantastische vorwalten, das sich vermißt, über die Natur zu seyn, und mit überirdischen Gefühlen groß tut, die doch sehr irdischen Ursprungs sind. Wie sehr er nun auch eine jede dieser Arten in ihrer Reinheit achtete, so fand er doch im Ganzen mehr Selbstbetrug als Wahrheit, und oft so viel gefährliche Unnatur, daß ihm unter ge-

*) Die Griechen und Römer. S. 202 fg.

wissen Bedingungen Rückkehr zur Natur der Griechen rathsamer dünkte, um der, Menschen möglichen, Glückseligkeit weniger Eintrag zu tun uud für das Leben tauglicher zu werden.

Indeß hätte dies allein vielleicht doch jenen Ton der Persiflage nicht in seine Darstellungen der romantischen Welt gebracht, wenn nicht seine Persönlichkeit und seine individuellen Erfahrungen hinzugekommen wären. Nach allen jenen Beobachtungen und Untersuchungen und daraus gewonnenen Ueberzeugungen kehrte der philosophirende Dichter wieder zurück zu seinem zergliedernden, prüfenden Selbstgespräch, und überraschte sich selbst mit der Entdeckung, daß wenigstens die ganze christliche Welt fast zwei Jahrtausende lang, wiewol von Zeit zu Zeit auf verschiedene Weise, bald mit größerer, bald mit minderer Gefahr, eben der Selbsttäuschung unterlegen habe, von welcher er nur in der — Ehe genesen war. Was er an sich selbst erfahren hatte, machte sein Urteil milder gegen Andere, und verhinderte, daß menschliche

Schwachheiten ihm, wie ehedem, böses Blut machten oder seine Galle reizten. Nur durften diese Schwachheiten nicht mit Stärke pralen, der Zwerg sich nicht für einen Riesen, das Kind des Staubes nicht für einen Engel geben wollen, seit er allen diesen Erscheinungen auf den Grund gesehen hatte in dem Christentum, in dem Rittertum, in dem Platonismus und in der Galanterie. Anmaßungen dieser Art konte er nicht bemerken, ohne mehr und mehr von einem Geiste sich ergriffen zu fühlen, den schon Sokrates ihm früher zu einer Art spiritus familiaris gemacht hatte, der aber jezt bei des philosophischen Dichters guter Laune und heitern Stimmung von Tage zu Tage zutätiger ward, — ich meine den Geist der Ironie, der, nach Wieland (Grazien B. 6.) als ein kleines Impromtu der artigsten unter den Grazien und des liebenswürdigsten jungen Fauns, in Gestalt und Zügen ein seltsames Gemisch von Leichtfertigkeit und Anmut ist.

Er lehrte Phänaretens Sohn
Die Kunst, durch laurendes Verstellen,
Der Narren, die vor Weisheit schwellen,
Der Gorgiassen, Stolz zu fällen;
Und dich, Horaz, den eleganten Ton,
Die Narren Roms, die Nata's, die Metellen,
Die Kazius und Kupiennius,
Und zwanzig andre Narren in us
So fein zum Gegenstand von unserm Spott zu machen,
Daß selbst der Thor, indem wir ihn belachen,
Gern oder nicht uns lachen helfen muß.
Den schönen Geistern neuer Zeiten
Scheint er nicht minder hold zu seyn.
Er gab den Lockenraub, den frommen Verd-verd ein,
Ließ Mancha's Helden kühn mit Klappermühlen streiten,
Den schönen Fakardin an Kristallinens Seiten,
Ein Spinnrad in der Hand, im Schlafrock, unversehrt
Durch funfzig Mohrensäbel schreiten,
Und meinen lieben Stern' auf seinem Steckenpferd —
Poor Yorick! — sich zu Tode reiten.

Und wessen Dichtungen wären mehr Eingebung dieses Geistes, als des Urhebers dieser

Schilderung selber? „Wenn ich in vielen meiner Schriften," sagt er, „mich der Ironie öfter bedient habe, als es vielleicht der jezigen Stimmung des teutschen Nazionalgeistes (wofern wir anders einen haben solten) angemessen ist: so geschah es gewiß in keiner schlimmern Absicht, als in welcher Sokrates ehemals unter den Athenern, die ihn größtentheils nicht besser verstanden, als mich die Teutschen, das Nämliche tat." Wie viel Grund der gute Wieland zu dieser Klage hatte, sieht man deutlich genug daraus, daß selbst ein Schiller — und gar Viele urteilten ja bei weitem unbilliger und ungerechter — ihn misverstehen konte. Wenigstens aber in dem Augenblicke, wo Schiller, so vorzüglich in Allem, was Ernst und Würde heischt, so groß im Großen und Erhabnen, sein oben mitgeteiltes Urteil über Wieland niederschrieb, verkante er den Wert der Gattung von Poesie, welche durchaus auf Ironie gegründet ist, und höchst wahrscheinlich die Ironie selber.

Einseitiger als der heilige Hieronymus*), der nach Vergießung häufiger Tränen über seine begangenen Sünden, den — Plautus zur Hand nahm, ohne Zweifel nicht in der Absicht, ein Feuer, das die Tränen ausgelöscht hatten, wieder anzuzünden, dachte Schiller nicht daran, daß es Dinge gebe, die man nur aus der Welt hinauslachen kann. Doch es ist nun Zeit, Schillern auf seine Frage zu antworten, und durch diese Antwort unsern Dichter zugleich gegen manche andre Verunglimpfung zu retten.

Wenn es ein Unglück war, daß Wielands Schilderungen der sinlichen Liebe durch den Plan seiner Dichtungen notwendig gemacht wurden, so hatte Schiller sehr Recht, es ein ganz eigenes Unglück zu nennen, indem

---

*) Post noctium crebras vigilias, post lacrymas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur ad manus. Ad Eustoch. de custod. Virginit.

der Grund davon in Wielands Persönlichkeit und dem Opposizions-Standpunkte lag, worauf er in dieser Beziehung sich anfangs gegen sich selbst, dann gegen die halbe Weltgeschichte, und endlich, was ihm wol zunächst lag, gegen Klopstocks überschwengliche religiös-germanisch-empfindsame Liebe gestelt sah. Dieser Umstand erklärt Wielands häufige Wiederkehr zu einem Gegenstand ohne Vorliebe dafür, weshalb Schiller auch, und mit Recht, blos den kalten Verstand dabei tätig erkent. Unglück aber, oder nicht; Schiller fragt: ob es dem Dichter erlaubt sey, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusezen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen könne, der nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören (?), und ohne bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt? — Es liegt in dieser Frage weit mehr Vieldeutiges, als auf den ersten Anblick scheint;

es liegt auch Willkürliches darin. So muß offenbar der Ausdruck poetisch in einem ganz anderen als dem gewöhnlichen Sinne genommen seyn, denn hören wol z. B. Ovids Kunst zu lieben oder der Ardinghello darum auf poetisch, d. h. Werke der dichtenden Einbildungskraft, zu seyn, weil sie unsittlich sind und zu Unsittlichkeiten verleiten können? Und war es dem Dichter als Dichter nicht erlaubt, schlüpfrige und wollüstige Schildereien zu entwerfen, oder hat man sie dem Dichter nur zum Vorwurf zu machen, insofern wir in dem Dichter den sittlichen Menschen nicht vermissen wollen? Dann löst sich die Frage in das alte, noch immer nicht zureichend aufgelöste Problem auf, wie weit die Gesezgebung der Moral in der Aesthetik gehe. Schiller hatte hierüber so strenge als würdige Begriffe. Seine subjektive Idealität, die im Grunde nichts anders ist als die reinste Humanität, war ihm so heilig, daß alle Virtuosität des Talents ihm kein Ersaz für jenen Mangel dünkte, und daß ihm nichts ästhetisch oder poe-

tisch schien, was nicht zugleich als Ausfluß eines edlen Gemüts mit dem Stempel reiner Sittlichkeit bezeichnet war, Reinheit der Empfindung, Adel der Gesinnung und Würde der Gedanken mit einander vereinigte. In diesem Schillerischen Sinn ist denn auch hier das Poetische genommen. Gesezt nun, es habe damit seine Richtigkeit, wie steht es dann um Wieland? Ich glaube Schillers Erklärung ohne alle Bedingung annehmen zu können, ohne daß Wieland fürchten darf, dabei zu verlieren, nur muß er, wie gesagt, verstanden werden.

Nur die naive Empfindung kann, nach Schiller, dergleichen Schilderungen ästhetisch sowol als moralisch rechtfertigen, und er verwirft sie als Werk der Wahl und des Verstandes, wie es scheint aus keinem andern Grunde, als weil er dabei heillosen Anschlag auf unsre Begierden voraussezt. Nun spricht er zwar Wielanden von jedem Argwohn einer materiellen Tendenz frei; allein da er seine Ausführungen dieser Art für Werke des kalten Ver-

standes erkent, wäre er dann nicht auch verurteilt? Ausdruck der unschuldigen Natur, naive Empfindung können solche Schilderungen nur bei einer antiken Natur seyn, und wir haben gesehen, daß Wieland eine solche nicht war; macht das seine Sache nicht noch schlimmer? Gewiß würde dies der Fall seyn, wenn allein eine naive Empfindung, das reine Werk der Natur, rechtfertigen könte, denn Wieland lebte nicht in einer natürlichen Unschuldswelt, sondern in der künstlichen des Anstandes. Wie aber, wenn er durch naive Gesinnung, durch einen naiven Charakter zu jener Unschuldswelt zurückgekommen wäre? „Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen, sagt Schiller, müssen das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen; er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade seyn.“ Wenn das ist, so hat Wieland gewonnen, denn ich habe wenige Sterbliche gefunden, die alles dies in einem höhern Grade gewesen wären, und jeder, der ihn gekant hat, wird

sein Urteil über sich unterschreiben müssen: „daß er gar keinen Begriff davon hatte, wie man etwas mit böser Absicht reden oder tun, daß man sich unmöglich einen geradern, offenherzigern und von unlautern Absichten entferntern Sterblichen vorstellen könne, als ihn.“ Demnach bedurfte es bei ihm nur der Ueberzeugung, daß die sinliche Liebe an sich nichts Verwerfliches oder Schändliches, nichts den Menschen Entehrendes sey, daß die keusche Natur so wenig Anstoß an ihr nehme als Homer; um von ihr zu reden wie — ein Dichter, der eigentlich nichts zu vermeiden hat, als was Abschen und Ekel erregt, worin er mit den wahrhaft Gebildeten aller Völker und Zeiten übereinstimt, weil das Schönheitsgefühl jenen wie sie belebt. Und wo hätte denn Wieland dieses verlezt? Weit entfernt von dem Irtum, zu welchem den Grafen Buffon die Gattung seiner Studien verleitet hatte, daß in der Liebe das Physische allein gut sey und das Moralische nichts tauge, konte er nie ins Niedrige und Gemeine fallen, oder

die erotische Entschleierung roh und grob ausüben: denn gesezt auch, er hätte ein Moralisches in der sinnlichen Liebe nicht anerkant, was jedoch sein Fall nicht war, indem er auf Keuschheit und Mäßigung im Genusse überall dringt; so wußte er zu gut, daß der höchste Zauber auch der sinlichen Liebe in dem Aesthetischen bestehe, das sie umgibt, wodurch das Aeußere an Anmut gewinnt, die Stimme rührender, der Blick ausdrucksvoller, und das Schweigen selbst zu einer Sprache wird. An alles dieses hielt er sich, und aufs Höchste lief ein wenig scheue Lüsternheit mitunter: allein diese schien ihm von einer einmal belohten sinlichen Liebe so unzertrenlich als die schmachtende Sentimentalität von einer unbelohnten. Darin bestand nun aber die Naivetät seines Charakters und seiner Gesinnung, daß er das, was er als natürlich, wahr und unabänderlich anerkant hatte, gegen Sitte und Gewohnheit einer herkömmlichen Decenz gar nicht verleugnen oder bemänteln konte, sondern frei und offen und

ohne allen Rückhalt bekante, weil er nichts seyn wollte, als ein Mensch, aber auch wirklich ein Mensch. Eben diese Naivetät machte, daß seine Phantasie ihn in die Zeit versezte,

Eh' gleißnerische Heiligkeit
Das höchste Gut der Sterblichkeit,
Den frohen Sinn, um seine Unschuld brachte;

in die Zeit also, worin es noch keine Sündhaftigkeit der sinlichen Liebe gab, sondern nur eine Unziemlichkeit und Schädlichkeit derselben unter gewissen Bedingungen. Der Kontrast, welchen diese Zeit und Sitte machte mit der, worin der Dichter lebte, war freilich zu groß, um nicht von ihm bemerkt zu werden: wie nun aber, wenn eben dieser Kontrast nur ein Antrieb mehr für ihn gewesen wäre, sich seiner Zeit nicht zu bequemen? Er mochte wol meinen, daß unserer steifen Gravität etwas Natürlichkeit nicht schaden könne, und daß die Einfalt der Natur überall vor der Verkünstelung, die Wahrheit überall vor der Lüge den Vorzug behaupten müsse.

Bis hieher ist nichts, was nach den Gesezen der Aesthetik und Moral an Wieland zu tadeln wäre, wofern nicht irgend ein milzsüchtiger Kritiker die ganze erotische Poesie, worin Amor sein fröhliches Wesen treibt, verwerfen will; aber freilich paßt diese Schilderung nur auf einen Teil seiner Werke, auf denjenigen nämlich, worin es ihm ganz eigentlich darum zu tun ist, seine neu gewonnene menschliche Philosophie der Liebe vorzutragen, und die aus diesem Grunde fast alle didaktischer Art sind, z. B. die Grazien, Musarion und ähnliche. Von dieser Gattung seiner Werke unterscheidet sich eine andere allerdings zum Teil sehr auffallend, die nämlich, worin der Kontrast der künstlichen Welt und ihrer Anmaßungen mit dem was der Dichter als Natur-Wahrheit aufgestelt hatte, hervorgehoben und beleuchtet ist. Hier ist es, wo nicht mehr naive Darstellung statt findet; aber an deren Stelle tritt die ironische, die mit jener im Grunde näher verwandt ist, als es auf den ersten Anblick scheint.

Zur Naivetät gehört eine natürliche, bewußtlos richtige Ansicht der menschlichen Verhältnisse, und offenherziges, absichtloses Urteil darüber, ohne den Kontrast dieses Urteils mit dem Konvenzionellen, von der Natur und Wahrheit sich gleich weit Entfernenden, nur zu ahnen. Vereinigt sich mit jener Ansicht das Bewußtseyn des hier statt findenden Kontrastes, und wird, gleich offenherzig, aber mit Absicht, jedoch absichtlos scheinend, das Urteil geäußert, so ist Ironie vorhanden, welche, wenn sie die Maske der Naivetät vornimt, Schalkhaftigkeit wird, wie sehr häufig bei Sokrates und fast durchgehends bei dem sokratischen — Wieland. Man sieht, Ironie, die man eine zum Bewußtseyn erhobene Naivetät nennen könte, ist der Grund und die Wurzel alles Komischen und Satyrischen, welche beide zum Zweck haben, menschliche Verkehrtheit durch den Kontrast, worein sie es mit dem Wahren und Rechten stellen, zu dem Wahren und Rechten zurückzuführen. Kann nun aber einer Verkehrtheit darstellen wol-

len, ohne daß sie als solche erscheine? — Wird er nicht in seiner Darstellung eben so weit gehen müssen, als der Erfahrnng gemäß die Verkehrtheit selbst geht? Mache man hievon die Anwendung auf Wielands Darstellungen der Verkehrtheit in der Liebe! Gibt es hier faunische Naturen, schlüpfrige Scenen, ärgerliche Situationen, wessen Schuld ist es, des Dichters oder der Welt, die ihm dazu die Originale lieferte? In der Gattung von Poesie, die er sich gewählt hat, und unter den obwaltenden Umständen wählen mußte, war es ihm nicht blos erlaubt, es war ihm notwendig, bei der Entwerfung des Plans ein Aergerniß, das daraus entstehen konte, nicht zu vermeiden. Empört es die keusche Empfindung des Lesers, — desto besser, so hat ja der Dichter seinen Zweck erreicht, der nicht darum mit kaltem Verstande — die Ironie ist ja ihrer Natur nach kalt und verständig, sezt einen kalten aber hellen Kopf voraus — solchen Plan entwarf, um uns zur Sünde anzureizen, sondern vielmehr davon

abzuhalten. Was Schiller also an Wieland tadelte, daß der kalte Verstand ihn bei solchen Schilderungen geleitet habe, das dient gerade zu seiner Rechtfertigung, indem es uns den Dichter auf seinem ironischen Standpunkte zeigt. Was wären denn der komische und satyrische Dichter, wenn auch sie nicht aufrichtig gestehen dürften, was eigentlich in dem Herzen und Leben der Menschen vorgeht, und was diese nur darum verbergen, weil sie gern etwas Besseres scheinen möchten, als sie sind, und ohne eigentlich Lust zu haben, besser zu werden? Und hätte der Schalk, der nun das Verborgene ans Tageslicht zieht, uns lachend an einen Spiegel stelt und ruft: Siehe, so siehst du eigentlich aus! hätte dieser Schalk nicht Verdienste um uns, nicht um die Tugend selbst? — Und verdiente sein Plan nicht auch in Schillers Sinne poetisch zu heißen, da er die Geseze des Anstandes nur verlezt, um die höheren Geseze der Humanität desto geltender zu machen? Nur die verleugnete Decenz, hinter welcher die Welt-

leute so gern Versteckens spielen, führt hier zum Ziel, und Wieland hätte noch viel weiter gehen können, als er gegangen ist, ohne daß man ihn hätte tadeln dürfen, wenn er nämlich Grotesken hätte aufstellen wollen. Zu solchem Aristophanisch = keckem Cynismus gebrach es ihm indeß, zwar bisweilen nicht an Lust und Neigung, aber im Ganzen an Mut, weil er die Decenz doch nicht bis zu dem Grade verleugnen konte, der dazu nötig gewesen wäre. Dazu war er zu sehr aus Ludwigs XIV. Zeitalter, und übrigens wol auch zu sehr der Ueberzeugung, daß mit Darstellung des völlig umgekehrten Ideals (ich meine Schillers sittliches) der Welt weniger gedient sey, als mit Darstellung des blos verkehrten. Das stimte ihn denn auf den Ton des feineren Spottes, der Persiflage, der an ihm wahrscheinlich nur darum verkant worden ist, weil er ihn aus echt ästhetischer Schalkheit so gut hinter der Miene der treuherzigen Einfalt zu verbergen wußte. Was ein Verdienst mehr an seinen poetischen Darstel-

lungen war, die komische Objektivität derselben, die nicht selten wahrhaft plastisch ist, das hat man ihm aus Gründen, die der Poetik fremd sind, zum Tadel gemacht. Weil Wieland voraussah, daß es so kommen und man den Ernst in seinem Scherze nicht erkennen würde, hielt er sich einer einstigen Apologie für bedürftig, glaubte aber nicht dieselbe vermeiden zu müssen, weil er doch Recht habe.

Daß in dem Scherze der Ernst und hinter dem Scheine das Seyn an Wieland verkant ward, verwundert mich bei einem Einzigen mehr als den meisten Uebrigen, und dieser Einzige ist Jean Paul, welcher, vom Cynismus des Wizes und Humors redend, sich also erklärt: „Ein Aristophanes, Rabelais, Swift sind so keusch als ein anatomisches Lehrbuch. Etwas anderes, aber schlimmeres ist jenes persiflirende Gedicht, z. B. der Franzosen, der Weltleute und manches von Wieland, das zwischen den Grenzen des Ernstes und Lachens schwebend, nur Geister vernichtend belacht und Kör-

per ernst schaffend malt. — In dieser französischen Gattung ist ein umgekerter Zentaur, der Mensch wird besiegt und das Tier befreiet; alles Edle wird lachend, d. h. vernichtend behandelt, alles Sinliche ernst und warm ins Feld geführt, und der Mensch zum Affen des Urangutangs gemacht *)." Dieses Lezterc schildert eigentlich nicht das persiflirende Gedicht, sondern die Groteske, und tut recht daran, da es ihr Amt ist, das Ideale im Realen ganz untergehen zu lassen und ironisch die Bestialität als Humanität auf den Thron zu sezen, den kühnen Versuch wagend, durch Verachtung zur Achtung des Edlen und Reinen aufzuschrek-

*) Vorschule der Aesthetik S. 966 fg. Jean Paul, so unparteiisch, weil er so reich ist, hat in der neuen Auflage die in der alten gegen Wieland ihm entfahrene Ungerechtigkeit gut zu machen gesucht. In der alten spricht er nämlich von Wielands Gedichten überhaupt, in der neuen nur von manchen. Ich wollte, er hätte sie namhaft gemacht.

ken. Bei wem auch dieses Mittel nicht mehr anschlägt, über den muß man nicht den Dichter, sondern den Büttel schicken. Da Wieland nur selten an die Groteske anstreift, so ginge also auch nur die erste Hälfte der Schilderung auf ihn. Er belacht Geister vernichtend und malt Körper ernst schaffend, heißt ohne Zweifel hier doch nichts anders als: er stelt die reale Liebe dar zum Nachteil der idealen, gibt der sinlichen den Vorzug vor der geistigen. Dies ist freilich in gewissem Sinne wahr, sofern es nämlich die ideale oder geistige Liebe ist, gegen die Wieland ankämpft wie gegen jede Schwärmerei: allein es ist nicht wahr in dem Sinne, daß er anders als ironisch das Sinliche in der Liebe für das gäbe, was allein Wert an ihr hätte. Haben die Franzosen und die Weltleute im Ernste solch einen Ton angestimt, oder, was fast noch schlimmer ist, aus Leichtsinn und Leichtfertigkeit die Sache spaßhaft-ernst behandelt, so werde ich der Lezte seyn, ihre Rechtfertigung zu übernehmen: Wieland hat

nie im Ernste daran gedacht, denn in seiner Sele lebte ein sittliches Ideal, für welches er vielleicht gerade dann am wirksamsten war, wenn er als Komiker die Abweichungen davon darstelte. Ihn rechtfertigt, daß er es als Komiker tat. Wenn da mehr Körper als Geister erscheinen, das Sinliche häufiger hervortritt, als das Edle, so ist das weiter nichts als Natur der Sache, und der Dichter kann höchstens sagen: Werdet schöner, so will ich euch auch schöner malen. Vor der Hand bitte ich euch, den Komiker euch nie anders zu denken, als jene Satyrstatuen, in deren Inneren man die Bilder der Grazien fand. Für Wollustkammern malt er nicht, fragt euch aber, ob ihr denn gar zu ernst-finsterer, griesgrämischer und sauertöpfischer Natur seid, um der heitern Stimmung, der frohen Laune, dem neckenden Scherz, und allen den muntern, mutwilligen Genien, die den Komiker umrinaen müssen, gar nichts zu gute halten zu können? „Nicht alles,“ sagt Herder, „läßt sich in der

Menschheit zum Helden und Gott idealisiren; deshalb aber ist dieser Teil unsres Geschlechts so ganz und gar nicht verwerflich. Es gibt eine geringere, eine Faunen- und Satyrennatur in der menschlichen Bildung, die wir nicht verleugnen können; sie ist behend, aufgeweckt, lustig, munter in Einfällen, in Scherzen und Spielen; dabei lüstern, üppig; übrigens einem Teil nach (denn es gibt auch grobe, böse Faunen) gutartig, dienstfertig, wohlgefällig, freundlich. Warum solte man diesen Geschöpfen, die einst die Besizer der jungen Welt waren, ihre Freuden und ihre Spiele stören? Warum solte man diesem Satyrus, der mit so unendlichem Appetit die süße Traube kostet, jenem Faunchen, das die Nymphe belauscht oder haschet, jenem andern, der mit kindischer Freude die Flöte bläset, oder gaukelnd aufhüpfet, ihre jugendliche Freude, ihre unerfahrene Lüsternheit und Neugier rauben? Vergnügungen oder Lustkeime dieser Art machen ja einen so großen Teil der Jugendfreuden aus, die

man unschuldige Freuden zu nennen gewohnt ist; und manche Charaktere haften daran Zeitlebens.“

Man wird also bei Wieland dreierlei erotische Darstellungen zu unterscheiden haben, die naive, die ironische und die blos launige. Daß sie nicht hie und da in einander spielen solten, war wol unvermeidlich, und die ironische Ader zieht leiser oder stärker sich wirklich auch durch seine naiven Darstellungen; allein dennoch glaube ich bemerkt zu haben, daß er im Ganzen für jede Art der Darstellung auch seine eigene Welt hat. Bei seinen naiven Darstellungen, die durchgehends etwas Didaktisches haben, ist die Scene ohne Ausnahme nach Griechenland, bei den ironischen in die romantische Ritterwelt, bei den blos launigen fast ohne Ausnahme in das blos poetische Land der Götter, Feen und des Orients verlegt, auf keinen Fall mit Absicht, denn der Ton ward vielmehr jedesmal durch die Scene selbst bestimt. Vielleicht verdient es aber bemerkt zu werden, daß,

wenn man das kleine Fragment aus Bonifaz Schleichers Jugendgeschichte ausnimt, Wieland zu seinen Dichtungen nie eine andere Scene gewählt, und keine einzige auf einen nahen Schauplaz oder in eine nahe Zeit versezt hat; wenigstens scheint mir, daß hiedurch eine verstärkte Bedeutung erhalte, was oben von seiner Stellung auf dem Wendepunkte zwischen dem Antiken und Modernen gesagt ward.

Alles vereinigte sich bei Wieland, seine höchste Aufmerksamkeit auf die Zeit der Gestaltung einer neuen moralischen Welt zu richten, in die Jahrhunderte des beginnenden und sich bildenden Christianismus, wo die Endpunkte der Vor- und Nachzeit alle in einander laufen. Der Blick rückwärts auf das alte Athen, vorwärts auf das neue Rom, hatte ihn eben in die Mitte des Kontrastes gestelt, dessen Ausdruck Ironie ist, die, auch als Lehrerin hoher Weisheit, nicht ohne Beimischung von etwas Komischem bleibt: allein er solte in diesen Jahrhunderten, die seine ganze Weltansicht bestim-

ten, noch mehr finden, zwei kongeniale Geister nämlich, deren Zwecke, deren Charakter, deren Ton seinem ganzen Wesen so ungemein angemessen waren, daß er sich an sie vorzüglich anschloß, und Hand in Hand mit ihnen, nicht ein Nachahmer, sondern ein Geistesbruder, wandelte. Kaum brauche ich zu sagen, daß Horaz und Lukianos gemeint sind, in deren vertrautem Umgang unser Dichter sein früherhin wenig gebrauchtes Talent für eine Kunst, die schwerer ist, als mancher sich einbilden mag, für die Kunst: Lachend die Wahrheit zu sagen, zu immer höherer Volkommenheit ausbildete. Wie Horaz will auch Er weniger die Laster züchtigen, als die Narrheiten in ihrer Blöße zeigen, und da Er bei Gelegenheit sich selbst von einer Porzion Narrheit nicht frei spricht, so fällt manches humoristische Streiflicht in seine Gemälde. „Daß Horaz der beste Maler der Sitten ist," sagt Johannes Müller, „diesen Vorzug hatte er seinem System von Lebensphilosophie zu danken. Er nahm genug-

samen Anteil an den Gegenständen menschlicher Leidenschaft, um die Empfindungen zu begreifen, welche ihre Diener begeistern, und er hatte zu viel Mäßigung, um ihr Sklave zu werden, und eine Güte und Billigkeit, welche den Sterblichen ihre Schwachheiten gern vergab." Wie genau paßt eben dieses auf Wieland! Und wie gleichen sich beide als Geistes-Aerzte! Den Vorurteilen und Irtümern sezen sie eine Philosophie des Lebens entgegen, die, weit entfernt den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter stelt, und alle die Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß unmöglich wird. Was er mit Lukianos gemein hatte, das hat er selbst gezeigt, denn die Schilderung, die er von diesem geistreichen Spötter entwirft, ist sichtlich in Beziehung auf seine eigene Individualität und Zeit verfertigt. Ich kann nicht umhin, sie mitzuteilen.

„Schwärmerei und Aberglaube," sagt er (Lucians Werke Bd. 1. Einl. S. XXXIII.

sgg.), „vertragen sich nicht nur sehr gut mit jedem Grade der Verderbniß des Herzens und der Sitten, von welcher sie nicht selten die Folgen sind, sondern werden auch, vermöge der Natur der Sache, hinwieder zu reichen Quellen und kräftigen Beförderungsmitteln derselben. Eben die Unmacht der Sele, die der Erschütterung eines geschwächten Gehirnes und den Visionen einer kranken Phantasie nicht widerstehen kann, wird auch von jedem Stoß der Leidenschaften, jeder Verführung der Sinne überwältigt. Daher haben sich die Zeiten, wo Dämonisterei und Fanatismus die Oberhand gewannen, immer auch durch einen höhern Grad von sittlicher Verdorbenheit ausgezeichnet. — — So wüst und schwindlicht sah es in den meisten Köpfen aus, und so sehr waren diejenigen, die von der Heilkunst der Sele Profession machten, selbst des Arztes bedürftig, als Lucian den Entschluß faßte, den taumelnden Genius seiner Zeit mit den einzigen Waffen, die er fürchtet und gegen die ihn seine

bezauberte Rüstung nicht schüzen kann, mit dem wizzigen Spotte des kaltblütigen Menschenverstandes zu bekämpfen. Begabt mit einem geraden Sinn und aufrichtigen Hang zum Wahren in allen Dingen, ein geborner herzlicher Feind aller Affektation und falschen Anmaßung, alles Ueberspanten und Unnatürlichen, aller Uebervorteilung der treuherzigen Einfalt, aller Obermacht, die ein schlauer Betrüger durch künstlich versteckte Anstalten, oder ein schwärmender Selbstbetrogner durch blendende Naturgaben und das ansteckende Feuer seines Selenfiebers, über den blöden Haufen der Armen und Schwachen am Geiste zu erhalten weiß, machte er zum Geschäfte seines Lebens und zum Hauptzweck seiner Schriften, alle Arten von Lügen, Blendwerken und Künsten des Betrugs, von den theologischen Lügen der Dichter bis zu den Märchen der Geisterseher und Zaubermeister seiner Zeit, und von den Schlichen und Hinterlisten der reizenden Schwestern einer Lais, Phryne und Glycera bis zu den unendlichmal

wichtigern Kniffen der religiösen Gaukler, Orakelschmidte und Theophanienspieler, hauptsächlich aber und mit der unerbittlichsten Strenge, die falsche Weisheit und Gravität, die unwissende Vielwisserei, die gleißnerische Tugend, die niedrige Sinnesart und pöbelhaften Sitten der Handwerks-Philosophen seiner Zeit zu entlarven, alle diese verschiedenen Gattungen der großen Betrügerzunft in ihrer wahren Gestalt und Blöße darzustellen, und dadurch zu einem desto größern Wohlthäter seiner Zeit zu werden, je weniger er auf ihren Dank, und je gewisser er hingegen auf Haß und Verfolgung von Seiten einer vielköpfigen und tausendarmigen Partei rechnen konte. Denn selbst der Umstand, daß er seine sehr ernsthafte Absicht, um sie desto gewisser zu erreichen, so oft unter einem Schein von Frivolität verbergen mußte, und blos zu belustigen schien, wo es ihm um Belehrung und Besserung seiner Leser zu tun war, muß in den Augen weiser und gerechter Leser sein Verdienst um so viel erhöhen,

als es, eben dadurch, in dem blöden Urteile des großen Haufens, der sich immer durch den Schein der Dinge täuschen läßt, herabgewürdiget wird.“ — — „Wir wären mit demjenigen zufrieden, der Gaben wie die seinige auch blos zu Belustigung unsers Wizes, zu angenehmer Unterhaltung unsers Geschmacks angewandt hätte. Lucian tut, indem er beides tut, noch viel mehr! Er unterrichtet, indem er belustiget, — er rächt Wahrheit und Natur an ihren gefährlichsten Feinden, — er rottet das Unkraut mit der Wurzel aus, das dem Fortkommen gesunder Pflanzen hinderlich ist, — verwahrt den noch gelehrigen Verstand einer jüngern Generazion gegen die Verirrungen ihrer Voreltern, — warnt sie vor den Schlingen, Fallgruben und Mörderhölen, die jenen verderblich waren, — weiset sie auf den ebenen Pfad der Natur, worauf der gesunde Menschensinn das Ziel, wonach wir alle streben, unmöglich verfehlen kann, — und wir verlangen noch mehr von ihm? Möchten doch so manche,

die man für große Wahrheitslehrer gelten läßt, selbst unter denen, die mit einem Lichtzirkel um den Kopf prangen, der Wahrheit so viele Dienste und so wenig Schaden getan haben, als er! Aber um die moralischen Krankheiten seiner Zeit mit Erfolg zu bekämpfen, brauchte es gerade einen Mann von Lucians Sinnesart und Grundsäzen. — Wer dies ist, wird sich freilich, wenn ihm die Wahl frei steht, lieber zu Demokrit und Epikur, seinen natürlichen Verwandten, halten, als zu Pythagoras und Plato, deren Vorstellungsrt sich mit der seinigen so wenig als Oel mit dem Wasser vereinigen läßt." — „Hoffentlich wird das Gegenwärtige etwas dazu beitragen, unsere Leser zu überzeugen, daß er uns in den meisten seiner Schriften wahre Sokratische Weisheit, den reinsten Bonsens und die feinste Welt- und Menschenkentniß, bald mit Horazischem Wize, bald mit Aristophanischer Laune gewürzt, auftrage, und kurz, daß er — wenige Ergießungen einer zu leichtsinnigen Jovialität, und eine zuweilen über die

Aristotelische Linie zwischen zuviel und zuwenig ausschweifende Prävenzion gegen die Sektenstifter und ihre Verehrer, abgerechnet, — ein eben so weiser als wiziger Schriftsteller sey."

Hätte Wieland wirklich seine eigne Apologie, wie er willens war, geschrieben, was hätte er viel mehr und anderes für sich sagen können? Eins unstreitig, was ihm seine Bescheidenheit zu sagen nicht gestattet hätte, daß nämlich gerade ein solcher Genius für die Zeit, worin er mit dieser Gattung von Schriften hervortrat, ein ungemein wohltätiger Genius war, und daß er nicht blos durch das Dargestelte, sondern eben so viel durch die Art der Darstellung und seinen Ton, sich Verdienste um das gesellige Leben und die teutsche Literatur erworben hat, die noch lange nicht genug anerkannt sind.

Wieland wurde der erste gesellschaftliche Schriftsteller Teutschlands. Ich nenne einen gesellschaftlichen Schriftsteller den, welcher die Schäze der Literatur nicht blos wieder für die Schule verarbeitet oder vermehrt,

sondern sie für das Leben anwendet; der das Wahre, Gute und Schöne in die Gesellschaft einzuführen bemüht ist, nicht als ein Lehrer oder Gesezgeber, sondern als ein Glied der Gesellschaft selber; der mithin an die Stelle des mündlichen Erzälers oder Unterredners tritt, und in seinem ganzen Vortrage durchaus auf den Ton der wahrhaft guten Gesellschaft gestimt ist. Daß ein solcher wahre Lebensphilosophie, ausgebreitete Kentniß der Welt und Menschen, feine Sitten, von Anmaßungen und Vordringlichkeit eben so weit, als von steifer Blödigkeit entfernt, besizen müsse, ist wol die erste unerläßliche Bedingniß, so wie die zweite, daß er nie den Pedanten und Schulmeister mache, die nur das Schwere und Ungelenke für das Bedeutende halten, und ewig die gesellige Harmonie unterbrechen, weil sie nicht zu unterhalten wissen, indem sie belehren, und nicht artig zu seyn, indem sie scherzen. Menschen dieser Art können an ihrer Stelle sogar ehrwürdig seyn, und die Wissenschaften befinden

sich bei ihnen gewiß besser, als bei denen, die sie à portée de tout le monde behandeln; allein man darf auch dieses leichte literarische Völkchen nicht mit dem gesellschaftlichen Schriftsteller verwechseln, dem es nicht darum zu tun ist, von jeder Wissenschaft dem großen Haufen etwas zu kosten zu geben, wol aber darum, daß die Wissenschaft des Lebens eine Kunst des Lebens werde, durch welche das Wahre und Gute sich als Schön darstelle. Darum ist seine eigentliche Sphäre die Philosophie des Lebens, die, wenn auch nicht die höchste oder tiefste für den Menschen, dessen Bestimmung über das Grab hinausreicht, doch warlich für den Menschen, insofern er siebzig bis achtzig Jahre unter Menschen, mit ihnen und für sie, und doch hoffentlich nicht blos als seufzende Kreatur leben soll, ehe er ans Grab komt, auch so unwichtig oder entbehrlich nicht ist, als uns manche bereden möchten. Wenn er diese Philosophie nicht blos zur Ueberzeugung des Verstandes, sondern auch in einer Form mitteilt, welche zugleich den

Schönheitssinn befriedigt, so liegt diesem dieselbe Absicht zum Grunde, die im geselligen Leben die Formen der Achtung bestimte, den Wert des Dargebotenen nämlich durch die Art des Darbietens noch zu erhöhen. Und macht es nicht zuweilen blos die Art, daß man etwas nicht von sich weisen kann?

Solte ich einen solchen Schriftsteller schildern, wenn er unterhaltend belehrt, so wüßte ich kaum andere Züge zu finden, als Wieland zur Schilderung Aristipps gebraucht hat. „Er hatte seine schönsten Jahre zu Athen, in dem Umgange mit Sokrates und den größten Männern dieses berühmten Zeitalters, zugebracht; die Euripiden und Aristophanen, die Phidias und Polygnote, und (die Wahrheit zu sagen) auch die Phrynen und Laidion, hatten seinen Wiz gebildet, hatten jenes zarte Gefühl des Schönen in ihm entwickelt, welches ihn die Munterkeit der Grazien mit dem Ernste der Philosophie verbinden lehrte. Nichts übertraf die Annehmlichkeit seines Umgangs. Niemand

wußte, so wie er, die Weisheit unter der gefälligen Gestalt des Scherzes und der guten Laune in solche Gesellschaften einzuführen, wo sie in ihrer eigenen Gestalt nicht willkommen wäre. Er besaß das Geheimniß, den Großen selbst die unangenehmsten Wahrheiten mit Hilfe eines Einfalls oder einer Wendung erträglich zu machen, und sich an dem langweiligen Geschlechte der Narren und Gecken, wovon die Höfe der damaligen Fürsten wimmelten, durch einen feinen Spott zu rächen, den sie dumm genug waren mit dankbarem Lächeln für Beifall aufzunehmen." (Agathon Bd. 3. S. 18)

Solte ich einen solchen Schriftsteller schildern, wo er blos unterhält, wo es ihm nur darum zu tun ist, unsre Heiterkeit zu befördern, — gewiß nichts Kleines, denn der heitere und frohe Mensch ist nie lasterhaft, und wird das Menschenwohl mehr befördern, als der Grämling und der Murrkopf —; so würde ich die Züge von einer Dame entlehnen, welche

Wieland (Liebe um Liebe Ges. 5. V. 39 fgg) also schildert. Sie

Erzählt mit Laune, satyrisirt,
Malt Portraits, wie Marivaux nicht feiner
Sie malt', und macht (wie sich's gebührt,
Damit die Erzählung interessirt)
Das Kleine größer, das Große kleiner.
Das ging wie ein Wetter! Bliz auf Bliz,
Einfall auf Einfall! Empfindungen und Wiz
In ewigem Wechsel! Und solch ein Leben
In ihrem Ausdruck! Die Farben so warm!
Die Schatten so sanft, man sah sie schweben!
Alles so leicht, so ohne Bestreben
Zu schimmern, und doch so fein gegeben!
Und selbst ihr Spott so ohne Harm!

Irre ich aber wol, wenn ich sage, daß Wieland in diesen beiden Schilderungen Wielanden geschildert habe? Und wo hatte Teutschland vor ihm einen solchen Schriftsteller? Gerade so feindenkend und gewandt, so geistreich und so wizig, so ernst und so harmlos launig, so spöttisch und so anmutig mußte der seyn, der für uns werden solte, was wir noch nicht hatten,

und der uns zu dem machen solte, was wir noch nicht waren. Man vergesse doch ja nicht, daß damals die Zeit war, wo man, mit Beutelperüquen und ausgesteiften Rockschößen angetan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen stacken, in Alleen herumführte, die so steif waren, wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter einem hohen Frisurturm eingeschnürt da saß, daß sie einer Nürnberger Holzpuppe glich, zu deren Stummheit sie auch verdammt war, während die alten Basen in Gottschedischer Breite und Langweiligkeit sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten. Bei aller dieser jämmerlichen Geschraubtheit und Unnatur herschte von der andern Seite eine Rustizität und Barbarei, die kaum größer seyn konte, denn man denke nur an die Toasts voll Zweideutigkeiten und förmlicher Zoten, welche die Stelle des Wizes ersezten und mit wieherndem Gelächter aufgenommen wurden, oder an die Bakchanale der Musensöhne, die sich oft, nach Thrazischer Weise, in Schlachten

mit Bechern und Krügen, und allemal in einem allgemeinen Rausch endigten.“ Wie, und dürfte ich hier nicht mit Wieland fortfahren? „Das feinere Gefühl des Schönen und Anständigen, den züchtigen Scherz und das wizige Lachen, und diese liebliche Trunkenheit, welche die Sele nicht ersäuft, nur sanft begeistert, sie, wie der Homerische Nepenthe, in süßes Vergessen aller Sorgen einwiegt, unfähig zur Traurigkeit macht, und jeder zärtlichen Regung und schuldlosen Freude öfnet, — von allem diesem wußten die guten Leute nichts. Zwar hatten die Musen angefangen, ihnen ihre Gaben mitzuteilen; aber ohne die Grazien und Amorn in ihrer Gesellschaft ist es selbst den Musen nicht gegeben, die Verschönerung des Menschen zu vollenden.“ (Grazien B. 4.)

Wie denn, und Wieland, welcher zuerst Amorn und die Grazien im Geleite der Musen in unsre Gesellschaften einführte, hier die peinliche Steifheit und dort die lärmende, zügel-

löse Fröhlichkeit daraus verscheuchte, die Wildheit des Jünglings in feine Sitte die Blödigkeit des Mädchens in beselte Anmut verwandelte, der unsern Wiz zugleich mit unserm Gefühl verfeinerte, unsre Vergnügen veredelte, indem er unsre Sitten verschönerte, der dem Ernst Milde und der Tugend Heiterkeit gab, — dieser Wieland hätte nicht große, bedeutende und wahrscheinlich unvergängliche Verdienste um uns, um unser ganzes geselliges Leben und dessen Annehmlichkeiten? Wer sagen wollte, daß ich zu viel auf Wielands Rechnung geschrieben hätte, der hat wol schwerlich erwogen, daß der Einfluß des gesellschaftlichen Schriftstellers in keinem Lande größer und bedeutender ist, als in Teutschland, wo keine Hauptstadt und kein einzelner Hof den Ton für alle Provinzen angibt, wo nur die Feder des Schriftstellers in alle Provinzen reicht, und die Literatur das einzige Band war, welches alle Provinzen vereinigte. Nur in Einem noch vereinigten sich wenigstens alle Höfe und aller Hof-Adel und

alles, was diesem sich zunächst anschloß, in der Nachahmung des Hofes und der Hauptstadt Frankreichs, welche für die Muster des guten und feinen Tones gehalten wurden, und zur Zeit Ludwigs XIV. unstreitig auch waren. Eben das Volk aber, welches die Formen der geselligen Sitte für ganz Europa bestimt hatte, dessen Hauptneigung die Geselligkeit und dessen Glück und Stolz Repräsentazion ist, hatte auch die ersten und berühmtesten gesellschaftlichen Schriftsteller hervorgebracht, welche mit ihrer Feder mehr für Frankreich eroberten, als Ludwig mit all seinen Feldherren und Heeren. Wielands Blick mußte demnach in zwiefacher Hinsicht auf Frankreich gerichtet seyn, und welcher Billige kann ihm verargen, wenn er sich in diesen beiden Beziehungen den Franzosen näher anzuschließen suchte und wirklich anschloß? Das Griechische in ihm sagte ja öfters diesem Französischen zu, wie denn Athen und Paris gar manche Vergleichung gestatten; wenn er aber die französische Decenz bisweilen nach Athen

bringen zu müssen vermeinte, so verbesserte er auch wieder mit Attischer Urbanität die französische Courtoisie. Ich nante ihn einst einen Franzosen, der in Athen das Bürgerrecht erlangt habe, und er erwiederte: „Warum nennen Sie mich denn keinen Athener, der unter die Franzosen verschlagen ward?" Wirklich schloß er sich den Franzosen in diesen Beziehungen als ein Grieche an. Die Meisten sahen zwar nur den Franzosen, und vielleicht trug das nicht wenig dazu bei, seine Wirksamkeit und seinen Einfluß zu verstärken und mehr zu verbreiten.

Wie gesagt aber, es kam hiebei nicht weniger auf die Art der Darstellung als das Dargestelte selbst an. Der gesellschaftliche Schriftsteller soll durchaus auf den Ton der wahrhaft guten Gesellschaft gestimt seyn: welche Anfoderung war dies für Wielanden zu einer Zeit wo man in Gesellschaften von feinem und gutem, das hieß französischem, Ton auch nur der französischen Sprache sich bedienen zu kön-

nen glaubte! Mit Feinheit und Anstand, Wiz und Zierlichkeit sich auszudrücken traute man der Muttersprache nicht zu, und hatte vielleicht nicht ganz Unrecht, insofern man nach deren damaliger Beschaffenheit urteilte. Zwar hatte, was sie an Kraft und Erhabenheit, an Pracht und Würde, an tiefem und zartem Ausdruck des Gemüts, zu leisten fähig sey, welche Gediegenheit und Fülle in ihr liege, Klopstock auf eine glänzende Weise gezeigt: allein gesezt auch, der erzteutsche Klopstock hätte an den französischen Höfen Teutschlands den Eingang gefunden, den er nicht fand, so hätte das doch die Frage nicht gehindert, ob denn eben diese Sprache auch für den Ausdruck der feineren Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens Geschmeidigkeit genug besize. Dies in seinem ganzen Umfange zu beweisen, mußte Wieland so ganz für die Sphäre der schönen Poesie geschaffen seyn, als Klopstock es für die der erhabenen war. Beide stehen sich hier an Verdiensten gleich, und jeder ist in seiner Sphäre gleich

groß. Wieland wurde der Schöpfer unsers feineren Umgangstones, und zeigte zuerst, was an Leichtigkeit und Sanftheit, an Reiz und Anmut, in feinem Scherze, leisem Spotte, zierlicher Wendung und tändelndem Spiele die verachtete Sprache vermöge, und welcher unendlichen Bildsamkeit sie auch von dieser Seite fähig sey. Hier fand man zum erstenmale das Sanfte nicht matt und gedehnt, das Niedliche ungezwungen, das Naive ungeziert, die Grazie nicht platt, den Scherz nicht plump, und die Galanterie nicht fad, einen gefälligen munteren Ton statt des steifen altväterischen, und auf der angenehmen Mittelbahn zwischen dem Kostbaren und Gemeinen so leichten ungezwungenen Gang, daß man sich wie durch einen Zauberschlag in eine neue Welt versezt glaubte. Und war es nicht eine neue Welt, in die uns Wieland versezte? „Daß, wie der trefliche Kolbe sagt, die Geistesbildung eines Volks mit der Kultur der Muttersprache gleichen Schritt hält; daß durch diese, und fast durch diese

allein, in ihren leisesten zartesten Regungen die Sele sich ausspricht, daß, wie die Sprache veredelnde Pflege des Menschen annimt, sie auch wiederum veredelnd auf sein Innres zurückwirkt:" wer wird dieses leugnen wollen? Ist's aber dann noch nötig zu sagen, daß Wieland auch darum so ungemein auf die Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens wirkte, weil er in seiner Sprache dem Geiste gleichsam das Organ dazu gab? Warlich und dafür sind wir ihm mehr Dank schuldig, als mancher sich einbilden mag. Die französischen gesellschaftlichen Schriftsteller hatten für ihre Literatur, und eben damit auch für ihre Nazion, die Höfe und höheren Stände von ganz Europa erobert, Wieland eroberte uns unsre Fürsten und Großen für Teutschland. Sonderbar genug findet sich also, daß er gerade durch das, was Französisches an ihm seyn mochte, den Franzosen eine für uns so wichtige Eroberung entriß. Nicht als ob man sogleich aufgehört hätte, in den Zimmern der Großen

französisch zu reden: allein man fing doch nach gerade an, wenigstens über ein teutsches Buch französisch zu reden; allgemach fanden sich Mehrere, die sich nicht schämten, ein teutsches Buch zu lesen; das alte durchaus französische Geschlecht ging ab, und das neue konte sich nicht verhehlen, daß das Vaterländische doch wenigstens eben so gut sey, als das Ausländische, zumal da das Ausland selber uns an Gerechtigkeit gegen uns selbst übertroffen, und Wieland namentlich Eingang in Frankreich, ja Nachahmer daselbst gefunden, und einer seiner Nachahmer, Dorat, sogar bereits über Germanomanie sich beklagt hatte. So war denn vor allen sein Eingang in die höheren französisch-teutschen Zirkel entschieden, wie sein Einfluß auf alle zu größerer Feinheit sich bildenden teutschen Zirkel entscheidend gewesen war. Beide näherte er einander, und wenn er diesen, wie nicht zu leugnen, aber doch wol auch nicht geradehin zu verwerfen ist, etwas Französisches gab, so flößte er hergegen den ersteren unver-

merkt auch eben so viel Teutsches ein. Beide Teile konnten dadurch nur gewinnen, denn wenn die teutsche, oftmals derbe, Ehrlichkeit zu einiger feinen Lebensart, und die französische, meist gemütlose, Politesse zu einiger Herzlichkeit kam, so erhielt jede, was ihr gebrach.

Konte nun aber Wieland, um alles dies zu wirken und zu leisten, wol anders seyn, als er eben war? Was Delbrück irgendwo von Klopfstock gesagt hat, dieser Mann sey bestimt gewesen, die Bildung der Teutschen zu gründen, und habe hiezu beitragen müssen durch seine Tugend nicht weniger, als durch seine Fehler, — eben dieses scheint mir mit dem vollesten Recht anwendbar auch auf unsern Wieland.

Wieland aber hätte weit weniger leisten dürfen, als er geleistet hat, um immer noch unsre Bewundrung zu verdienen, denn er hatte keinen Vorgänger, keinen Rival und keine Aufmunterung. Nicht in einer glänzenden volkreichen Hauptstadt, im aufregenden Wechselverkehr mit den geistreichsten, wizigsten Köpfen

der Nazion, unter dem Einflusse jener Kotterien, die in Paris von der Zeit der Marquise Sablé bis zu Madam Geoffrin und l'Espinasse sich zu Bureaux d'esprit erhoben, sondern in einer kleinen Stadt im Winkel von Schwaben, wohin nur die Gunst eines seltenen Zufalls ihm eine kleine, aber erwählte, Gesellschaft verschlagen hatte, da blühte unser erster gesellschaftlicher Schriftsteller auf. Meist abgeschieden von aller Gesellschaft, ohne bedeutenden literarischen Briefwechsel, schloß er sich auch hier desto enger an seine todten und abwesenden Freunde, die Weisen und Dichter aller Zeiten und Völker an, die aber für ihn nicht tod und abwesend blieben. Hatte er dadurch den Vorteil, nur selten Plattheiten hören zu müssen, so sezte es ihn freilich auch von der andern Seite dem Nachteil aus, daß man ihm leicht, und zum Teil mit bösem Willen, nachweisen konte, wo sein Genie an einem andern sich entzündet, wo er dieses oder jenes gelernt, einen oder den andern Kunstgriff abgesehen hatte;

manchem fiel es wol gar ein, den Reichtum und die Originalität seines Geistes dadurch verdächtig zu machen. Gesezt, dies hätte Grund, so wüßte ich doch nicht, wo mehr poetischer Bildungstrieb zu finden wäre, denn wie groß und stark mußte dieser nicht seyn, um von den ungünstigsten Umständen nicht unterdrückt zu werden. Es ist wahr, die Einsamkeit ist dem Genie beförderlich wie dem Gemüt; allein eine Einsamkeit, in der dem Genie auch Muße gegeben ist, und die hatte der gute Wieland nun gerade gar nicht. Wolte er mitteilen, was sein Geist gedacht, sein Herz gefühlt und seine Phantasie gestaltet hatte, so konte dies nur in Nebenstunden geschehen, oder in Nächten, wo der innere Drang die müde Natur um ihren Zoll betrog; sehr oft aber mußten auch Musen und Grazien, seine Psychen und Danaen, seine Musarien und Zeniden und Zauberer und Feen sich bequemen, den Dichter zwischen den bestaubten Aktenbündeln einer sehr unästhetischen Kanzleistube zu besuchen, — denn nach sechs

Wochen seiner Anwesenheit in Biberach war die Stelle des Kanzleidirektors erledigt worden, und Wieland erhielt sie, wurde aber dadurch fast zwei Jahre lang in einen Zustand peinlicher Besorgniß versezt. Zwischen dem evangelischen und katholischen Teile des Magistrats war nämlich über die Ausgleichung der Kanzlei und des Syndikats ein Prozeß entstanden, der unsern Wieland unaufhörlich mit dem Verlust seiner Stelle bedrohte, bis im Jahr 1764 die katholische Partei bemerkte, daß eine deshalb in Wien niedergesezte Hofkommission zu Gunsten des evangelischen Anteils überhaupt und Wielands insbesondere entscheiden würde. Nun ging sie einen Vergleich ein, durch welchen Wielands Zustand wenigstens von einer Seite leidlicher, und sein Siz in jener Kanzleistube gesichert wurde. In ihr sind ein ziemlicher Teil des Agathon, des Idris, der Musarion u. a. geschrieben, und -- wer hat an ihnen den verstimmenden Prozeß, die Nähe der Protokolle, Lampenrauch oder Kanzleistaub bemerkt? Glück-

lich in sich und in dem Vergnügen, das er Andern bereitete, gab Wieland sich ganz dem rastlosen Drange seines Innern hin, und sezte das Leben an die schöne Bildung des Lebens. Wer würde seiner Lage nicht verzeihen, wenn der Dichter sich blos hätte gehen lassen? Was aber jeder Billige gern tun würde, das tat er selbst nicht, weil er sich selbst, d. h. einer für jedes Schöne ungemein empfänglichen, zartfühlenden und richtig urteilenden Sele, genügen wolte. In manchem arbeitete er, echt genial, sich selbst unbewußt dessen, was er leistete (nicht was er wolte), wie aus dem hervorgeht, was er an Geßner schrieb (29. Aug. 1766): „Musarion ist gewissermaßen eine neue Art von Gedichten, welche zwischen dem Lehrgedicht, der Komödie und der Erzählung das Mittel hält, oder von allen dreien etwas hat. Ich habe vor, dergleichen künftig mehr zu machen, unter denen das Gastmal des Solon und Aspasia, oder die Kunst zu gefallen, seyn werden. Die Grazien werden gleichfalls, — aber ich fange an zu

merken, daß ich nicht klug bin, Ihnen von allen den Einfällen zu sagen, die mir im Kopfe herumgehen, und deren Ausführung von so vielen zufälligen Umständen abhängt. So viel ist gewiß, daß ich eine Menge Sujets habe, welche, wenn ich lebe, mich nach und nach beschäftigen, und vielleicht das Publikum ermüden werden zu lesen, ehe ich müde werde zu reimen; so unbegreiflich groß ist der Reiz, der mit diesem seltsamen und tändelhaften Hexenwerk verbunden ist." Damit er aber, was er ein tändelhaftes Hexenwerk nennt, sich selbst genügend zu Stande brächte, war ihm nun auch noch für den Teil, welcher Sache des Verstandes und des hartnäckigen Fleißes ist, Studium und unverdroßne Arbeitsamkeit vonnöten, um Schwierigkeiten zu überwinden, die oft um so verdrüßlicher machen, je geringfügiger sie scheinen, und die von den Wenigsten bemerkt, von den Meisten kaum geahnet werden, weil sie das vollendete Werk mit dem Ansehn der Leichtigkeit täuscht. Wieland, der nur zu gut einsah, wie

viel auf diese scheinbaren Geringfügigkeiten ankomme, wenn der Körper die schöne Sele gleichend in allen Teilen umhüllen solle, wendete daher auch auf sie die größte Aufmerksamkeit und den hartnäckigsten Fleiß; und so kam es denn, daß an gerundeter Komposizion, angemessenem Ausdruck, Wohlklange der Sprache und Melodie des Verses nur wenige Dichter jener Zeit ihm gleich kamen, keiner ihn übertraf.

„Die Sprache der Musen," sagt er in einem Schreiben aus jener Zeit, „ist eine Art von Musik, welche die zartesten Saiten der Sele rühren soll. Ich verweise es den Dichtern und mir selbst, daß die meisten durch die Gelindigkeit des größern Teils der Leser verfürt, sich selbst allzugelinde sind. Auf der andern Seite aber scheinen mir die Kunstrichter, welche so viel von uns fodern, nicht allemal zu bedenken, ob die Vollkommenheit, die sie in unsern Werken vermissen, in gewissen Umständen, in dem Zeitalter, in dem Lande, worin wir leben, bei den Sitten, bei den Beispielen, von denen

wir unvermerkt angesteckt werden, bei den Zerstreuungen, die wir nicht vermeiden konten, oder bei den Aufmunterungen, die uns gefehlt haben, möglich gewesen sey. Was für ein Unterschied, der Mitbürger eines Volks zu seyn, wo den Tugenden und Talenten Statuen aufgerichtet werden, oder unter einem andern zu leben, wo sich beide allzuglücklich schätzen müssen, wenn sie nur Verzeihung erhalten! Was Wunder also, da unsere Verfassung, unsere Erziehung, unsere Sitten den Musen so wenig günstig sind, daß eine Menge sonderbarer Umstände zusammen kommen müssen, bis unter den poetischen Genien, deren unsere Nazion ohne Zweifel so viele hervorbringt, als irgend eine andre, einer oder der andre wirklich entwickelt und zu demjenigen gebildet wird, wozu ihn die Natur bestimt hatte? Aufrichtigkeit und Liebe zur Freiheit gehören unter die Eigenschaften, womit die Natur mich bis zum Ueberfluß zu begaben gut gefunden hat. Ein gerührtes Herz, ein wirklicher Enthusiasmus, eine

von einem wirklichen Gegenstand entzückte Sele, war die Quelle von allem, was ich geschrieben habe. Wenn ich hierin von vielen andern Poeten verschieden bin, so dienet zu wissen, daß ich niemals ein Poet, wie diese sind, zu seyn verlangt habe. Was diejenige Art von Ehrgeiz betrift, die dazu erfodert wird, es sey nun als Ritter oder Stallmeister, sich mit den poetischen Riesen, Zwergen, Mauleseltreibern und bezauberten Mohren einzulassen, so versichere ich, so wahr mir die Musen günstig seyn mögen! daß sie mich niemals angefochten hat; und überhaupt muß ich gestehen, daß ich nach der allergenauesten Selbstprüfung schon vorlängst die Entdeckung gemacht, daß mir die Natur den Ehrgeiz gänzlich versagt hat, der die Gelehrten, es sey nun, daß sie sich in Prosa oder Versen, in Reimen oder Hexametern zu verewigen suchen, begeistern soll, und von welchem ich nur nicht einmal fähig bin, mir einen deutlichen Begrif zu machen."

Gerade solch eine Natur ward aber auch erfodert, um in Wielands Lage zu leisten, was er geleistet hat, geleistet blos durch eigene Kraft, anerkanten Mustern und seinem feinen Gefühle mehr vertrauend, als der schwankenden Kritik seiner Zeit. Höchstens nahm er Horaz und Diderot zu Leitern, welcher Leztere ihn besonders von seinem alten Uebel der Caricature en beau glücklich heilte. Daß er von dem Einflusse der Sulzerschen ästhetischen Einseitigkeit, der Ramlerschen Kälte und aller andern Geschmacksprudèrie sich frei erhalten, und mit alter Künstlerunschuld ungehindert und ungeirrt sich blos seinem Genius hingeben konte, war ein Vorteil, den er aus Biberach zog, wol aber auch der einzige, denn allen übrigen hatte ihm Warthausen gebracht. Dieses Warthausen selbst aber war ihm eine Zeitlang verleidet gewesen, weil er, um den Rechten seiner Vaterstadt nichts zu vergeben, lieber des Grafen Ungnade sich zuziehen und freiwillig der ange-

nehmsten Erholungen berauben wollte *). Das gute Verhältniß wurde zwar, wiewol erst nach zwei Jahren, wieder hergestellt, bald darauf aber entfernte sich der Graf mit seiner Umgebung auf längere Zeit von Warthhausen, und

*) Mad. la Roche n'est plus ici; elle a suivi son mari et son maitre à Bönigheim, terre du Comte de Stadion. Nous ne nous écrivons plus, parceque j'ai eu le malheur d'encourir la disgrace de son excellence en faisant mon devoir et rien de plus. — — J'aurai le plaisir de vous raconter toutes les circonstances d'un événement méprisable en soi-même, mais qui m'est bien important, parcequ' il m'a appris bien des choses que je ne savois pas et quae nescire malum erat. Aus einem Briefe Wielands an Zimmermann v. 17. November 1766. An denselben schrieb er d. 19 März 1767: „Seitdem ich durch einen Anfall von Patriotismus für die Stadt Biberach mir die Ungnade des Grafen v. St. zugezogen habe, erfahre ich nicht das mindeste mehr von allem, was mich interessirt, und lebe von der gelehrten und politen Welt so abgeschieden, als in irgend einer Klause in Tyrol."

eben jezo stand dieses für ihn ganz verödet, denn der Graf Stadion war gegen Ende des Jahres 1768 daselbst gestorben. Wieland dürfte daher, bei allem innern Reichthum, doch Gefar gelaufen haben, daß bei längerer Dauer seiner Lage der Dichter über dem Kanzleidirektor verkümmert wäre, ungeachtet er in der lezteren Zeit beide recht gut mit einander ausgeglichen hatte. „Was meine Kanzellei betrift," schrieb er d. 24. Aug. 1768 an Riedel, „so müssen Sie sich die Sachen eben auch nicht so gar gräßlich vorstellen. Ordentlicher Weise habe ich die meisten Nachmittage zu meiner Disposizion, und meine Geschäfte gehen mir leicht von der Hand; dafür bin ich aber auch, ohne Ruhm zu melden, einer der expeditivsten Leute im ganzen Schwabenland. Nur ein kleines Tuskulanum geht mir noch ab, und bis ich erben werde (wozu vor den nächsten zwanzig Jahren wenig Hofnung ist), sehe ich auch keine Möglichkeit, eines zu bekommen. In Ermangelung dessen habe ich ganz nahe an unserer Stadt, aber doch

in einem etwas einsamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemietet, wo ich die angenehmste Landaussicht von der Welt habe, und so nahe es meinem Hause in der Stadt ist, doch völlig auf dem Lande bin. Hier bringe ich des Sommers meine meisten müßigen Stunden zu, solus cum sola, aber ganz allein mit den Musen, Faunen und Grasnymphen, deren ich von Zeit zu Zeit einige im Gesicht habe, welche auch den enthaltsamsten Einsiedler unversucht lassen würden. Hier sehe ich die Knaben baden, keine Nymphen; ich rieche den lieblichen erfrischenden Geruch des Heues; ich sehe schneiden und Flachs bereiten; auf der einen Seite erinnert mich aus der Ferne der Kirchhof, wo die Gebeine meiner Voreltern liegen, daß ich leben soll, so lange und so gut ich kann; — auf der andern lockt mir ein durch Gebüsche halb verdeckter Galgen fernher den Wunsch ab: daß ein halb Duzend Schurken, die ich ganz trozig tête levée herumgehen sehe, daran hängen möchten. Ich sehe Mühlen, Dörfer, einzelne Höfe; ein langes

angenehmes Thal, das sich mit einem zwischen Bäumen hervorragenden Dorfe mit einem schönen, schneeweißen Kirchthurm endet, und über demselben eine Reihe ferner, blauer Berge, aus denen im Abendstrahl Horn, ein uraltes, seit Kurzem von den jezigen Besizern neu aufgebautes Schlößchen herausglänzt. Das alles macht eine Aussicht, über der ich Alles, was mir unangenehm seyn kann, vergesse, und mit diesem Prospect vor mir, size ich an einem kleinen Tische und — reime."

Da indeß nicht jeder Tag ein schöner Sommertag ist, und andere Zeiten auch andere Stimmungen gebracht haben würden; so dürfte es doch wol ein Glück zu nennen seyn, daß gerade zu einer Zeit, wo Wieland aus seiner bisherigen Lage all dem Vorteil gezogen hatte, der möglicher Weise für ihn und unsre poetische Litteratur nur irgend daraus zu ziehen war, sein erworbener Ruhm und der bei den Großen erhaltene Eingang eine Veränderung dieser Lage

herbeiführten. Schrieb er doch schon am 17. September 1769 an Salomo Geßner:

„Nein, liebenswürdigster meiner Freunde, glauben Sie nicht, daß es möglich sey, jemals von mir vergessen zu werden. Im Gegenteil wünsche und hoffe ich, daß die mir bevorstehende Veränderung ein neuer Beweggrund werden möge, unsre alte Freundschaft von neuem zu beleben und wirksamer zu machen, als sie seit geraumer Zeit aus zufälligen Ursachen gewesen ist. — Was für eine Veränderung? werden Sie sagen. — Eine sehr große in Absicht meiner gegenwärtigen Situazion, und, wie ich hoffe, eine glückliche. Ich habe von dem Kurfürsten zu Mainz (c'est à dire von demjenigen, aus dessen Augen er sieht, von dem jezigen Großhofmeister Freih. von Großschlag, einem Mann, auf den sich das Prädikat Arbiter elegantiarum so vollkommen schickt, als es sich seit dem alten Petronius auf irgend jemand geschickt hat) einen Ruf als Regierungsrath und Professor Primarius der Philosophie auf der Uni-

versität zu Erfurt, mit 600 Rthlr. Gehalt, bekommen, und alle Umstände und Bedingungen sind so beschaffen, daß ich so viel als entschlossen bin, diesen Ruf anzunehmen. Man hat mir zu erkennen gegeben, daß man mich nur um meines Namens willen haben wolle, und daß man zufrieden sey, wenn ich komme, solte ich auch gleich nichts anders tun, als daseyn und machen, was mir selbst gefalle. Sie sehen, mein Theuerster, mit einem Blicke alle agrémens und desagrémens dieser Verpflanzung; vermutlich werden Sie mit mir der Meinung seyn, daß die ersten, in Vergleichung wenigstens mit dem sklavenmäßigen Amte, das ich unter diesen Kamtschadalen von Biberach schleppe, die lezten weit übersteigen. Ich werde also, so Gott will, gehen, und nun stellen Sie sich die Figuren vor, die ich unter diesen neumodischen, süßen, philosophischen und literarischen Kleinmeistern, womit die Baumgartensche, Meyerische und Klozische

Schule Sachsen angefüllt hat, machen werde. Ich verspreche Ihnen, mich so ganz leidentlich aus der Sache zu ziehen, und vielleicht, ohne große Bewegungen und viele Maschinen dazu zu gebrauchen, den Sachen eine andere Gestalt zu geben, als sie dermalen haben."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Seite

1733 – 1750 1

1751 – 1752
Wieland i. Tübingen 32

1752 – 1760
Wieland i. d. Schweiz 52

1760 – 1769
Wieland in Biberach 122

H. HEINRIC
Buchbinde
Rotten

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gruber, Johann Gottfried, 1774-1851

Christoph Martin Wieland

Bd.: 1

Leipzig [u.a.] (1815)

Biogr. 1242-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067951-8